



KUNST AUF DEM LANDE

HERAUSGEGEBEN VON
HEINRICH SOHNREY

BIELEFELD — LEIPZIG — BERLIN
VERLAG VON VELHAGEN & KLASING

Kunst auf dem Lande

≡ Ein Wegweiser ≡
für die Pflege des Schönen
und des Heimatsinnes im
≡ deutschen Dorfe ≡

Unter Mitwirkung von

Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat, Ministerialdirektor Dr. H. Thiel=
Berlin; Dr. P. Jessen, Direktor der Bibliothek des Kgl. Kunst=
gewerbemuseums in Berlin; Architekt Ernst Kühn=Dresden;
Geh. Ober-Reg.-Rat Hans Lutsch=Steglitz, Konservator der
Kunstdenkmäler; Robert Mielke=Charlottenburg; Ober=
baurat K. F. L. Schmidt=Dresden; Oscar Schwindraz=
= heim=hamburg; Prof. Paul Schultze=Naumburg =

herausgegeben von

Heinrich Sohnrey

Geschäftsführer des »Deutschen
Vereins für ländliche Wohlfahrts=
≡ und Heimatpflege ≡

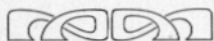
Mit 10 farbigen Beilagen und 174 Textabbildungen



Bielefeld, Leipzig und Berlin 1905
Verlag von Delhagen & Klasing

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Einleitung. Von Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat, Ministerialdirektor Dr. H. Thiel-Berlin	1
Das Dorf. Von Robert Mielke-Charlottenburg. Mit zweiundzwanzig Abbildungen	3
Die Dorfkirche. Von Geh. Ober-Reg.-Rat Hans Lutsch-Steglich, Konservator der Kunst- denkmäler. Mit sechsundzwanzig Abbildungen	21
Der Dorffriedhof. Von Robert Mielke-Charlottenburg. Mit vierzehn Abbildungen	57
Gemeindebauten. Von Architekt Ernst Kühn-Dresden. Mit achtzehn Abbildungen	67
Haus und Wohnung in alter Zeit. Von Direktor Dr. Peter Jessen-Berlin. Mit sechs- undvierzig Abbildungen	101
Neuzeitliche Betrachtungen über das Bauen auf dem Lande. Von Oberbaurat K. F. L. Schmidt- Dresden. Mit zehn Abbildungen	157
Der Garten auf dem Lande. Von Prof. P. Schulze-Naumburg. Mit elf Abbildungen	181
Bäuerlicher Hausfleiß. Von Oscar Schwindraheim-Hamburg. Mit sechs Abbildungen	191
Tracht und Schmuck. Von Oscar Schwindraheim-Hamburg. Mit fünfundzwanzig Abbildungen	203
Das Bild im Bauernhause. Von Robert Mielke-Charlottenburg. Mit sechs Abbildungen	225
Nachwort des Herausgebers	233





Einleitung.

Der Deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege will durch seine Veranstaltungen vor allem die Landflucht bekämpfen, er zieht daher in den Kreis seiner Aufgaben alles, was dazu dienen kann, das Land dem Landvolke lieb und wert zu erhalten, und hofft hierzu auch die Förderung der Kunst auf dem Lande benutzen zu können. Die Teilnahme des Städters an den Reizen des Dorfes ist uns gewiß nicht gleichgültig, allein wir wollen doch sehr viel mehr erreichen als dem Städter, wenn er das Land besucht, das romantisch-sentimentale Gefühl zu erhalten, welches das Land- idyll im Gegensatz zur Stadt in ihm zu erwecken pflegt. Wir wollen das Land in seiner Eigenart und Schönheit weiter ausbilden, ganz besonders auch um des Landvolkes selbst willen, in dem das Bewußtsein gestärkt werden muß, daß das Land, wenn richtig ausgebaut, zwar nicht in allen Punkten das gleiche bieten kann wie die Stadt, dafür aber besondere Vorzüge besitzt, welche den städtischen reichlich die Wage halten. Zu diesem Ausbau des Landes die Kunst heranzuziehen, ist naheliegend. Ist es doch ihre Aufgabe, wenn die Notdurst des Lebens gesichert, die Freude am Dasein zu erhöhen und zu veredeln. Nichts wäre törichter als dem Landvolke, weil es in vielen Dingen einen anderen Geschmack hat als der Städter, eigenes Kunstgefühl und den Sinn für den Schmuck des Lebens abzuspochen. Dies Gefühl ist ja, wie die ältesten vorge-schichtlichen Funde mit ihren unbeholfenen Radierungen zeigen, eine ganz elementare Urkraft der Menschenseele, warum sollte sie dem Bauernstande abhanden gekommen sein, nachdem er sie, wie tausende alter Bauten und Ausstattungen in allen Gegenden unseres Vaterlandes zeigen, in so hervorragender Menge besessen und zur Geltung gebracht hat? Freilich waren frühere Zeiten der Entwicklung einer besonderen Landkunst günstiger als die heutigen, in welchen die Menschen in einer früher ganz ungeahnten Weise durcheinander-gewirbelt werden und ihre Eigenart um so schwerer behaupten könnten als auch die ganzen ländlichen Verhältnisse in vielen Beziehungen den städtischen ähnlicher werden und auch werden mußten, wenn der Bauer überhaupt im Wettbewerb des geschäftlichen Lebens obenauf bleiben will. Trotzdem gibt es noch genug alte Überlieferungen auch auf dem Gebiete der ländlichen Kunst, an die man anknüpfen und die man zu neuem kräftigen Leben weiterentwickeln kann. Diese Aufgabe bietet allerdings manche Schwierigkeiten. Mit der einfachen Nachahmung alter Muster, so sehr sie auch unser Kunstgefühl befriedigen mögen, wird man nur in den seltensten Fällen sich begnügen können. Was feinerzeit mustergeräthig war, kann es heute kaum mehr sein, da sich fast alle bedingenden Verhältnisse ganz bedeutend verändert haben. Ebensovienig wie es dem Landmann heute frommen würde, in seiner ganzen Wirtschaftsweise bei der Bäter Sitte zu verharren, ebensovienig kann man von ihm verlangen, in der Anlage seiner Dörfer, dem Bau seiner Wohnungen und bei ihrer Ausstattung mit Gerät und Schmuck und schließlich auch in seiner Tracht alles beim alten zu belassen. Neue Zeiten bringen neue Bedürfnisse, und der gesteigerte Kampf um das Dasein läßt vielfach die Rücksicht auf das Zweckmäßige die Oberhand gewinnen über die Rücksicht auf das Schöne. Und doch sollte zwischen dem Schönen und dem Zweckmäßigen eigentlich gar kein Widerspruch sein, ja man könnte den Begriff des Schönen in dem des vollendet Zweckmäßigen

finden, wenn man, soweit Menschen in Betracht kommen, die Freude am Schönen auch als einen berechtigten Zweck auffaßt. Die Zweckmäßigkeit selbst ist aber je nach den wechselnden Verhältnissen eine veränderliche, und daß man in unserer Zeit unter ganz veränderten wirtschaftlichen Bedingungen, bei einer ganz anderen Einsicht in die Anforderungen der Gesundheitspflege und bei ganz anderen Anforderungen an die Annehmlichkeiten des Lebens, sowie schließlich bei ganz anderen Möglichkeiten von Bauausführungen mit den uns jetzt zu Gebote stehenden mannigfaltigen Baustoffen sehr unzuweckmäßig handeln würde, wenn man einfach nur auf alte Muster zurückgreifen wollte, das liegt auf der Hand. Weiterentwicklung, nicht unverständige Nachahmung alter ländlicher Vorbilder muß das Lösungswort sein. Noch unverständiger ist es freilich, wenn man die Weiterentwicklung darin suchen wollte, daß man städtische Muster auf das Land verpflanzt. In dieser Beziehung ist besonders im Bauwesen viel gesündigt worden, und man kann unsere Bau- und sonstigen Behörden und unsere Lehranstalten von einer Mitschuld hieran nicht freisprechen. Nicht aus bösem Willen aber aus mangelndem Verständnis und mangelnder Teilnahme für die ländlichen Verhältnisse hat man lange Jahre hindurch sich um diese Dinge nicht bekümmert, ja vielfach noch durch Bau- und ähnliche Ordnungen die naturgemäße ländliche Entwicklung gestört und in städtische Zwangsformen gebracht. Solange der Bauer seine Bauten noch allein mit Hilfe ländlicher, durch keine Schule gegangener Bauhandwerker besorgte, blieb noch vieles der ländlichen Eigenart erhalten. In dem Maße aber, wie jeder Maurer- und Zimmermeister nun mindestens eine Baugewerkschule besucht hat und hier wesentlich mit städtischen Mustern gefüttert worden ist, wird die Sache um so gefährlicher, je verführerischer das städtische Muster dem Bauern erscheint. Denn das ist ja eine der Haupteigenschaften des Bauern, daß er nur zu gern seine Nachbarn übertrumpfen will, und nichts kann ihm besser als dazu geeignet vorgestellt werden als ein ganz neuer, im Dorfe noch nicht vorhandener städtischer Bau. Hier gilt es einzusetzen und die verzeihliche Eitelkeit des Bauherrn zu befriedigen und doch den besonderen Bedingungen der ländlichen Bauart gerecht zu werden. Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse soweit das Hausgerät, der Schmuck der Wohnung und die Tracht der Menschen in Betracht kommen. In allen diesen Beziehungen ist in letzter Zeit schon manches unter tatkräftiger Teilnahme der Behörde erreicht, und diese Wandlung zum Besseren zu kräftigen und zu fördern, ist auch der Zweck der nachfolgenden Abhandlungen, zu welchen sich eine Anzahl in der Sache stehender und für sie begeisterter Fachleute vereinigt haben. Wir wenden uns mit diesem Buch nicht in erster Reihe und unmittelbar an das Landvolk selbst, der deutsche Bauer ist Gott sei Dank nicht gerne bevormundet, und besonders, wo sein Geschmack und seine Lebensgewohnheiten in Frage kommen, muß man ihn sehr vorsichtig behandeln. Wir würden oder glauben schon viel erreicht zu haben, wenn wir mit dieser Schrift in den Kreisen der Behörden und aller Personen, welche in diesen Fragen Einfluß auf dem Lande besitzen, also vor allem der Gutsbesitzer, Geistlichen und Lehrer, den Sinn für Erhaltung der ländlichen Eigenart auf den verschiedenen Gebieten der Kunst und die Neigung zur Teilnahme an unseren Bestrebungen geweckt und gefördert hätten. Daß wir diesen Erfolg erhoffen können, danken wir neben unsern Mitarbeitern auch der Verlagsbuchhandlung, welche sich der Ausstattung des Werkes in anerkenntniswerter Weise angenommen hat.

Möge das Buch dazu beitragen, die gute Sache zu fördern und den Bestrebungen unseres Vereins immer neue Anhänger zu gewinnen. Möge aber auch überall in deutschen Landen der Landwirtschaft ein Aufschwung beschert sein, welcher es jedem, auch dem kleinsten Landwirt gestattet, über das notwendigste Bedürfnis des Lebens hinaus seinem Heim und dessen Umgebung den Schmuck der Kunst zuteil werden zu lassen.



Das Dorf.

von

Robert Mielke.

Mit zweiundzwanzig Abbildungen.



Bekanntlich ist Deutschland das Land der Vielgestaltigkeit. Die buntscheckige Landkarte von ehemals, für die der Spötter nur das Wort von den vielen Vaterländern fand, hat wenigstens in der Kunst das Gute gehabt, daß dem gemeinsamen Boden der nationalen Kultur eine fast unendliche Reihe von individuellen Bildungen entsprehen konnte. Nicht in letzter Linie gilt dies auch von den Siedlungsformen. Selbst wenn man von dem Stadtbilde absieht, das sich trotz gleichartiger, wirtschaftlicher und politischer Entwicklung nach örtlichen Verhältnissen verschieden entwickelt hat, so findet man bei dem Dorf allein eine große Anzahl von Verschiedenheiten, die künstlerisch um so stärker wirken, je enger sie sich dem natürlichen Charakter der Landschaft anschmiegen.

Wer die Entwicklung der Dorftypen verfolgen will, hat zwei Wege zur Auswahl, die ihm nach Bedürfnis eine kulturgeschichtliche oder eine kunstgeschichtliche Aufeinanderfolge zeigen. Er kann den west-östlichen Weg einschlagen, der ihn von den nieder-rheinischen und westfälischen Einzelhöfen über die thüringisch-fränkischen Gemengdörfer zu dem Reihen-, Straßen- und Runddorf des kolonisierten Ostlandes führt, oder er wählt die Straße von der Wasserkante zu den Hochbergen Mitteleuropas, um durch die norddeutsche Tiefebene zu den Mittelgebirgen und über die Hochebene Süddeutschlands zu den Bergketten der Zentralalpen aufzusteigen. Auf dem ersten Wege lehrt der Querschnitt durch die Siedlungsformen, wie die stolze, unabhängige Art der Einzelwirtschaft, die schon die Aufmerksamkeit des Römers Tacitus erregte, mehr und mehr zum geschlossenen Dorfe wird; er zeigt, wie die Häuser gleich treuen Genossen im engsten Raume zusammenrücken und in dem slavischen Runddorf fast zitadellenartigen Charakter bekommen. Ein Verfolgen der anderen Straße aber zeigt, mit welchem feinen Gefühl die natürlichen Verhältnisse des Landes, seine Form, Vegetation und seine Baumittel berücksichtigt worden sind.

Das äußere Bild eines Dorfes wird durch das Verhältnis, in dem die einzelnen Gehöfte zueinander stehen, und durch die Oberflächengestaltung bestimmt. Diese Grundlage des Dorfbildes — die Gemarkung schlechthin — ist das konservative Element in der Erscheinung unsrer Dörfer. Solange sie nicht angetastet ist, bleibt das Bild trotz aller Umwandlungen dasselbe; seit aber durch den Einfluß der Separation und der Flußregulierungen das uralte Landschaftsbild sich ändert, vollzieht sich auch in dem Dorfbild ein Wandel, der nicht immer günstig ist. Dagegen sind die Eingriffe des Verkehrs von verhältnismäßig geringfügiger Bedeutung. Der alte Flurplan kommt immer wieder durch, denn auch unter den Übersichtungen einer fast zweitausendjährigen Vergangenheit, selbst unter dem Riesennetz einer Millionenstadt mit ihren zentralisierenden Verkehrsadern und zum Teil gewaltigen Umstellungen lassen sich die Urlinien des Dorfes nicht vollständig verwischen.

Wir schlagen zunächst den west-östlichen Weg ein, der uns über eine Reihe ganz verschiedenartiger Dorfbilder führt. Der niederrheinische und westfälische Einzelhof, der trotz seiner einsamen Lage innerhalb der Gemarkung ein dörfliches — wenn auch politisch mehr wahrnehmbares — Siedlungsbild entstehen läßt, zieht sich als wahrscheinlicher Rest einer uralten Wirtschaftsform durch ganz Deutschland, obwohl er sich in seiner reinsten Form hauptsächlich im westlichen Norddeutschland erhalten hat. Als „Einödhof“ in Oberdeutschland bekannt, weist er schon durch diese Bezeichnung auf einen weltfernen — nach innen gerichteten — Zug in dem Gesichte der Landschaft, der aber häufig durch die ihn umgebenden hochstämmigen Holzbestände oder buschigen Wallhecken ins Freundliche gemildert wird (Abb. 1). Wo der Einzelhof herrscht — im westlichen Niederdeutschland, in einem großen Teil von Tirol, in Ober- und Unterösterreich, Steiermark, Kärnten, dem bayrischen Hochlande und den „höher gelegenen und weniger kultivierten Gegenden unserer Mittelgebirge“, in den Landen rechts der Oder vereinzelt bis an das Meer sich vorschleibend — da liegt das Schwergewicht des Ortsbildes natürlich mehr oder weniger auf dem Wirtschaftshofe. Aber gerade das Zusammendrängen aller Tätigkeiten hat dem Einzelhofe eine besonders malerische Stimmung verliehen (Abb. 2). Vielleicht rührt sie auch noch daher, daß den einzelnen Besitzern die Veranlassung zu gegenseitigem Übertrumpfen fehlte, und daß die ebene Landschaft den gemeinamen Stilcharakter vorzeichnete, den wir in Westfalen, in den Marschen oder auf den Nordseeinseln durch das Verhältnis zum Baumwuchs oder in Oberbayern durch den „Bierkant“, einen burgähnlich mit den Hausfirnen zusammengewachsenen Hof, erkennen. Das Eindrucksvolle jener Höhe liegt zum Teil auch in ihrer Verbindung durch baumreiche Wege oder stille, öde Sumpf- und Wiesenpfade, die mit Vorliebe den Krümmungen der Gewässer oder des Geländes und urgeschichtlich festgelegten Grenzrainen folgen (Abb. 3). Diese Form der Siedlung wird noch am klarsten durch die Landschaft mit ihrer Flora bedingt, die ihr — im Gegensatz zu der städtischen — bisher treu geblieben ist. Mit dem samtnen Moospolster auf dem großen Binsendache, den einschließenden Hecken und Bäumen und den Blumen des Ziergartens gehören die Gehöfte zur Landschaft; sie wachsen



Abb. 1. Einzelhof Stindstedt bei Geestmünde.



Abb. 2. Dorfstraße auf Föhr. (Aufnahme des Atelier Hofmann in Wyl auf Föhr.)

unmittelbar aus ihren Linien heraus und versuchen nicht, sie mit allerhand architektonischen Gewalttaten zu übertrumpfen. Dieses Einfügen, dieses sich zurückhaltende Einschmiegen in den meist ebenen Charakter des Landes sichern dem Dorfe, das sich oft kilometerweit ausdehnt, eine künstlerische Vornehmheit, die auch ohne prunkvolle Bauten erfreut, weil sie natürlich und taktvoll ist, weil sie nicht mehr scheinen will, als sie ist.

Neben diesen Urhöfjern hat sich schon früh, und zwischen dem Rhein und der Elbe mit ihnen gemischt, eine andere Form herausgebildet, bei der die Hofstellen enger zusammenrücken. Man hat sie treffend als Gemenglage bezeichnet. Noch herrscht bei ihr eine freie Willkür in der Anlage der Häuser, noch schlingen sich die Wege von Hof zu Hof, noch sind die Bäume ein wichtiger Bestandteil der Landschaft geblieben; aber ein neues künstlerisches Motiv ist bereits in der Vorbereitung, das weiter östlich zum Charakteristikum des deutschen Dorfes geworden ist: der Dorfanger. Durch das Aneinander-rücken der von außen, von der Feldflur nach einem Mittelpunkte strebenden Hausstellen ist ein freier Platz entstanden, auf dem sich — häufig an einen Tümpel gelehnt — die Dorfkirche erhebt. Während sie noch bei den Einzelhöfen auf einer geeigneten kleinen Anhöhe stand und sich nicht weiter als durch den Turm von den Bauernhöfen unterschied, ist sie bei dem Gemengdorfe zu einem die Häuser beherrschenden Bestandteil des engeren architektonischen Dorfbildes geworden (Abb. 4). Sie ist das nach außen weithin sichtbare Zeichen der Zusammengehörigkeit, wie es der Anger nach innen für die Bewohner geworden ist. Nach dem Anger hin sind die Gehöfte gerichtet, auf ihm schaukeln sich die Blumen, die vor jedem Hause geduldet werden, auf ihm finden sich die Bauern rätlich und tatlich zusammen. Die großen Bäume des Angers sind der Stolz des Bewohners und häufig hegte das Gericht unter ihren Zweigen. Auch wenn es draußen auf der Flur blieb, wo das Herkommen und die Möglichkeit, die Flurgehäfte übersichtlicher und schneller zu erledigen, einer Veränderung entgegenwirkten, so gaben die Zeiten vor und nach dem Gottesdienste Gelegenheit zu einer außeramtlichen aber trotzdem nicht weniger eindrucksvollen „Bauernsprache“. Wo indessen die Gerichtsstätte auf dem Anger war, wurde er durch den sagenumflüsterten Lindenbaum nur noch enger mit dem Bilde dörflicher Heimat verschmolzen. Die steinernen Schranken, in denen das Gericht einst gehegt wurde, sind stellenweis noch vorhanden und bilden dadurch



Abb. 3. Dorfstraße in Volbigum. (Aufnahme von Waldemar Lind in Wyl auf Föhr.)

eines der wenigen monumentalen Denkzeichen der Vorzeit, wenn auch das Gras und die Jugend häufig eine Stätte darin fanden (Abb. 5).

Die künstlerischen Elemente dieses Gemengdorfes, das sich durch die bunte Mannigfaltigkeit der Gewannabschnitte für das Auge angenehm bemerkbar macht, entfalteten sich vollends, als der Osten Deutschlands kolonisiert wurde.

In den weiten Gebieten östlich der Elbe und nördlich vom Erz- und Isergebirge vollzog sich die Kolonisation im zwölften Jahrhundert mit der Festlegung eines bestimmten Grundplanes für das Dorf. Die Dorflage läßt in der Regel eine breite, kurze Straße erkennen, gegen welche die Gehöfte rechtwinklig gerichtet sind. Es ist die typische Form des Straßen- oder Reihendorfes (Abb. 6). In Holstein, Sachsen, Schlesien, Mecklenburg, Brandenburg, Pommern schiebt sich diese Art in den slawischen Typus hinein, verändert ihn oder verbindet sich mit ihm. Die Straße selbst ist häufig so breit angelegt, daß sie zu einem runden oder viereckigen Platz geworden ist, von dem die Ackergrenzen fächerartig oder streifenförmig in die Flur ausstrahlen. Durch diesen planmäßigen Anger erhielt das niederdeutsche Dorf jenen malerischen und einladenden Charakter, der es weit über die fremdartige Form der Romanen und Slaven erhebt, der auch die künstlerische Ausgestaltung über die von der Nützlichkeit allein bestimmte Linie hinwegführt. Mit dem Anger sind nicht nur die Kirche und der Kirchhof zum Mittelpunkt des Dorfes geworden, sondern es rücken alle Beziehungen dörflicher Kunst, die festlichen Umzüge und andere Veranstaltungen von der Flur in das Dorf hinein und schaffen damit einen dauernden Rückhalt für die Erinnerungen des einzelnen (Abb. 7).

In dem Vorangegangenen sind nur die kulturgeschichtlichen Entwicklungsmomente berücksichtigt, die für die räumliche Erscheinung des Dorfes ausschlaggebend sind. Ihnen stehen zur Seite jene Faktoren, welche sich aus dem Baustoff herleiten und damit die Kunstformen im einzelnen bestimmen. Sie lassen sich auf einem Querschnitt übersehen, den eine Wanderung von Norden nach dem Süden bloßlegt. Eine solche zeigt aber auch einen Wechsel im Landschaftsbilde selbst, sie zeigt, wie das Dorf von der nieder-

deutschen Tiefebene über die wellenförmigen Erdrücken des Mittellandes zu den südlichen Hochebenen und dem Hochgebirge in mannigfaltigem Wechsel aufsteigt.

Weit und in nur geringen Höhenunterschieden — aber häufig mit starker Neigung zum Melancholisch-Düstern — stellt sich das norddeutsche Heide- und Tiefland dar, in dem die Ortschaften fast kriechend gelagert sind (Abb. 8). Die Wagerrechte waltet vor; das Ortsbild geht in die Breite und selbst beim Einzelhof schmiegen sich die mächtigen Firste und Dächer, die niedrigen, weit auseinander gespreizten Mauern der zwingenden Herrschaft dieser Horizontalen an (Abb. 9). Auch die Kirche mit ihrem breiten Westturm und mantelartigen Dache ist ihr angepaßt und dem Lande angemessen.

Mit der Natur des Landes ändert sich das Bild schon in Mitteldeutschland, wo der gewachsene Stein das Fach- und Lehmwerk der nördlichen Ebene ersetzt, und das Holz der Laubbäume an Stelle der geradlinigen Nadelhölzer auch eine Neigung zu bewegteren, gekrümmten Linien aufkommen läßt. Das freundlichere, abwechslungsreiche Hügelland gibt jeder Ansiedlung, die sich mit Vorliebe in einer Talmulde vor dem Blicke verbirgt und nur durch den spizen Kirchturm wie mit einem Wegweiser in die Ferne winkt, etwas Einladendes und Geselliges. Das Dorf verliert die Neigung, sich möglichst weit auszudehnen; die Häuser und Gehöfte schieben sich zusammen. Die niederdeutsche Hausinschrift: „Blif buten edder ick jmit di up de smuten,“ welche in geringerer oder größerer Deutlichkeit öfter wiederkehrt, ist in den malerischen und gastlichen mitteldeutschen Dörfern nicht zu finden. Langsam bereitet sich auch die Vertikalrichtung, die in dem Hochlanddorf vorherrscht, vor, indem die Häuser mehr nach oben als in die Breite wachsen. Leise klingt dies auch schon in dem Verhältnis durch, in dem die Siedlungen zu dem Wasser stehen. Während sich in der Ebene die Wohnstätten noch in stillen, ruhigen Seen oder Sümpfen spiegeln (Abb. 10), hat sich im Mittellande das Gewässer zu einem unruhigeren Laufe eingengt, der mit seiner Schlangenlinie zugleich die Lage der Häuser aus der starren, geraden in eine bewegte Reihe gedrängt hat. Zu diesem kommt zum Schluß auch noch der Einfluß des Volkselementes. Deutsche Dörfer sind mit Vorliebe auf dem Hügelland angelegt; slawische nisten in dem niedrigen, feuchten



Abb. 4. Dorfpiaz Stampitz bei Mühlberg an der Elbe.

Bruchland, das sich in jenes hineinschiebt (Abb. 11). Die ersteren streben den Verkehrsstraßen zu, erweitern und verschieben diese nach Bedürfnis; die andern verharren in einsamer, bedürfnisloser Zurückgezogenheit. Jene neigen zu einer größeren wirtschaftlichen Beweglichkeit, die sie leicht zu kleinstädtischen Formen emporhebt, diese kommen aus dem geschichtlich gewordenen engen bauernwirtschaftlichen Ackerbetrieb nicht weit hinaus. Nirgends in Deutschland wechseln mit solcher Häufigkeit kleinstädtische — aber noch Ackerbau treibende — Siedlungen, die wieder große Bauerndörfer zur Seite haben, mit stillen Flachlanddörfern wie in Mitteldeutschland. Trotzdem ist aber die Erscheinung des Dorfbildes nicht von den Baumgruppen losgelöst. Während sich die niederdeutsche Siedlung häufig aus dunklem Waldhintergrund, zum großen Teile ernsten Nadelbäumen, hervorhebt, erhalten sie in Mitteldeutschland durch die vielen Arten der Laubbäume einen Park- und Wiesenhintergrund. In der großen Ebene steht der Baum als Wald hinter dem Dorfe, das dadurch seinen Charakter als Walddorf erhält; der Baum verliert diese Neigung zur Massenwirkung eigentlich nur zeitweilig auf den Wegen und Stegen, um sich sofort wieder zu großem Bestande zusammen zu finden, wo er ein Stück unbemuteter Erde findet. Im Hügellande aber wirkt er als Einzelheit; hier rückt er als Individuum in die Dorfstraße, selbst in den Hof ein und sichert dem Ortsbilde eine größere Mannigfaltigkeit und eine malerischere Abwechslung als bei dem ersteren (Abb. 12).

Der Wald ist's auch, der dem Gebirgsdorfe den Charakter aufprägt, aber es ist hier der Gebirgswald mit seiner Großzügigkeit auch im kleinen, mit seiner kraftvollen Überwurzlung des Urgesteins. Dazu kommt das sprudelnde, rauschende Gewässer, das in ungezähmter Wildheit in die Tiefe stürzt, das über Felsbarren spielend hüpfst und diese unter Umständen auch mitteillos auf das Werk der Menschenhand herabschleudert (Abb. 13). Eine Sturm- und Trugwelt zeichnet die Grundlinien der Dörfer auf, eine Welt, die dem Bewohner als großes Problem die Aufgabe stellt, sie zu meistern. Und dieser hat sie unterjocht, wenn sie auch zeitweilig ihre Fessel sprengt.

Der Mensch der Berge hat die vorbildliche Größe der Natur auch in seiner Siedlung weiter zu spinnen gesucht. Holz und Stein bietet sie ihm und aus Holz und Steinen sind auch die Dörfer erbaut, bald unmittelbar nebeneinander bei demselben Bauwerk oder Dorfe, bald auch, um eine Zone des reinen Holzbaues, des eigentlichen Alpenhauses von einer des felsentürmenden Mauerhauses, die in diesem Falle meistens mit den Siedlungen der ältesten rätischen Bewohner zusammenfällt, abzugrenzen (Abb. 14).

Ein Verlassen der durch die Baustoffe gegebenen Überlieferung ist im Hochgebirge mehr erschwert als im Flachlande. Es ist die Natur selbst, die auf ein Festhalten, auf ein Beharren der baugeschichtlichen Grundlage drängt; sie läßt sich nicht durch Mäglichkeiten der modernen Technik von ihrem gesunden

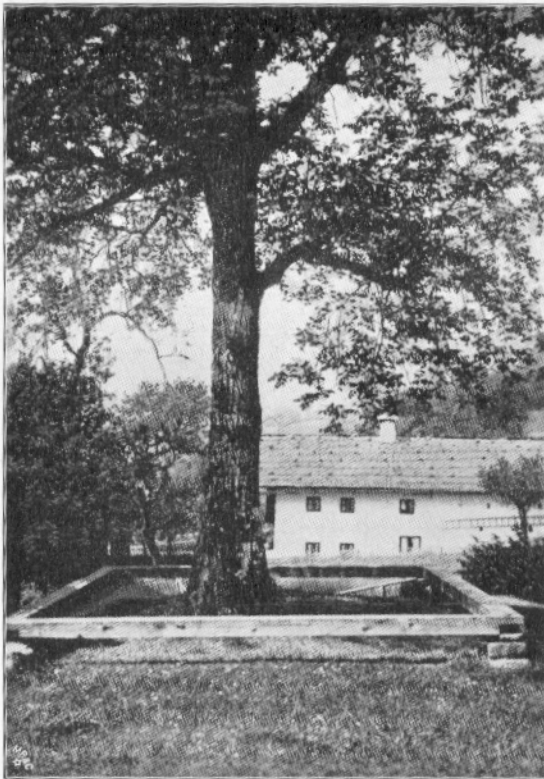


Abb. 5. Alte Leidingstätte (Gerichtsbank) zu Worm nächst Revetentall. (Aufnahme von Frau Prof. Andree-Ehjn.)



Abb. 6. Dorfstraße in Jüßen bei Golßen in der Provinz Brandenburg.

Entwicklungswege abdrängen. Das Holz gibt als Baustoff dem Dorfe einen fast urzeitlichen Charakter, der aber durch die Kunst im Kleinen, in der die naive Freude am Gestalten das Äußere umkleidet und das Innere wohnlich macht, einen liebenswürdigen Zug erhält. Es paart sich hier Stärke mit Anmut. Der Stein aber, der sich gegen diese Kleinkunst unzugänglicher zeigt, zwingt andererseits wieder zum Betonen des Alten, des Gewordenen. Ob auch Krieg und Brand das Dorf durchtobten, es blieben die Umrisse der frühesten Gestaltung sowohl beim Dorfe wie beim einzelnen Hause bestehen, weil die steinernen Grundlinien durch das schier unzerstörbare Mauerwerk dauernd sich erhielten. Dieses Doppelgesicht des Bergdorfes, das starre Festhalten des Alten auf der einen, das Veränderliche des durch das Holz gebotenen Neuen auf der anderen Seite kehrt immer wieder in dem ganzen Gebiete des bergigen Oberdeutschland. Uralte Einzelhöfe, die mit zäher Beharrlichkeit da nisten bleiben, wohin sie der jahrhundertlang strömende Verkehr abseits hinaufgedrängt hat, wechseln mit Dorfbildern, die sich durch diesen selben Verkehr wie in Mitteldeutschland fast zu städtischer Wesenheit zusammengeschoben oder sich gar — was nicht selten — als einst römische Siedlung in ein deutsches Übergewand gekleidet haben. Eine andere, aus der Natur des Landes geflossene Beeinflussung des Dorfbildes ist die Bevorzugung der Sonnenseite der Abhänge, welche bald den Einzelhof an den Einzelhof, bald auch die Höfe eines Hausendorfes in eine lange Reihe drängten, nicht ohne dabei auch in die höchsten Regionen Wechsel und Regellosigkeit zur Schau zu tragen.

Der Steinbau hat indessen noch eine andere Äußerung volkskünstlerischer Art zur Entfaltung gebracht: die Farbe. In Norddeutschland ist sie wenig zur Anwendung gekommen; nur die Balken werden hier mit einer dunkelroten Farbe gestrichen, oder es wird — innerhalb der Einflußzone hanseatischer Kultur — das Bretterwerk mit einem saftigen Grün überkleidet, das dadurch gewissermaßen zur Hanseatenfarbe geworden ist (Abb. 15). Das niederdeutsche Dorf ist auch darin bodenständig, daß es mehr in seinem

Kern als in seinen Ausstrahlungen wirkt, daß es mehr Linie und Form als rankende Bunttheit liebt. Anders wird es schon in Mitteldeutschland, wo das leuchtende Weiß der Füllungen und Mauern einen natürlichen Gegensatz zu dem dunklen Urton der Erde oder dem warmen Grün der Wiesen oder Wälder bildet. Im Berglande Mitteldeutschlands — vorzugsweise aber da, wo fränkische, alemannische und westfälische Einflüsse zusammenstoßen und sich gegenseitig durchdringen, ist man schon einen Schritt weiter gegangen und hat das Grau des Schiefers, das Braun des Riegelwerks und das Weiß der Gefache durch farbige, manchmal zugleich plastische, Verzierungen belebt (Abb. 16). Ganz ist die Farbe aber erst im Süden zur Herrschaft gelangt, wo eine wärmere Sonne das Eis der Firnmulden funkelnd durchleuchtet, wo auch in klarer Höhenluft das Tagesgestirn wunderbare Farbenspiele hervorbringt. Dort überziehen sich nicht nur die Wände innen und außen mit allerlei farbigen Ranken, sondern es bilden auch die verschiedenen Grundfarben des Materials, das vom hellen Weiß des Mörtels durch alle Nuancen des

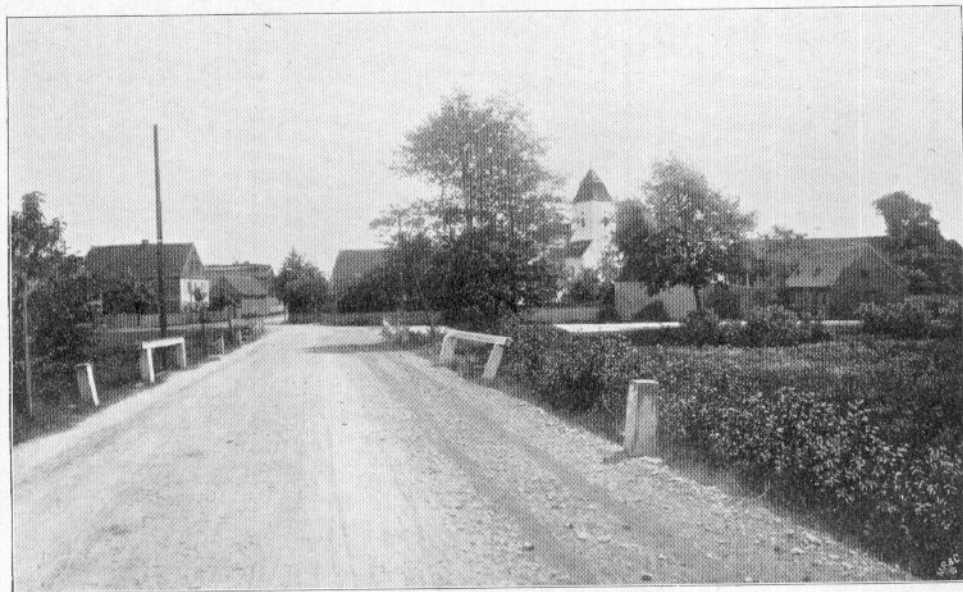


Abb. 7. Oberaudenhain bei Mühlberg an der Elbe.

Bruchsteines hindurch bis zum fatten Rot wechselt, eine Grundlage für malerische Zutaten, die durch den Einfluß italienischer Bauart an allen Verkehrsstraßen sich besonders aufdrängen. Leuchtend weiße oder gelbe Wandflächen, braunes oder rotes Riegelwerk, grüne Fensterläden oder auf den größeren Bauten grüne Dächer variieren das Leitmotiv des Bunten nach allen Seiten hin, treiben selbst bei Kirchen und Kapellen ein manchmal schon üppiges Spiel von Form, Farbe und Linien, dem der Ernst des Holzbaues auf dem Hochlande wirkungsvoll entgegensteht (Abb. 17).

Das oberdeutsche Dorf entwickelt sich — wie es die Berge nahelegen — in die Höhe (Abb. 18); schon auf der Ebene, z. B. den Strichen am Rhein bis Bingen — zeigt es Neigung zum Geißboßbau, der es im Verein mit dem weithin schauenden, emporgerecten Kirchturm zum Betonen der Vertikalen drängt, im Gegensatz zu der am Boden hingezogenen horizontalen Bauweise im übrigen Deutschland. Im Gebirge ist das Land teuer — aber das Bauen billig; denn reichlich bietet die Natur Holz und reichlicher noch Steine. Im Gebirge ist aber auch die Arbeitskraft wohlfeil, weil das Klima die eigentlichen landwirtschaftlichen Arbeiten auf einen Teil des Jahres zusammendrängt und



Abb. 8. Marschendorf Ihlientworth im Lande Hadeln.

die nun brachliegende Kraft auf den Hausfleiß verweist. Nirgends in Deutschland — von der aus gleichen Ursachen zu ähnlichen gewerblichen Verhältnissen drängenden nordischen Wasserkante abgesehen — ist die Volkskunst und mit ihr das fröhliche Kunstschaffen auf dem Wirtschaftshofe so reich entwickelt wie im Hochgebirge und seinen Tälern. Ein Schwarzwald- oder Schweizerdorf stellt sich dar als eine Summe volksthümlicher Generationen, die nicht nur Haus und Hof zu schmücken suchten, sondern die Kirche und den Kirchhof als Monumente ihres Kunstbedürfnisses erkannten, die in Kreuzen, Marterln, Gedenksteinen, Brunnen, Zäunen und anderen öffentlichen Stellen Gelegenheit zu echt vollkommener Kunst erkannten (Abb. 19).

Wenn in seiner äußeren Erscheinung sich das Schwarzwalddorf anders gibt als das württembergische, das bayrische anders als das elsässische, so ist das der Ausfluß derselben individuellen Neigung, die von Tal zu Tal den Ortscharakter anders formt. Aber, als wollte die Geschichte selbst diese Neigung des Absonderns mildern, die so verhängnisvoll für unsere politische Existenz geworden ist, so hat sie das malerische mittel-

deutsche Dorf, insbesondere den auf Thüringens Boden so reizvoll gestalteten Typus wie eine nationale Brücke durch die große Rheinjenke fast bis an den Fuß der Alpen vorgeschoben, während seine nördlichen Abwandlungen sich in den alten Kolonialboden Nord- und Ostdeutschlands verlaufen (Abb. 20). An der Hand dieses dritten — diagonalen — Weges



Abb. 9. Gitscherberg in den Vierlanden.

könnte man auch noch die politisch-wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands in seinen Dorf-Formen belegen, wenn dies nicht außerhalb unserer Aufgabe liegen würde.

Ursprünglich sind die Grundlagen für die äußere Form des Dorfes in Deutschland dieselben; aber sie sind anders geworden durch die Kunst. Die Ranten dieses Kunstbaumes sind unmittelbar aus dem Hof hervorgewachsen. Denn unsere Dörfer sind nicht zusammengeschweißt aus vielen, womöglich noch von fremder Seite gelieferten Bestandteilen, sondern sie sind geworden mit der Landschaft und mit dem Volke, das sie trägt. Wie Jahresringe am Baum sitzen die Niederschläge aus den verschiedenen Zeitläuften dicht beieinander — weniger Stil als Stimmung, weniger klügelnde Berechnung als malerisches Ungefähr verratend. Die Kräfte, welche in langsam mahsender Arbeit den Aufstieg vom Ursprünglichen und Bedürfnislosen zu dem künstlerisch Entwickelten geführt haben, sind die natürlichen Verhältnisse des Landes, seine eigenen Mittel und die wirt-



Abb. 10. Bodumer Mühle im Lopotal. (Aufnahme von Dr. R. Linde in Hamburg.)

schaftlichen Kulturänderungen, wie sie die oben gekennzeichneten Querschnitte bloßlegen. Zu diesen kommt nun noch der Hausfleiß, der von einer anderen Seite geschildert wird, der aber von einer, nur der germanischen Siedlung eignen Wertschätzung des Hofes abhängig ist. Sie hat allein zum Aussondern des Hauses und des Hofes aus dem Gesamteigentum der Gemeinde geführt. Der Hof ist die Wurzel des deutschen Individualismus; er ist weiterhin der Widerstand, an dem — bis jetzt wenigstens — das Reißbrettregiment des Geometers gescheitert ist.

Aus der Dorfflur, die ja in alter Zeit gemeinsamer Besitz der Dorfgenossen war, ist das Dorf durch Lostrennen einzelner Gebiete und ihre privatrechtliche Sonderstellung entstanden. Gerade diese Heraushebung der Hofstelle als Sondereigentum im Gegensatz zu dem Gemeindebesitz der Dorfgenossen und die daraus hervorgehende Möglichkeit, daß der Besitzer zu jeder Zeit auf diesem beschränkten Gebiete arbeiten, bauen und ändern konnte, gaben den Anstoß zu einer immer weiter greifenden Kunsttätigkeit der Besitzer. Die Unbeweglichkeit des Hofes und seine Vererbungs-fähigkeit innerhalb der Familie vermittelten dem Landmanne den fröhlichen Mut, zeitliche und geldliche Opfer zu seiner



Abb. 11. Bauernhäuser bei Burg im Spreewald.

Beschönerung zu bringen (Abb. 21). Das Zusammendrängen der wirtschaftlichen Arbeiten auf dem Hofe, die Gartenwirtschaft in feiner unmittelbaren Nähe, das Zuwenden seines Gesichtes nach der Straße und damit der gemeinsamen Basis des Dorflebens zu, das Zueinandergreifen verschiedener gewerblicher Tätigkeiten, die innerhalb des altbäuerlichen Lebens gepflegt wurden, alle diese stärkten die an sich vielleicht unwesentlichen Beziehungen zwischen Hof und Kunst und verursachten, daß er von Geschlecht zu Geschlecht



Abb. 12. Beckwitz bei Mühlberg an der Elbe.



Abb. 13. Haus im Gutachtal im Schwarzwald.

als ein künstlerisches Ganzes behandelt und erhalten wurde. Das äußerte sich nicht in letzter Linie in dem persönlichen Stolze, dem Standesbewußtsein des Hofbesitzers, ohne welches die bäuerlichen Verhältnisse zu derselben wirtschaftlichen Unruhe und Unfruchtbarkeit gekommen wären, die sich gegenwärtig in vielen Fabrik- und Großstädten bemerkbar machen. Das Verhältnis zur Arbeit selbst wuchs aus dem Hofe heraus zu einer inneren Kraft, durch welche

schon Anwartschaft zur künstlerischen Form erhielt. Der Hof mit seinen Baulichkeiten, Scheunen, Speichern, Scheuern, Ställen, Brunnen, Taubenschlägen, Gärten, Zäunen und Toren ist dadurch für unsere Kultur ein Element des Beharrens geworden, das nicht nur die natürliche soziale Gliederung in unserem Volkskörper begünstigte, sondern auch ebenso stark das Verflüchten des persönlichen Arbeitsstolzes und seinen Ersatz durch schematisierende Wesenlosigkeit hintenanhieß. Die Baufreudigkeit und die Prunksucht ganzer Bauernschaften, die für einzelne Gebiete sprichwörtlich geworden ist, gewinnen durch dieses Verhältnis zum Hofe etwas Anziehendes, etwas, das sie über den Inhalt des kalten Wortes bedeutsam hinweghebt. Ja, sie beförderten geradezu die Sehnsucht



Abb. 14. Dorfstraße in Schleching in Oberbayern.
(Nach einer Heliogravüre im Verlag von J. Friedrich in Unterwiesfen.)

nach Kunst, die anhaltender und fruchtbarer wurde als der unserer Gegenwart durch Zeitschriften und Tagesblätter angepöbelte sogenannte Durst nach dieser. Aus dem Hofe selbst ging unmittelbar die Einheit der Künste hervor, welche ebenso stark in sinnigen Gebräuchen, Gesängen und Spielen, wie in anderen gemeinsamen Veranstaltungen, in der Kirche, dem Friedhof, den Wegen und Brücken als Ausdruck einer harmlosen aber tief gegründeten Kunstkultur zur lebendigen Äußerung kam.

Der persönlichen Bewegungsfreiheit innerhalb des Hofes steht entgegen die aus dem gemeinsamen Besitz der Dorfgemeinschaft hervorgegangene Überlieferung, die es verhütete, daß jeder einzelne die Kunststimmung eines Dorfes durch Laune oder Dünkel zugrunde richtete. Auch der im Können Unvollkommene konnte die Höhenlinie erkennen, bis zu der seine Mitwirkung dem Ganzen dienlich war; er verfügte aus Gewohnheit und aus Pflichtgefühl für die Dorfgemeinschaft über das feine Empfinden,



Abb. 15. Geesdorf Altenwalde bei Cuxhaven.
(Aufnahme von Hofphotograph Alb. Angelbeck in Cuxhaven.)

das ihn von künstlerischen Ausschreitungen zurückhielt. Ob er ein Künstler im heutigen Zeitsinne war oder nicht, kam dabei wenig in Frage, wohl aber, ob er die Techniken beherrschte, die einst der Besitz eines Hofes zur Pflicht machte. Denn aus dem Handwerksmäßigen wuchs das künstlerisch Genügsame von selbst hervor. Jeder Hof war eine Wirtschaftswelt für sich, und das Nebeneinanderwirken so vieler gleicher Kräfte hat nicht wenig dazu beigetragen, die künstlerische Einheit im Dorfbilde, die uns heute entzückt, zu erhalten. Die Mitwirkung aller aber schuf jene örtliche Überlieferung, die sich für jedes Dorf besonders ausgebildet hatte, die wohl das einzelne Gehöft mit persönlichen Kunsttaten umkränzte, die über die Linie des örtlich anerkannten Zeitgeschmackes indessen nicht hinwegkam. Das Geheimnis der malerischen Stimmung in unseren Dörfern liegt zum größten Teil darin, daß eigentlich jedes Dorf anders ist als die anderen, daß sie aber alle — von ferne gesehen (Abb. 22) — denselben örtlichen Typus verkünden, den die Überlieferung für den Ort entwickelt hatte. Sie bewirkte dabei eine künstlerische Zurückhaltung, welche die Natur keineswegs zu verschönern suchte, sondern ihr nur die Entfaltung gewährleistet, die sie ohne Störung des wirtschaftlichen Betriebes beanspruchen konnte. Man darf überzeugt sein, daß kein Landmann jemals einen Baum wegen

seiner ästhetischen Wirkung gepflanzt habe; er störte ihn nur nicht ohne Grund in seiner Entfaltung und so wuchs er unbewußt in die Schönheit natürlicher und geschichtlicher Umgebung hinein, um sie dauernd — selbst in andere Generationen hinein — zu überliefern.

Es ist zum Verständnis des eigenartigen Dorfscharakters nötig gewesen, auf diese innere Triebkraft des Kunstschaffens etwas einzugehen, weil sie sowohl gänzlich fremd ist allen modernen Kunsterziehungsbestrebungen, als auch unererschöpflich für alle Äußerungen der Kunst. Es tritt in ihr ein Zug aus dem Seelenleben unseres Volkes in die Erscheinung, der das Dorf zu einer Welt für sich, zur „Heimat“ machte. Der Landmann liebt sein Dorf, das er mit dem Auge des Lebenden und des Enkels zugleich betrachtet; aber er liebt es auf seine Weise, ohne laute Beteuerung seiner Empfindung. Der Bauer drängt die Freude und den Stolz auf seine Heimat zurück; nur zögernd und schwach läßt er sie zum Ausdruck gelangen. Oder besser: sein Ausdruck ist die



Abb. 16. Gönnern bei Herborn in Hessen.

künstlerische Tat, die er für selbstverständlich hält. Es ist dies die vornehme Art des Kunstgenusses, die sich als Rest eines gesunden Verhältnisses zur Kunst erhalten, die sich zugleich als ein unbewußtes Gefühl der Zugehörigkeit zum Ganzen, zur Scholle kundgibt. Sie vermittelt ihm die Weihe einer kunstfreundigen Sommerstimmung, die ihn am Abend auf das Feld begleitet, die ihn den winterlichen Sternenhimmel mit offenen Augen — aber schweigend — bewundern läßt, die ihn wie mit einem Mantel von schönen Erinnerungen und Gestaltungen umgibt, wenn er allein durch Wald und Flur schreitet.

So waren einst lebendige Kräfte vorhanden, die das Dorf von einstmalig schufen und gestalteten. Wenn wir prüfen, was davon noch Bestand hat und was uns verheißt, der Kunst wieder eine Heimstätte auf dem Dorfe zu schaffen, so sind die Beobachtungen scheinbar wenig tröstlich. Die Gegenwart, soweit sie nicht das Erbe der Vergangenheit behütet, hat bisher wenig getan, und wo sie dazu Anlauf nahm, waren die Wege in der Regel falsch. Es ist ja vieles anders geworden; wirtschaftliche und geistige Kräfte sind verschwunden, andere an ihre Stelle getreten; geblieben aber sind das Land als ein beherrschender Faktor unserer Kunst und der Landmann selbst als Persönlichkeit seiner



Abb. 17. Steinbach am Würzflusse in Oberfranken. Studie von Hans West.

Scholle. Verloren hat er allerdings die Sicherheit des Gefühls für seine eigene Welt, um sich dafür ein fremdartiges Zeitempfinden aufdrängen zu lassen. Hat er erst wieder einmal schätzen gelernt, was seine Vorfahren ihm hinterlassen, weiß er wieder zu verstehen, warum sie ihre Kunst so und nicht anders haben gestalten müssen, und gewinnt er schließlich auch den klaren Blick für das Gute, das aus der Stadt zu ihm kommt, und hat er den Mut zurückbekommen, sein eigenes Urteil auch in Kunstangelegenheiten zu vertreten, so ist schon viel gewonnen. Der Weg dazu geht durch die Schule, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, so sind wir schon im Begriffe, ihn zu gehen.



Abb. 18. Ribbach an der Mosel.

Ein anderer Punkt ist die Zerstörung mancher Eigenart des Landes durch Maßnahmen, die, von wohlwollenden Gefinnungen ausgehend, doch in ihrer unmittelbaren



Abb. 19. Wembach im Schwarzwald.

Wirkung die wirtschaftliche Selbständigkeit erschütterten. Vor allem sind es die Verkoppelungen und das Zerbrechen der Gemeindeländereien. Durch einen augenblicklichen Vorteil ist der sichere Rückhalt nicht ersetzt worden, der durch den genossenschaftlichen Anteil jeden einzelnen für die Gesamtheit ver-

pflichtete. Auch hier ist ein Nachlassen in der ursprünglich strengen Handhabe zu bemerken. Ob dadurch allein das alte Verhältnis zur Landschaft und zum dörflichen Gemeinwesen wieder hergestellt werden können, bleibt jedoch zweifelhaft. Sicherer werden wir jedenfalls gehen, wenn wir uns nach festeren Grundlagen umsehen. Noch sind ja Ager und Hof im Dorfbilde vorhanden; noch können sie wieder in alter Weise ihren kunststärkenden Einfluß ausüben, wenn auch bürokratische Engherzigkeit ihnen einen guten Teil der Wirkung genommen hat. Erstreben wir erst einmal, daß nicht mehr ungestümer Reißbrett-Fanatizismus dem Landmann den alten geschlängelten Feldweg kassiere oder reguliere, daß nicht um einer theoretischen Bestimmung halber der Ager in ganzer Breite mit Steinen gepflastert oder gar die schmückenden Grasnarben an seinen Seiten vernichtet werden. Auch die Sucht unserer Zeit, überall auf dem Ager Kriegerdenkmale zu errichten, könnte sich verlieren, da diese zumeist nur fabrikmäßige Duzendware und ohne Berücksichtigung des landschaftlichen Baustoffes und des



Abb. 20. Wasenweiler am Kaiserstuhl.

örtlichen Formenkreises hergestellt werden. Dahingegen verdienen die alten Bäume am Wege — auch wenn sie nicht in Reih und Glied stehen oder einen greifbaren Nutzen nicht gewähren —, die urwüchsigem, malerischen Zäune mit ihrem rankenden Blumenschmuck, die von Geschlecht zu Geschlecht mit Sagen umrankten Geschiebe und Wassertümpel, die ländlichen anspruchslosen Holzbrücken nicht nur sorgfältige Erhaltung, sondern Ersatz im alten Geiste. Vor allem aber ist nötig die Achtung und Schonung von Baum, Hecke und Wiesen und bei unseren modernen Düngermitteln Berücksichtigung der Gefahren, welche sie den Wiesenblumen bringen. Ein Dorf im Schmuck von Grün und wiegenden Baumkronen ist ein Bild, das stets künstlerisch wirken wird; jeder schattenspendende Baum mehr ist ein kräftiger Anker für die Heimatliebe. Der Baum stört niemand und verleiht jedem Dorfe ein stolzes aristokratisches Ansehen; er steht nicht im Wege sondern am Wege und beschattet eine ganze Welt von tierischem und pflanzlichem Kleinleben, die sich an seinem Fuße entwickelt; er bietet Schutz den singenden Vögeln.

Anders ist auch das Verhältnis zum Hofe geworden; denn ein gewerbliches Eigenleben ist in unserer arbeitsamen und -teilenden Zeit stark vermindert. Eine Art Haus-

kunst wird sich zweifellos wieder entwickeln — hat sich stellenweis auch schon eingefunden; aber sie wird sich auf die Wohnung beschränken müssen und nur wenig nach außen wirken können. Wenn aber der Wirtschaftshof wieder der Stolz des Bewohners werden soll, dann darf er nicht ohne weiteres als eine charakterlose, nach städtischem Vorbild geschaffene, Neubildung das Dorfbild schänden. Er soll durch örtliche Dorfbauplanungen, die nicht am grünen Tisch, sondern mit Berücksichtigung des Ortsbildes und unter Mitwirkung der Bewohner verfaßt sind, in der Zurückhaltung gehalten werden, in der er früher durch die Überlieferung geblieben war. Sie soll auch die ländlichen Wege, Wassergräben und Brücken in Schutz nehmen und unterscheiden zwischen großen Verkehrsstraßen und örtlichen Verbindungswegen. Gerade durch die Eigenart des ackerbautreibenden Dorfes, das nicht wie die Stadt von einander fremden und interesselosen Existenzen bewohnt wird, sondern mehr ein genossenschaftliches, interessiertes — auf persönlicher



Abb. 21. Straße in Stein bei Basel.

Bekanntheit und Einwirkung gegründetes — Neben- und Miteinanderleben kennt, läßt sich eine örtliche, Geschichte und Landschaft berücksichtigende Dorfbauplanung erreichen und um so mehr, wenn auch die Feuer- und anderen Sicherheitsverordnungen einer wohlwollenden Durchsicht unterzogen werden.

Wenn dies alles in Erwägung gezogen wird, so ist die nächste Forderung, daß auch der beruflichen Erziehung näher getreten werde, um die niederen Bauerschulen für die Eigenart ländlicher Bauart zugänglicher zu machen. Die Aufgaben erschöpfen sich ja nicht mit dem Hause oder mit der Kirche; auch Weg- und Graben, Trift und Zaun und vieles andere gehören zu ihren Lehrzielen. Leider sind die Verheerungen, welche von außen — von fernstehenden Verwaltungsmittelpunkten — auf diesem und den anderen oben erwähnten Gebieten so groß, daß auch mit einer Wendung zum Besseren nicht alles gleich im alten Flusse sein wird. Wir dürfen auch hier die Zeit und das wieder erwachte Vertrauen gewähren lassen. Nur Sorge tragen müssen wir, daß nicht wieder Vorkehrungen, die für das ganz anders geartete städtische Wirtschaftsleben passen, ohne

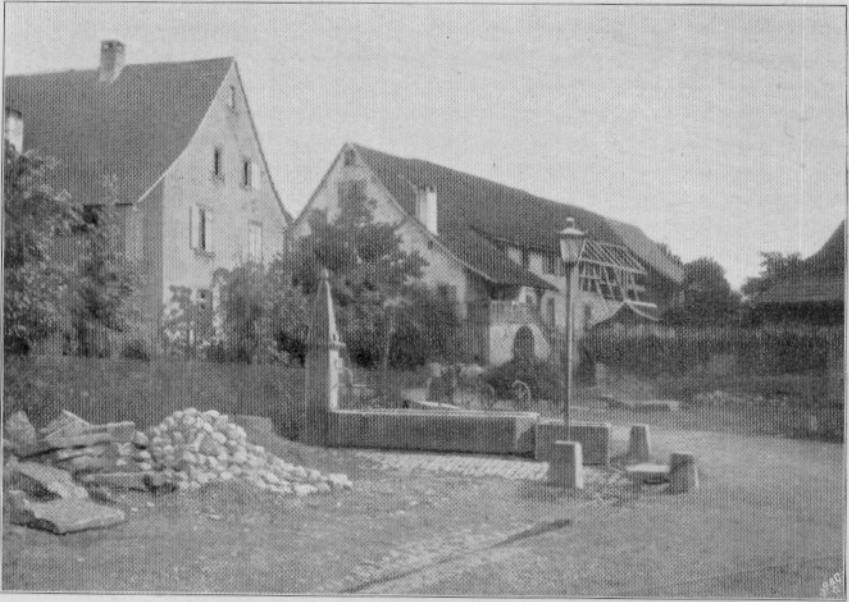


Abb. 22. Müningen bei Lörrach in Baden.

Prüfung auf das Land übertragen werden. So wenig die Stadt eine ländliche Bevormundung verträgt, so wenig ist auch das Dorf für eine schablonenhafte Behandlung nach städtischen Grundsätzen geeignet.

Aufgaben, bei denen sich außerhalb des Hofes die Kunstinteressen der Dorfbewohner zusammenfinden können, sind — wie eine Betrachtung des alten deutschen Dorfes ergibt — genug vorhanden. Nur lasse man sie nicht in dem fernen Industrieort auf dem Papiere entwerfen, oder beziehe ganze Werke aus diesem, sondern sorge für die Herstellung in der nächsten Umgebung. Die Mittel und Werkzeuge sind auch im kleinen Orte zu schaffen, und das Prunkbedürfnis — wohl verstanden im guten Sinne — wird auch weiterhin dafür sorgen, daß mit dem eigenen Interesse auch der Sinn für schlichte Gediegenheit wachse. Durch das Erstarken handwerksartiger Berufe wird ein doppeltes Ziel erreicht: Die künstlerische Anteilnahme und der Stolz auf das eigene Dorf werden zunehmen, und durch die Arbeit selbst wird auch ein Verwerten der landwirtschaftlichen Nebenerzeugnisse begünstigt und damit das Gedeihen des Ortes gewährleistet.

Die Zeit ist vielleicht nicht mehr fern, wo aus den künstlerischen Überlieferungen des Landes und der Kleinstädte unsere gesamte Kunstempfindung wieder in ein dauerndes Bett geleitet wird. Nicht Nachahmen soll dabei das Wesentliche sein — sondern Schöpfen aus demselben Born, der unsere Kultur befruchtet hat. Sorgen wir, daß diese Zeit ihr künstlerisches Genießen nicht nur aus Büchern und Abbildungen hole, sondern aus dem ewig frischen Leben der Natur, wie es die Vergangenheit tat.





Die Dorfkirche.

Von

Hans Lutsch.

Mit sechsundzwanzig Abbildungen.

2

Die folgenden Blätter sind bestimmt, Anregungen zu geben, um den Kirchenbau auf dem Lande aus den Armen von Pedanten zu reißen, in denen er jetzt zum Teil zu ersticken droht. Dazu soll einmal an einer Reihe geschichtlicher Typen dargetan werden, wie mannigfaltig diese Frage in der Vergangenheit gelöst worden ist, wie wir Eigenes, nur uns Deutschen, ja den einzelnen Stammesgenossen in Deutschland Eigenes zu sagen haben, wie insbesondere die alten Kirchen anheimelnde, das Gemüt ansprechende Stimmungen auszulösen vermögen. Sodann sollen in systematischer Folge Winke darüber gegeben werden, inwieweit die aus der Vergangenheit geschöpften Erfahrungen durch ein Höchstmaß von Vertiefung in den dankbaren Stoff für die Gegenwart nutzbar gemacht werden können. Wenn für die erstere Reihe ausschließlich Beispiele aus dem deutschen Osten gewählt sind, so geschah dies, um dem Einwurfe zu begegnen, daß dem Westen viel reichere Mittel zur Verfügung ständen, auf die das arme Ostdeutschland verzichten müsse. Aber auch diese Beispiele werden unzweideutig ergeben, wie in Übereinstimmung mit der Mannigfaltigkeit der deutschen Sprache für Neuschöpfungen höchst vielseitige Ausdrucksweise zur Verfügung steht, wenn der Architekt, aus tiefinnerster Seele schöpfend, ohne Richtung auf den Flitterstaat schmucklicher Zutaten, unter weiser Bemühung der tatsächlichen Errungenschaften nach künstlerischem und zweckmäßig vollwertigem Ausdruck ringt. Für den zweiten Abschnitt kommt es dem Verfasser darauf an, nachzuweisen, wie auch die Gegenwart durch geschickte Anordnung ohne Erhöhung der aufzuwendenden Mittel eine auch veredelten Geschmack befriedigende Lösung im Sinne auf schlichte Vornehmheit einerseits, auf trauliche Geschlossenheit anderseits erzielen kann.

Weniger raschlebig als das bürgerliche Leben ist die Kirche als religiöse Organisation. In den Gotteshäusern, wie wir ihre Gebäude gern und sinnig bezeichnen, hat sich darum leichter angesammelt und aufgespeichert, was aus frommer Gefinnung, oft auch aus Ehrgeiz, während vieler Jahrhunderte gestiftet, ein Widerschein und Niederschlag verschiedener religiöser und gesellschaftlicher Anschauungen geworden ist, wie es aus dem Christum und, wenigstens so deutlich nicht, aus Dorflege und Gemarkung heraus, geschweige denn aus den oft kaum und höchst unsicher zu erklärenden Ortsnamen heraus geschürft werden kann.

Und noch eindringlicher als die Ausstattung reden die Steine selbst, aus denen die Kirche kunstreich oder ungefüge, prächtig — wie so häufig in unserer Zeit — oder schlicht, wie meistens in der Vergangenheit, aufgebaut ist. Sie erzählen von dem Wandel der meist einfachen Bedürfnisse, von dem Wandel der Gefügeweise, die aufsteigt und herunter sinkt, der Anspannung technischer Überlegung und der künstlerischen Begabung



Abb. 1. Kirche aus Schrotholz, früher in Mikultschütz, Kreis Tarnowitz, jetzt in den städtischen Gartenanlagen von Beuthen in Oberschlesien, von Nordwesten her.

der zur Verfügung stehenden Meister gemäß, die andererseits aber auch stark abhängig ist von den Baustoffen, welche die Umgegend darbietet, und von den flüssigen Geldmitteln. So ergibt sich ein wechselvolles Bild schon in einem enger abgegrenzten Bezirke, vollends mannigfaltig durch den Vergleich der Typen in den verschiedenen deutschen Territorien und in den verschiedenen Zeitaltern, deren einer bald hier bald dort stärker vertreten ist und damit die geschichtliche und formale Eigenart der Landschaft bestimmen hilft.

Bersuchen wir, was trotz der Reiselust der Gegenwart bisher kaum unternommen ist, einige solcher wichtigen Charakterbilder in großen Zügen zu umgrenzen, wobei wir natürlich ländliche Stiftskirchen, die nicht eigentlich unter den Begriff der Dorfkirche fallen, ausschließen.

Dem Steinbau voraus gehen geschichtlich die Kirchen aus Schrotholz, wie sie vereinzelt in der Mark Brandenburg¹⁾ und in der Provinz Posen, in größerer Reihe in Oberschlesien stehen, an Zahl stetig schwindende Opfer des heimat-entfremdenden Sinnes der Eingeborenen, in Oberschlesien zumeist polnischer Bevölkerung. Echt und recht naturwüchsig, stehen sie wie die in den Abbildungen 1 und 2 dargestellte Pfarrkirche in Mikultschütz im Kreise Tarnowitz, wo unberührt belassen, meist wundervoll in der Landschaft, ein harmonisch geschlossenes Gesamtbild. Die Kirche in Mikultschütz, jetzt leider einem trivialen Neubau gewichen und wie mehrere Kirchen Oberschlesiens an einen anderen Ort, im vorliegenden Falle in den städtischen Gartenanlagen von Beuthen neu aufgebaut²⁾, beherrschte von dem Hügel aus, auf dem sie, vom Friedhose umgeben, stand, das traulich sich anschmiegende Dorf. Eine Kette schön entwickelter Bäume rahmte sie wie ein heiliger Hain ein, die geometrischen Abstufungen der einzelnen Baugruppen durch den Gegensatz zu den rundlichen Formen des Laubes absichtsvoll hervorhebend. Solcher Umfluß ist oder war doch bei sämtlichen bekannten Schrotholzkirchen vorhanden. Wo die Bäume abgeholzt sind, wie um die sonst verwandte Wallfahrtskirche in Frauendorf im

¹⁾ Zeitschrift „Die Denkmalpflege“ I, 94. II, 22. III, 24. — Verzeichnis der Kunstdenkmäler Schlesiens V, 39.

²⁾ Verzeichnis der Kunstdenkmäler Schlesiens V, 42.

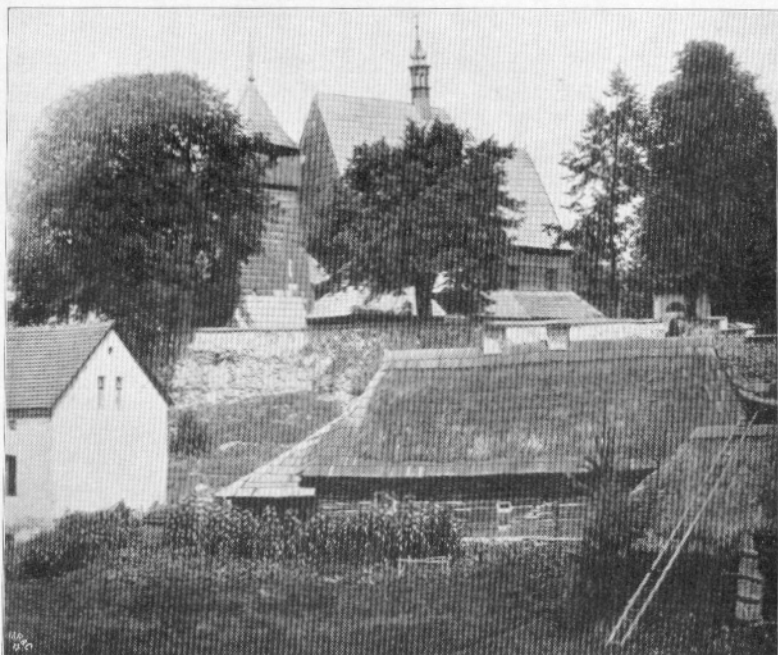


Abb. 2. Kirche in Mikulstschütz — vergl. Abb. 1 — von Südwesten her.

Kreife Dppeln, verliert das Bauwerk an stilistischer Eigenart. Es paßt nicht in die Weite, sondern nur in die Enge. Holz ist eben ein Baustoff, der nur für kleinere, nicht für großzügige Gefügeart willkommen ist, dort seinen eigenen, heimeligen Reiz ausübend, im Gegensatz zu Stein erwärmend. Aber auch die Raumgestaltung dieser Schrotholzbauten ist eigen genug, um gewürdigt zu werden. An ein gedrungenes Langhaus schließt sich nach Osten ein etwas eingezogener, im Grundriß länglicher Chor, gerade geschlossen oder nach drei Seiten des Sech- oder Achtecks. Jeder dieser beiden Abschnitte ist mit einer flachelliptischen Tonne überspannt, die, zur Steigerung der Raumwirkung nach der Höhe hin, im Schrotholzbau die Regel, auch — gleich den Decken alter Rathausäle, z. B. in München und Überlingen — in Steinkirchen des späten Mittelalters viel häufiger vorkommt, als heute im allgemeinen angenommen wird. Die mit Brettern bekleidete Wölbedeckung hängt eng mit dem Dache zusammen, ist in dieses hineingebaut (Abb. 17). Die Kirche in Mikulstschütz hat noch besonders behagliche Stimmung erfahren durch eine sie umziehende offene Halle, angelegt zum Schutze der in der Kirche selbst nicht Unterschlupf findenden Kirchgänger, bei Kirchen dieser Gattung, insbesondere bei Wallfahrtskirchen¹⁾ nicht selten. An der Westseite steht ein in Fachwerk errichteter Glockenturm. Seine Wände steigen, wie zahlreiche dieser Art im deutschen Osten, von Schleswig-Holstein an beginnend, nicht senkrecht, sondern etwas geböcht an, wie die Pylonen Altägyptens der unauslöschlich ausgeprägte Ausdruck von Standhaftigkeit. Das Glockengeschloß ist um etwa $\frac{1}{3}$ m übergetragen, mit senkrechten Wänden, ebenfalls mit Brettern bekleidet, die unten in einfachen Mustern ausgezackt sind. Darüber ein Spitzhelm, häufig, um eine stetigere Wirkung der Silhouette zu gewährleisten, mit den Graten in der Mittelachse, nicht, wie heute meist gezeichnet wird, mit den Diagonalen, oder auch wohl, aus dem sprudelnd-leichtlebigen Sinne der polnischen Bevölkerung verständlich, in den bewegten, flüssigen Formen der Zwiebelhaube. Solche hat gerade Schlesien vom Zeitalter der Renaissance an zunächst unter holländischem, dann böhmisch-österreichischem Einflusse so

¹⁾ Verzeichnis der Kunstdenkmäler Schlesiens V, 57.

mannigfaltig, so zahlreich und so feinsilhuettiert geschaffen, wie keine andere deutsche Landschaft.¹⁾

Der nächste Schritt ist der zur frühmittelalterigen Granitquaderkirche, der Vorläuferin der Backsteinbauten des an natürlichem Gestein armen norddeutschen Tieflandes. Solche stehen in großer Reihe, von der Utmarsk ausstrahlend und hier und da über die Oder und im Südosten nach der Lausitz ausgreifend. Ernste, mächtige, wuchtige Massen, der schlichten Gliederung der bezüglich des Reliefs der Oberfläche ziemlich gleichmäßig geformten Landschaft entsprechend, Kinder harter Tätigkeit einer ruhigen Bevölkerung meist niederdeutschen Ursprungs, die mühsam dem Boden den Unterhalt abringen mußte, deshalb aber von stetiger, sachlich genau abwägender, abgeklärter Haltung. Nicht langweilige, sondern nur zurückhaltende Gliederung der Massen, die ohne Zutat von Kunstformen eine männlich-gebrungene Sprache reden, Bauten, deren früheste, wie der Nordkreuzflügel des Domes in Cammin etwa in das letzte Jahrzehnt des zwölften Jahrhunderts hinaufreichen mögen, während die letzten um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts anzusetzen sind.

Als Muster schlichtester Grundrißbildung sei die Kirche in Ramin im Kreise Randow nach den Bau- und Kunstdenkmälern des Regierungsbezirkes Stettin²⁾ in der Ansicht von Südosten dargestellt (Abb. 3). Ein einfacher Rhythmus nach frühgotischer Art ist dadurch erzielt, daß das mittlere der drei Ostfenster die seitlichen übersteigt und durch die Anlage einfacher Fußblenden auf der Giebelfläche, wobei die Kanten, weil in Granit nicht leicht herstellbar, aus Ziegeln gemauert sind. Die Höhenlage der Fenster deutet auf eine flachbogige Holztonne als Decke. Die Bogenleibung der Fenster ist um des Verhauens der Ziegel willen und zur Erzielung größeren Gegenjages gegen die Quaderflächen mit Fuß überzogen. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts hat das Bauwerk eine bemerkenswerte Bereicherung erfahren durch Hinzufügung eines Dachreiters von eleganter Zeichnung der Umrißlinie, zu deren Lebhaftigkeit die an sich schlichte Überführung vom quadratischen zum achteckigen Grundriße wesentlich beiträgt. Die gefällige Wirkung ist im übrigen hauptsächlich erzielt durch den Wechsel senkrechter, schräger und geschweifter Flächen.

Für viel wichtigere Wirkung berechnet ist die benachbarte Kirche in Hohen-Reinkendorf (Abb. 4).³⁾ Wenn ihre Ansicht von Südosten hier ebenfalls abgebildet wird (Abb. 5), so geschieht dies, um zu zeigen, wie ungeschickt der Architekt von 1896 die vorhandenen Grundlagen zur Weiterentwicklung benutzt hat. Dies wird augenfällig durch die Gegenüberstellung der Kirchen von Lindena (Abb. 6) und Trebbus in der Niederlausitz (Abb. 7).⁴⁾ Wie schwächig ist in Hohen-Reinkendorf der Turmunterbau in die Höhe geführt, viel zu mager für die kräftige Baumasse von Langhaus und Chor! Ja der zu frühe Übergang vom oblongen zum geviertförmigen Grundriße ist als ganz unorganisch zu bezeichnen, da die zur Längsachse parallelen Seiten des Oberbaues auf Gurtbogen ohne Widerlager oder auf wgeredhte, in Monumentalbauten übel angebrachte Eifenträger gestellt werden mußten. Wenig befriedigen auch die Langweiligkeit der Gliederung und Kleinlichkeit des Ostgiebels, jowie die geleckte Behandlung der Oberflächen, wie sie aus dem Gegenjah im Beispiele Ramin besonders deutlich wird.

Einen mächtigen Schritt weiter in der Steigerung des Reichtums geht die oben bereits erwähnte Kirche in Lindena, nicht nur durch die Anlage eines basilikaln, d. h. die Seitenschiffe überragenden Mittelschiffes, sondern auch durch die Zutat einer im Grundriß halbkreisförmigen Chorapsis. Durch diese reiche Abstufung ebener und runder Flächen, auch die mächtige Entwicklung des Westturmes ist eine bedeutende architektonische Kontrastwirkung gewährleistet, zu der die sparsam verwendeten Kunstformen im richtigen

¹⁾ Textband zum Bilderwerk schlesischer Kunstdenkmäler, Verzeichnis der Abbildungen: Spalte 260—263.

²⁾ Kreis Randow von Hugo Lemde, Stettin 1901, Seite 107, Grundriß auf Seite 108.

³⁾ Ebenda Seite 109, 110.

⁴⁾ Erstere nach einer Aufnahme des Provinzial-Konservators Büttner in Steglitz. — Vergl. R. Bergau, Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg, Seite 496.



Abb. 3. Kirche in Ramin, Kreis Randow.

Verhältnis stehen. Es sind ihrer kaum mehr, als der in der Rücklage gepuhte Rundbogenfries des Chorschlusses und die in den Rücklagen gleichfalls gepuhten Blenden der über den First des Langhaus-Mittelschiffes aufsteigenden Glockenstube, wozu denn freilich noch die allerliebste gezeichnete farbige Teppichverglasung eines der schmalen Chorfenster kommt, die aus unserer Abbildung natürlich nicht ersichtlich wird.¹⁾ Die Kirche stammt aus jener Zeit, wo der Granitquaderbau dem inzwischen von der Lombardei her eingebürgerten Backsteinbau Platz gemacht hatte; letzterer tritt schon bei Anlagen der Chorfenster am Oberbau von Chor und Langhaus und dann am späteren Turmhaufe auf.

Die höchste Steigerung des Frühmittelalters wird in der Dorfkirche zu Groß-Wusterwitz in der Altmark erreicht, indem sich hier zwischen Chor und Langhaus ein mächtiges Kreuzschiff einschleibt (Abb. 8), dessen beide Arme ebenso wie der Chorschluß sich zu Apsiden erweitern, kleiner am Querschiff, bedeutender im Mittelschiff. Wie die Abbildung von Südost (Abb. 9) lehrt, ist der auf mächtige Anlage berechnete Turm im Mittelalter nicht zur Ausführung gekommen, so daß sich das achtzehnte Jahrhundert behufs Unterbringung der Glocken zur Anlage eines Fachwerkaufbaues mit geschweifeter Haube genötigt sah. Den Vergleich mit dem Dachreiter von Ramin vermag er nicht auszuhalten, namentlich auch deswegen nicht, weil die Laterne mit ihrer Haube zu stark eingezogen ist. Immerhin wirken seine geschwungenen Flächen im Gegensatz zu den im Westen sonst vorherrschenden geraden Flächen wohlthuend, so daß man seiner als etwas geschichtlich Gewordenem nicht entraten möchte. Verlangt dennoch unser Auge nach einer Steigerung der Höhenwirkung, so würde man sich, sofern die Standfestigkeit es zuläßt, wahrscheinlich zu dem Aufbau eines Dachreiters über der Vierung entschließen, falls ein Turmbau in Frage käme. Der Vergleich mit Abbildung 6 lehrt, daß die Fugen (bei dem Umbau von 1903) zu knapp verstrichen, nicht, wie man im Rheinland sagt, „ausgezogen“ sind. Unschön ist auch die Eindeckung der Kehle des Daches mit Zink anstatt der Ausrundung mit Biberichwänzen, wie sie heute jeder geschickte Dachdeckermeister fertigt.

Zu das Gebiet des reinen Ziegelbaues führen die beiden Dorfkirchen in Glockstein im Ermland (Abb. 10) und in Miswalde im ostpreussischen Oberlande (Abb. 11), beide zugleich Muster für energische Turmbehandlung und für den Wert des Baumwuchses als Rahmen für das Bauwerk. Auch wie ein ~-Pflamendach klar und bewußt den Blick aufwärts zieht, ist aus diesen Bildchen unschwer zu ersehen, womit man die noch weiter zwingende Macht der Zugkraft von Mönch-Konnen mit ihrem ungleich kräftigen Relief vergleichen mag, wie auf dem Turmhelme in Miswalde. Lehrreich ist auch die hier gebotene Ansicht der Kirche in Glockstein wegen des aus schlichtesten Motiven zusammengesetzten Giebels: Putzblenden, -bänder und Staffelpfeilerchen geben den Grundton des Durckorfs an, der sich so einfach und resillos auflöst. Auch die Wirkung des kleinen Quervorbauens für die Vorhalle wolle man als kontrastlich wirksam nicht unterschätzen, nicht minder die Unterbrechung der Langseite in Miswalde durch den Anbau. Die geschlossene Fassung des Helmes ist hier von besonderem Wert; sie liegt nicht zum wenigsten in der sagentreppten Abstufung des Giebels gegenüber der heute meist in gerader, manchmal langweiliger Linie in Backstein gemauertem Giebelabdeckung, der der Rhythmus fehlt. Auch die Durchbrechung des Erdgeschosses will beachtet sein: sie empfiehlt sich, wo der Platz knapp ist, zur Gewinnung eines Weges für Prozessionen katholischer Gemeinden.

Ein bezeichnendes Beispiel aus dem Zeitalter der Renaissance bietet die Kirche in Hohndorf (Abb. 12) im Kreise Leobschütz.²⁾ Die Gruppierung ist die alte geblieben, mit eingezogenem Chore, Langhaufe, beide mit Strebenpfeilern besetzt, und mit einem Westturm, überflügelt von schlanker Ziegelspitze. Hinzuge treten ist auf der Nordseite ein kurzer, für die Massengruppierung höchst wirksamer Querflügel, wie in jener Zeit üblich, für Sakristei, Herrenloge und Gruft, dessen Dach nördlich von einem kräftigen, in die Breite gezogenen Giebel begrenzt wird; durch Pilasterchen und verkröppelte Gesimse ist er zierlich

¹⁾ Abbildung bei Adler, Mittelaltliche Backsteinbauwerke des preussischen Staates, Band II, Berlin 1898, Seite 30.

²⁾ Abbildung 11 nach dem Bilderwerk schlesischer Kunstdenkmäler, Tafel 100, 3.

gegliedert. Die Lichtöffnungen sind dem Bedürfnis der Zeit entsprechend recht groß gehalten und ebenso wie die Kanten der Strebepfeiler von Quadern umrahmt. Der Turm, mächtigen Grundrisses, steigt, für die Masse des Gebäudes gut proportioniert, mit ganz schlicht behandelten, nur von Quadern eingefassten Flächen in die Höhe, durch eine der schlesischen Landschaft charakteristische Zinnenreihe abgeschlossen, mit ausdrucksvoll hervor gehobenem Glockengeschosse. Die Flächen sind gepuzt, was durchaus monumental wirkt, da der Anschluß an die für Werkstein charakteristischen Formen nicht gesucht ist.

In verwandten Formen bewegt sich die mit zierlicher Krönung endigende Friedhofsmauer, mit einem dem Nordgiebel ähnlichen Portale, das in unserer Zeichnung von der Südseite hierher verschoben ist und dort die Kontrastwirkung zu der weniger gegliederten Langseite herstellt.

Wie die Kirche in Hohndorf bezeichnend ist für das Menschenalter vor dem Dreißigjährigen Kriege, so führt uns die Kirche in Werben im Spreewalde in die Zeit, welche etwa hundert Jahre später liegt, in das Ende des siebzehnten Jahrhunderts. (Abbildung 13 zeigt das Innere¹⁾ nach einer Aufnahme des Provinzial-Konservators Büttner in Steglitz. Es ist von höchst behaglicher Wirkung. Wir fühlen uns eingewiegt durch den schlichten Rhythmus der bemalten Balkendecke und die Zusammendrängung der Sitzplätze auf den malerisch eingebauten Emporen und des einfachen, aber abwechslungsreichen Gestühls mit zierlicher Vergitterung. Die Kanzel mit dem Schalldeckel und das Gehäuse der sehr klein gehaltenen Orgel von 1695 lebt noch in den zierlichen Formen der deutschen Spätrenaissance, die hier dem Einflusse des Barockstils noch nicht gewichen ist. Vor ihr baucht sich die Empore kreisförmig nach vorn mächtig vor, in den Feldern durch Malerei belebt. Die Emporenstiele sind aus dem vollen Holze wirkungsvoll gegliedert, die Lehnen der vorderen Bänke nicht voll gehalten, sondern nur mit breiter Oberlehne ausgestattet, was sie leichter, weniger massig erscheinen läßt. Schmuckliche Zutaten sind die reichen Kugelkronleuchter, aus Messing gegossen, krönendes Schnitzwerk auf der Überdachung des Chorgestühls und auf der Brüstung der Kanzeltreppe, nicht zuletzt auch die von der Decke herabhängenden Totenfahnen und die an den Emporen angebrachten, mit Schleifen besetzten Totenkränze an der unteren sowie die zum gleichen Zweck bestimmten Gehäuse an der oberen Empore, wie sie nach der jetzt leider ausgestorbenen Landesitte früher angebracht wurden. Künstlerisch beachtenswert ist auch die Unterbrechung der Kronleuchtertaue durch die vom Drechsler hergestellten Knoten und die Auszackung der Brüstung der unteren Empore mit ausgefägtem, einfachem, rhythmischem Muster. Wie frostig wirkt dagegen der steif-gotische Taufstein, ein handwerksmäßiges Erzeugnis des neunzehnten Jahrhunderts²⁾, wie unreif auch die Verdeckung des Hauptgestühls der Kanzel durch einen einhüllenden Überhang, wie er jetzt leider weit und breit in deutschen Landen zu sehen ist und auch in dem folgenden Beispiele nicht fehlt.

Als solches aus der Barockzeit sei gewählt die Barbarakirche in Löwenicht, einem Vororte von Königsberg in Preußen, außen und innen (Abb. 15 u. 16) abgebildet nach den „Bau- und Kunstdenkmälern der Provinz Ostpreußen“.³⁾ Sie ist das typische Beispiel für eine weiträumige Predigtkirche mit schlichtester, rechteckiger Grundrißform. Das Äußere ist durch Wandstreifen, das in der Querachse vorgeschobene Treppenhaus und den fast zu zierlichen Westturm maßvoll gegliedert. Im Innern ist Altar und Kanzel zu einem schwungvoll erfundenen Architekturaufbau zusammengefaßt. Echt pro-

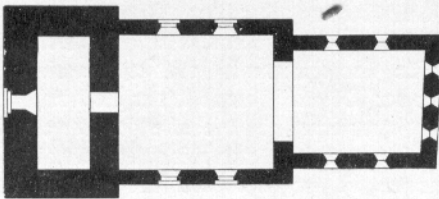


Abb. 4. Grundriß der Kirche in Hohen-Reintendorf, Kreis Randow. Maßstab 1 : 500.

¹⁾ Mäßige Abbildung des Äußeren bei R. Bergau, Seite 772.

²⁾ Als gutes Gegenbeispiel vergleiche den Taufstein in Stumsdorf (Abb. 14) nach G. Schönermarf, Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Bitterfeld, Halle a. S. 1893, Seite 82.

³⁾ Von A. Bötticher, Heft VII, Königsberg 1897, S. 267, 268.



Abb. 5. Kirche in Hohen-Reinkendorf. Neuere Verunstaltung.

testamentlichen Geistes sind die sich auch hinter dem Altar herumziehenden Emporen, von vornehmer Ruhe; mit den in der Querachse vorgezogenen Schweifungen bestimmen sie die großzügige Wirkung des Raumes, dem störende Kleinigkeiten fremd sind. Auch hier ist die Lichtwirkung reichlich, für unser Auge überreichlich, doch aber im Geiste der Zeit der Erbauung (1768) und als der Stadt der „reinen Vernunft“ benachbart recht charakteristisch.

Die Reihe der vorstehend aufgeführten Typen läßt sich ohne Mühe vermehren. — Wieviel reicher ist doch ihr Stimmungsgehalt gegenüber der im Durchschnitt in unseren heutigen Dorfkirchen erzielten, meist auf Grund falscher Ideale über Stilformen und Stilformen-Gültigkeit beruhenden Einförmigkeit, die doch wie der Schmuck eines an sich schönen Weibes nur eine Zutat bedeuten, ohne welche die menschliche Körperform auch an sich schön bleibt.

Können wir wieder zu solcher Geschlossenheit zurückkehren, wie sie uns in den vollendetsten Beispielen der Vergangenheit, die meist auch ihre einfacheren Beispiele darstellen, ausgerollt sind? Im folgenden seien Mittel und Wege hierzu dargelegt. Wenn sie anfänglich zu sehr aufs Praktische gerichtet, zu wenig auf das Gebiet des Schönen hinzuneigen scheinen, der möge sich die Erfahrung vergegenwärtigen, daß die bisherigen Versuche, zunächst durch formalistische Mittel zu wirken, zu befriedigenden Ergebnissen nicht geführt haben, während unsere Empfehlung, weniger prächtig, aber unter Betonung des Volkstümlichen, sachlicher zu gestalten, auf erprobter Überlieferung beruht.

Eine der allerwichtigsten Fragen ist die Wahl des Bauplatzes. Aus ihm muß das Bauwerk herauswachsen wie eine Pflanze aus dem heimischen Nährboden, aus seiner Eigenart ist seine Gestaltung herzuleiten. Nur durch solche Individualisierung lassen sich anheimelnde Lösungen erzielen, nicht durch Verwendung eines Bauplanes aus einem Musterbuche. Denn gleichwie der Bewohner des Gebirges anderen Schlates ist als der der Ebene, so muß sich die Eigenart des Kirchengebäudes aus den Bedingungen der Landschaft, d. i. des Bauplatzes und des heimischen Werkstoffs, entwickeln. Dadurch gewinnt sie Charakter, Größe und eine Familienähnlichkeit mit denen ihrer Nachbarschaft, die doch wieder wie Geschwister tausend verschiedene anheimelnde Züge aufweisen können und sollen.

Zu achten ist bei der Auswahl und Ausnutzung des Bauplatzes auf die Steigerung der Wirkung. Ist z. B. das bebaubare Gelände beschränkt, ohne jedoch durch Nachbargebäude behindert zu sein, so wird man zur Gewinnung des für katholische Kirchen unbedingt erforderlichen Unganges zu Prozessionen die Turmhalle des Erdgeschosses mit Gurtbögen öffnen können (Abb. 11), wie das z. B. bei den Stadtkirchen in Freienwalde in Pommern, in Hirschberg und in Nikolai in Schlesien geschehen ist. Ein gedrängener Bauplatz wiederum kann wohl zu einer Anlage wie St. Liebfrauen in Trier anleiten. Zur Unterbringung des „heiligen Grabes“ in der katholischen Pfarrkirche der Kreisstadt Lüben in Schlesien, der alten Burgkapelle, ist des abfallenden Geländes wegen und in Übereinstimmung mit der Symbolik das Untergeschoß empfohlen worden, was im Zusammenhange mit der Freitreppe eine malerische, bedeutame Wirkung ergeben würde. Das oben herausgegriffene Beispiel von Mikulschütz (Abb. 1 u. 2) leitet uns bequem zu der Erkenntnis, daß der höchste Punkt der Ortschaft, etwa der Hügel über dem Bache, eine bedeutendere Wirkung abgibt als der tiefliegende Bachrand, und daß ein Herabsteigen von der alten Höhe ins flache Gelände leicht zu einer lahmen Lösung führt. Wer solches an einem Gegenbeispiel beobachten will, mag das Dorf Groß-Kreidel im Kreise Wohlau studieren, wo der Neubau von der beherrschenden Höhe des Dorfes um der Bequemlichkeit des Pfarrherrn und der Kirchgänger willen herunter ins Flachgelände gelegt ist. Der Augenschein lehrt, daß sie hier nicht zur Geltung kommt. Ist es doch eine alte künstlerische Erfahrung, daß gerade die markantesten Punkte betont werden sollen. Man wird also auch den Turm einer Kirche auf abfallendem Gelände nicht nach der Bergseite, sondern nach der Talseite rücken. — Solche Betonung der Höhe war schon der Alten Welt geläufig, die ihre Tempel selbst auf der Akropolis der Stadt auf einen recht kostspieligen Unterbau stellten. Ebenso dem Mittelalter, das, wo zugänglich, die Dome auf einem Hügel (Bamberg, Prag, Limburg a. d. Lahn, Quedlinburg) aufbaute, selbst im Flachlande am Rande einer Insel, wo der tiefliegende Flußspiegel immerhin unter Mitwirkung der Spiegelung des Wassers eine Mindeststeigerung gewährleistete (Abb. 7).

Man weiß ferner die neue Forschung überzeugend nach, daß christliche Kirchen in Göttertempeln der vorchristlichen Vergangenheit vielfach örtliche Vorläufer gehabt haben, römische, germanische, slawische. An der Örtlichkeit aber haftet unsere Erinnerung besonders lebhaft, in sie ist ein Stück Geschichte eingewoben, deren letzte Erinnerung sie bedeutet, wenn Geschlechter auf Geschlechter über sie hingerauscht und die Steine des alten Baues längst in sich zusammengesunken sind. Wollen wir uns da des mächtigen Zaubers entschlagen, der aus unserer Voreltern Zeit zu uns herüberpricht? Wollen wir den Zusammenhang aufgeben mit der Stätte, von der Jahrhunderte hindurch heilige

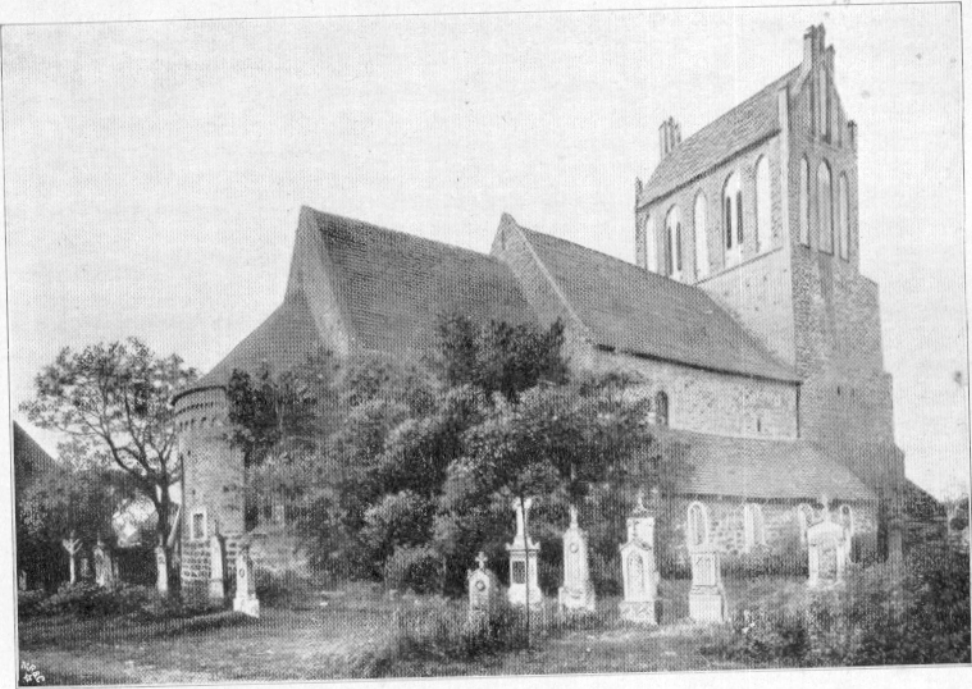


Abb. 6. Kirche in Lindena in der Niederlausitz.

Gebete zum Himmel aufgestiegen sind, weil die zentrale Lage der Wohnstätten sich um der neueren Verkehrsmittel halber, namentlich etwa der Lage zum Bahnhofe, verschoben hat? Kaum wird sich dieser Vorteil durch Aufwendung größerer Geldmittel einbringen lassen.

Die Neuzeit stellt gern die Kirche, auch die Dorfkirche, auf einen freien Platz. Das Mittelalter hat hiernach nicht in gleicher Weise gestrebt. Es wollte an den Wohnhäusern einen Maßstab gewinnen zur Beurteilung der monumentaleren Wirkung der Kirche, und schränkte darum die Größe des freien Platzes auch da, wo sie nicht durch Berg und Tal behindert war, meist auf eine verhältnismäßig kleine Fläche ein. So hob sich ihre Größe an der kleinen Umgebung, während sie bei Isolierung auf einen großen Platz wie der Spaziergänger auf weitem Paradeselde klein hätte erscheinen müssen. Wenn sich dabei nun nicht Standpunkte ergaben, von denen aus man das Gesamtbild der ganzen Kirche auf einmal überblicken konnte, so bot dafür jeder neue Standpunkt ein anderes und bei geschickter Massenverteilung eigenartiges Bild. Wo man, um die Erscheinung des Gesamtbildes vollwertiger herauszubringen, wie um den Dom in Köln, im besten Glauben an die neu aufgestellte Meinung, die Niederlegung der benachbarten, das Blickfeld einschränkenden Wohnhäuser betrieben hat, hat sich in der Regel später starke Enttäuschung eingestellt.¹⁾

Engigkeit schafft leichter Behaglichkeit. Läßt sich ein zu großer Platz nicht bebauen, so ist, das lehrt gleichfalls das Beispiel Mikulschütz, Anpflanzung hochstämmiger Bäume oder niedrigen Strauchwerks zur Einrahmung am Platze. Die großblättrige Linde, die Ulme, die verschiedenen Ahornarten, die Eiche, gelegentlich auch, bei feuchtem Untergrund die Weide, bei trockenem die Birke, verdienen als besonders Stimmung bildend Berücksichtigung, weniger kleinblättrige Bäume wie die Kiefer, auch nicht die Erle wegen

¹⁾ Vergl. das anregende Buch von Camillo Sitte, *Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen*. Wien 1889.

ihrer etwas starren Buchses. Wie uns neuere Maler gezeigt haben, kann man selbst durch die an sich steife italienische Pappel und die Pyramiden-Eiche, wie durch ihre südliche Verwandte, die Zypresse, eigenartige, monumentale Wirkung erzielen. Auf Friedhöfen in freiem Gelände kann solche enggestellte Kerzenreihe ebenso erhebend wirken, wie in anderer Weise Durchbrechungen der Friedhofsmauer trostreich, wenn sie, wie auf dem Nikolaisfriedhofe in Görlich, den hoffnungsvollen Ausblick in ein freundliches Tal ermöglichen. Natürlich dürfen solche Bäume nicht, wie das bei einseitig entwickeltem Nützlichkeitsinn gelegentlich geschehen ist, von Zeit zu Zeit der Äste beraubt werden, um Brennholz zu werben. Auch bedarf es beim Ausholzen der Äste besonderer Vorsicht; keinesfalls darf dadurch die Gesamtgestaltung des Baumes gefährdet werden, weil jede Verkrüppelung mindestens im Winter auffällt. Um den Anschein zu weit getriebenen Gewinns zu meiden, wird auch der Anpflanzung von Obstbäumen auf Friedhöfen nicht das Wort zu reden sein, ganz abgesehen von ihrem allzu dünnen Laube. Eher räume man in wärmeren Gegenden dem Balmißbaume eine Stelle ein; er verdient es wegen der Großzügigkeit des Laubes und seiner schönen Verästelung. Der Maulbeerbaum, den Friedrich der Große um der Seidenraupenzucht willen gern auch um die Kirchen anpflanzen ließ und der aus dieser Zeit dort noch gelegentlich angetroffen wird, schmückt dem Verfasser — vielleicht infolge einer Ideenassoziation — etwas stark nach dem Rationalismus jener Zeit, ebenso wie die in der Umgebung von Stolberg am Harz vorherrschende kahle Kugelakazie und die gestützte Buche nach dem Popf vor den Freiheitskriegen.

Auf älteren Friedhöfen reichen auch Flieder, Holunder und wilde Rose traulich über die sonst schmucklose Mauer, ein anheimelnd Bild, jedem Besucher Hildesheims wohlbekannt, das durch seine Gärtchen innerhalb der Stadtmauer vielleicht mehr noch als durch die mittelalterlichen Bauten sein Gepräge erhält. Offenkundig wird solcher Gegensatz durch den Vergleich mit Friedhöfen, auf welchen neuere Gartenkünstler südländische Ziersträucher angepflanzt haben, vornehmlich exotische Koniferen, die als gekünstelte Schöpfungen in Verbindung mit schlecht gegossenen Eisenkreuzen und mittelmäßigen, nicht selten duzendweise auftretenden, betenden Engeln jede Illusion zerstören. Gern dagegen begrüßen wir auch um die Kirche rankend den altheimischen Efeu, der auch in der nordwestdeutschen Ebene das Gemäuer wie mit einem Märchenschleier umwebt; so ist die Gemeinde Lichtenrade bei Berlin stolz auf die alten knorrigen und buschigen Stämme. Köhlerglaube ist es, daß seine eindringenden Wurzeln dem Bauwerk Schaden; namhafte Forstleute versichern und eigene Erfahrung bestätigt, daß das dichte Laub den Schlagregen abhält und daß die Saugwurzeln dem Mauerwerk die Feuchtigkeit entziehen, wogegen die Spinnen nicht in Betracht kommen, welche sich in seiner trockenen Herberge gern ansiedeln.

Auch vollstämmliche Blumen lasse man ungezwungen um die Kirche aufsprießen. Der stille Friedhof von Leuthen in Schlesien gewinnt durch den Gegensatz der Rundbastionen aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege und der Sprengstellen der Geschosse des Siebenjährigen Krieges zum Goldack und dem Weichenschmucke im Frühjahr seinen besonderen Reiz.

Gleich wichtig, ja die Gesamtwirkung mit entscheidend ist die Wahl des Baustoffes und seine Oberflächenbehandlung. Von ihm hängt jedenfalls für die Gesamterscheinung der Dorfkirche unendlich mehr ab, als von der Zutat von „Kunstformen“. Ja es ist jedem Künstler eine landläufige Erfahrung, daß etwaige Kunstformen in allererster Linie nur von dem Baustoffe selbst tonangebend beeinflusst werden müssen, sich aus ihm gleichsam von selbst ergeben sollen.

Schrotholzbau wird bei der heutigen schnellen und deshalb wenig Dauer versprechenden Züchtung unseres Kiefernholzes nur noch für entlegene Waldkapellen in Frage kommen, sollte doch aber ebensowenig ausgeschlossen sein, wie für das kaiserliche Jagdhaus in Rominten. Namentlich, wenn Lärchenholz zur Verfügung steht, das seines größeren Harzgehaltes wegen längere Dauer verspricht. Wer sie früher gekannt, wird gern bestätigen, daß der Stimmung der Wallfahrtskapelle auf dem Waldfriedhofe bei Trebnitz in Schlesien durch die Umwandlung in einen Ziegelbau starker Abbruch getan

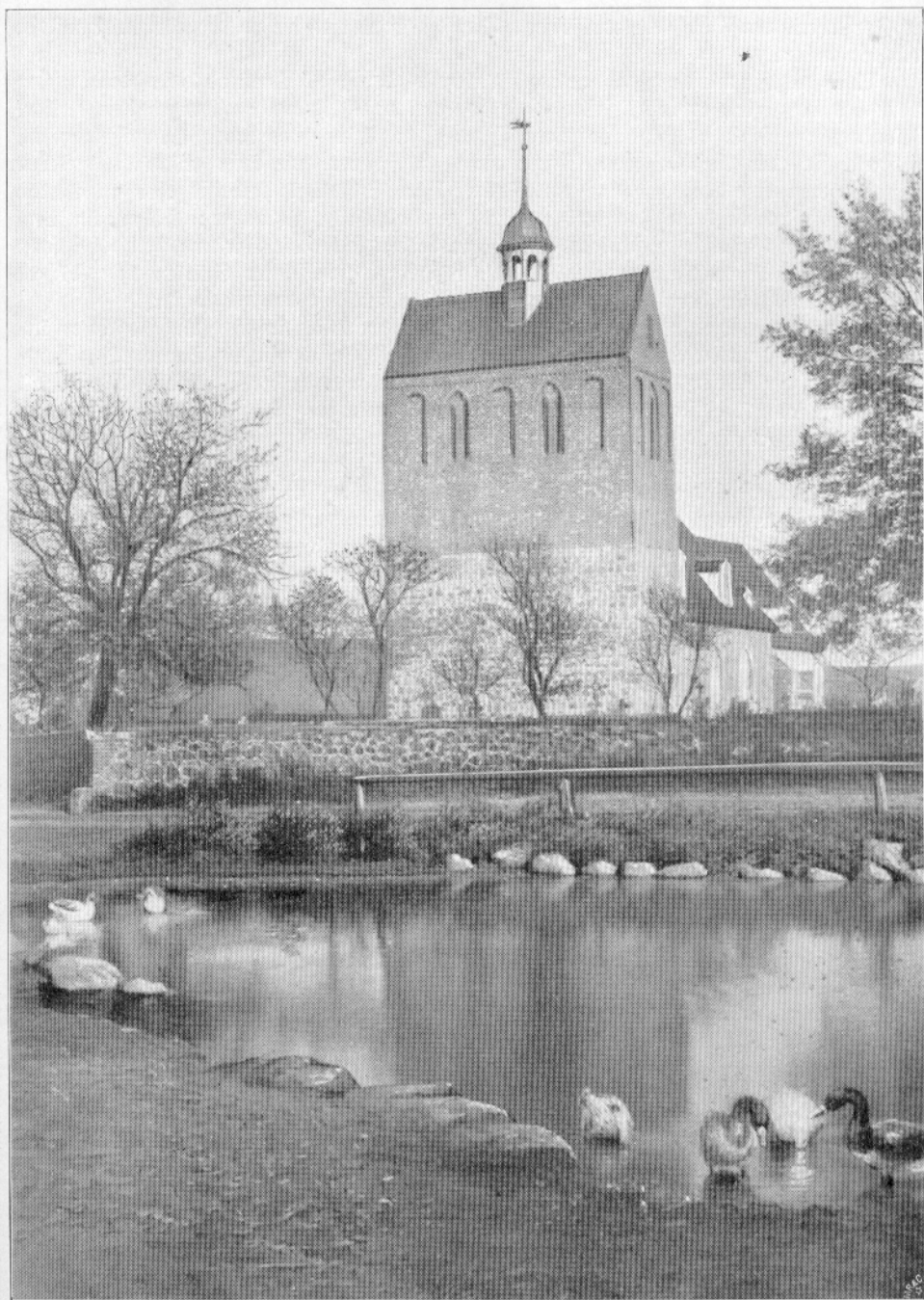


Abb. 7. Kirche in Trebbus in der Niederlausitz.

ist. Auch für Kirchen im Überschwemmungsgebiet eignet sich die Wahl dieses Baustoffes in besonderem Maße, weil ihr Zusammenhalt kräftiger ist, als der des Steinbaues. So hat denn auch die preussische Schulverwaltung in der Weichselniederung Volksschulhäuser, die Forstverwaltung im Glazer Gebirge Dienstgebäude aus diesem wohlichen Baustoffe errichten lassen.

Auch das Fachwerk, namentlich im Bereiche der fränkischen und westniederdeutschen Gaue als vorzüglich erprobt, sollte nicht so ganz vom Kirchenbau ferngehalten bleiben. Besonders empfiehlt es sich zur Vergrößerung zu klein gewordener Schrottholzkirchen, während sich der Anschluß von Steinmauern an Holzwerk nie recht gründlich herstellen läßt, wogegen eine Anschmiegunq von Fachwerk an Schrottholz technisch eher ausführbar wird. Sorgsam ist beim Fachwerk auf kräftige Holzstärken zu achten; Hölzer, im Verhältnis zu den Gefachen zu schwach gewählt, verderben leicht die Wirkung, selbst bei sonst gut gewählter Kontraststeigerung. Die Alten sind ungern unter Stärken von 17 cm in der Ansichtsläche heruntergegangen; die Eckstiele sind oft doppelt so stark.

Werkstein wird als lang andauernder und namentlich im Verglande leicht erhaltlicher Baustoff für Kirchen die Regel bilden, sei es als Grauwacke im Sauerlande, Buntsandstein an der Weser, der Mosel, in Niederschlesien und in der Pfalz, als Muschelkalk in Bayern, als Nagelstue oder Granit in der Schweiz und Tirol. Zu Quadern verarbeitet wurde er in der Vergangenheit fast nur in Sandsteingebieten. Eine für die Dorfkirche geeignete Wirkung erzielt man zweifellos nicht durch eine zu feine Bearbeitung, wie sie heute vielfach die Regel ist, nicht durch Schleifen, nicht einmal durch zu weit getriebenes Scharrieren. „Hammergeredete“ Behandlung durch den darin trotz der heute zum Teil übermäßig ausgedehnten Arbeitsteilung doch noch gelegentlich geübten Maurer gewährleistet er kräftige, frische Wirkung. In hausteinarmen Gebieten werden auch heute noch wie im Mittelalter Kirchen aus Granitfindlingen ganz oder — um dem Spritzwasser zu wehren — etwa bis zur Fensterabwässerung hinauf zu empfehlen sein. Die Schichten wähle man nicht zu gleichmäßig hoch, die Quadern nicht von zu genau gleicher Länge, die unteren Schichten eher höher als die oberen. Das Mittelalter gab ihnen bei norddeutschen Granitquaderkirchen eine Durchschnittshöhe von 30—40 cm und ließ einen Sockel, der ja kaum zur Wirkung kommt, häufig ganz fort. Man vergleiche die obige Abbildung Groß-Wusterwitz und den Querschnitt in Abbildung 17.

Bruchsteinbau mit verstrichenen Fugen kannte die deutsche Vorzeit nicht; die Meister des Mittelalters und der Renaissance haben stets schwach gepußt, und zwar so, daß gelegentlich einzelne größere Bruchsteine ohne Putz stehen blieben. Es wurden also, wie man im Rheinland heute sagt, die „Fugen ausgezogen“. Der Putz selbst wurde in der Regel nicht mit dem Reibbrette, sondern um der größeren Frische wegen wie noch heute in der Altmark und in der Eifel mit der Kelle glatt gestrichen.

Die Annahme, daß früher Spritzbewurf (außer bei stark grobkörnigem Putzsande, wie zum Teil in Thüringen) und Stippputz gepflegt worden seien, beruht ebenso wie der weit verbreitete Glaube an ausgefugtes Bruchsteinmauerwerk auf irriger Beobachtung. Ersterer ist meist durch Verwitterung entstanden; letztere Auffassung wird widerlegt durch die jetzt vorstehenden, früher bündig mit der Putzfläche liegenden einrahmenden Quadern. Sorgfältig beobachtende und fein empfindende Meister wie Karl Schäfer, der großzügigste deutsche Kirchenbaumeister des letzten Menschenalters, haben dieser Auffassung wieder Verbreitung gesichert, nachdem bei dem Umbau des Domes in Limburg an der Lahn unseres Wissens zuerst die Ausfugung in großem Maßstabe ausgeführt worden war.

Als guter Ersatz sind in der niederdeutschen Ebene wie im bayrischen Flachlande hartgebrannte Ziegel verwendet worden, in bester Zeit ausschließlich aus frischrot — jedoch nicht blutigrot — brennendem Ton. Die neueren fahlen Sorten, senf- und lederfarben, kannte das gute Mittelalter nicht oder hat solche doch in größerer Zahl nicht verwendet. Die frische Wirkung der älteren Ziegel beruht aber nicht nur auf der Färbung, sondern auch auf einer gewissen Rauhgigkeit der Oberfläche, wie sie durch den Handstrich erzeugt wird, namentlich, wenn der Lehm nicht durch den Ton Schneider gegangen ist, sondern nur mit dem Spaten behandelt wurde. Der Maschinenziegel mit

seiner geleckten Glätte besitzt dieses Leben der Oberfläche nicht; er hat weiter den Nachteil, daß die Kanten bei der Herstellung stärkere Pressung erleiden. Daher haben die neueren Ziegel, wie z. B. viele im neunzehnten Jahrhundert aufgeführte Bauten Berlins lehren, die Probe auf Dauerhaftigkeit schlecht bestanden.

Der mittelalterliche Ziegel hat schon in der Altmark, wo er in Deutschland am frühesten auftritt, ein erheblich größeres Format, als das der Gegenwart. Es ist wuchtiger, wirkungsvoller, und daher bei Kirchen, die mit staatlicher Unterstützung in Preußen errichtet werden, neuerdings wieder eingeführt, wobei die Maße behufs Ermöglichung der Massenherstellung für kaufmännischen Verschleiß auf 28,5:13,5:8,5 festgesetzt¹⁾ sind, so daß zehn Schichten auf das Meter Höhe kommen. Hauptsache ist dabei kräftige Abgrenzung des Ziegels durch die umrahmende, aus rechnerischen Gründen auf 1,5 cm etwas knapp bestimmte Fuge.

Zu warnen ist vor Ausfüllen der Fugen mit Portlandzement, nicht nur um seiner treibenden Kraft willen, welcher z. B. — um nur ein Beispiel zu nennen — die Quaderkanten der Peterskirche zu Görlich stark zersprengt hat, einer Kraft, die noch lange nach dem Erhärten tätig ist und in der Mörtelmasse selbst Risse bildet, in denen sich Feuchtigkeit ansammelt und dadurch dem Frost zu verheerender Wirkung verhilft, sondern auch um der toten, unansehnlichen, blaugrauen Farbe willen. Die auch künstlerisch so nötige Abgrenzung der Ziegel gegeneinander wird am zuverlässigsten und, wie die alten Vorbilder beweisen, auch am freundlichsten erreicht durch Ausfügung mit gewöhnlichem, gut ausgelöschtem Kalkmörtel, ohne irgendwelchen Zusatz. Hierbei wird mit der Kelle nach oben und unten etwas schräg abgestrichen, so daß die Ziegelfante noch deutlich hervortritt (Abb. 18). Für die Verbandart ist zu beachten, daß die Stoßfugen möglichst häufig versetzt werden. Ein Gegenbeispiel liefert der neuere Turmbau von St. Jakobi in Stendal, wo durch zu seltene Fugenversetzung die Gleichmäßigkeit des Fugennezes stark gestört erscheint.

Schließlich noch ein Wort über den Anstrich der Wände, insbesondere äußeren Anstrich. Es liegt auf der Hand, daß ein äußerer Anstrich in unserem Klima nur an sehr geschützter Stelle von Dauer ist; ein abschreckendes Beispiel ist die in den letzten Jahren viel genannte und in mancher andern Beziehung in der Tat reizende Kirche von Jung-Sankt Peter in Straßburg im Elsaß, deren äußerer Anstrich stark verblühen ist, so daß sie aus der Nähe unerträglich wirkt und nur aus einiger Entfernung eines malerischen Eindruckes sicher ist. Auch im Innern hält er, wenn der Berührung ausgesetzt, nur bei vorzüglicher, selten erreichter Herstellung, wie sie am zuverlässigsten wohl mit Käsefarben oder mit Farbauftrag auf den noch feuchten Putz, also *al fresco*, erzielt wird. In den allermeisten Fällen tragen ihn die Kirchenbesucher mit sich auf ihren Kleidern hinweg. Deshalb läßt man ihn am besten innen und außen fort, zumal er außen ohnehin durch den Regen schnell unansehnlich wird und abspaltende Stellen den Mangel schneller erkennen lassen, als bei ungefärbtem Putz. Selbstverständlich muß der Putz bewahrt, um zu haften, tief in die ausgekrakten Fugen eingreifen²⁾ und darf nicht erst bei Frostwetter, sondern muß tunlichst früh im Jahre aufgetragen werden. Vor diesen häufig gemachten Fehlern kann nicht ernstlich genug gewarnt werden.

Die Raumgestaltung, anscheinend bei Dorfkirchen so einfach, gibt bei näherer Überlegung zu einer größeren Reihe von Fragen Veranlassung. Hauptgrundsatz muß es, wie bereits betont, sein, nicht durch Glitterstaat zu wirken, sondern die Zweckbestimmung für kirchlichen Gebrauch im besten Sinne zu erreichen. Leider ist zu beklagen, daß hierbei häufig weder Klarheit über das anzustrebende Ziel noch über die Grenzen des Erreichbaren, noch daß immer redlicher Wille vorhanden ist. Die Forderungen wechseln mit der politischen Lage. Während in Spanien der Klerus das ganze Mittelschiff ein-

¹⁾ Runderlaß vom 10. Oktober 1902, abgedruckt im Zentralblatte der Bauverwaltung (auf jeder preußischen Kreisbauinspektion einzusehen), Seite 517; vergl. dazu den erläuternden Aufsatz auf Seite 521.

²⁾ Vergl. Zentralblatt der Bauverwaltung 1900, Seite 80.

nimmt und den Laien nur die Nebenschiffe eingeräumt werden, legt man in evangelischen Kirchen, wo die Verkündigung des Heils durch die Predigt den Mittelpunkt des Gottesdienstes bezeichnet, den Hauptwert auf gute Sehlinien nach Kanzel und Altar; dieser Forderung haben sich in neuerer Zeit auch die Katholiken gern angeschlossen, nicht immer, ohne zu übertreiben. Vielfach glaubt man den fast immer mitwirkenden Beamten der Staatsregierung, und, wo alte Bauten in Frage kommen, den Provinzial-Konferatoren ein Schnippchen schlagen zu können, wenn nicht anders, so durch die bei mehrschiffigen Kirchen ja ein für allemal unerfüllbare Forderung, daß sämtliche Kirchengänger den Geistlichen am Altare und der Kanzel sehen müßten. Das läßt sich aber selbst bei weitgepannten, einschiffigen Kirchen, schon gar nicht bei solchen kreuzförmiger Anlage des Grundrisses erreichen, und selbst nicht bei einschiffigen mit Einwölbung, wenn man nicht die für die Vertiefung der Raumwirkung so wertvollen Nischen zwischen die hineingezogenen Strebepfeiler fahren lassen will, wie sie das Spätmittelalter eingeführt und der Barockstil in weitgehendem Maße verwendet hat. Zur Klärung mögen drei Beispiele angeführt werden, welche dartun, daß die Forderung „guter Sehlinien für alle Sitzplätze“ als viel zu weitgehend aufgefaßt werden muß und bei vorhandener Einsicht auch aufgefaßt wird. In der Stadtkirche in Ratibor ist vor zwei Jahrzehnten das Langhaus nach der Südseite hin auf Veranlassung des unbeflügelten Kirchenvorstandes und des unter seinen Amtsgenossen als Kunstkenner geschätzten Pfarrers um eine zweigeschossige und sogar zweischiffige Halle erweitert worden, deren sämtliche Plätze keine Sehlinien nach dem Hochaltare bieten. In der katholischen Stadtpfarrkirche in Striegau ist durch das Pfarramt — sehr zu ungunsten der Raumwirkung — der Ausblick nach dem Hochaltare aus den Seitenschiffen des Langhauses durch zwei neuere Altäre geradezu verbaut. Und in der katholischen Stadtpfarrkirche in Kreuznach begehrt man das weiträumige Obergeschloß der sogenannten Engelskapelle, welche nur durch die in der tiefen Mauer des Obergadens geöffneten Fenster für die vorderen Plätze einen spärlichen Blick auf die Kanzel (nicht auf den Altar) zuläßt, zum Kirchenraume hinzugezogen zu sehen, rechnet dort sogar auf besonders gute Mieterträge. Und dabei kann eigentlich nur die Rahebevölkerung als ruhig bezeichnet werden, während weder die Striegauer mit den zur Roheit neigenden Steinbrucharbeitern, noch die jedenfalls höchst sanguinische polnische Bevölkerung Oberschlesiens als besonders ruhig gelten kann und daher der Bewachung in abgelegenen Räumen bedürftig ist.

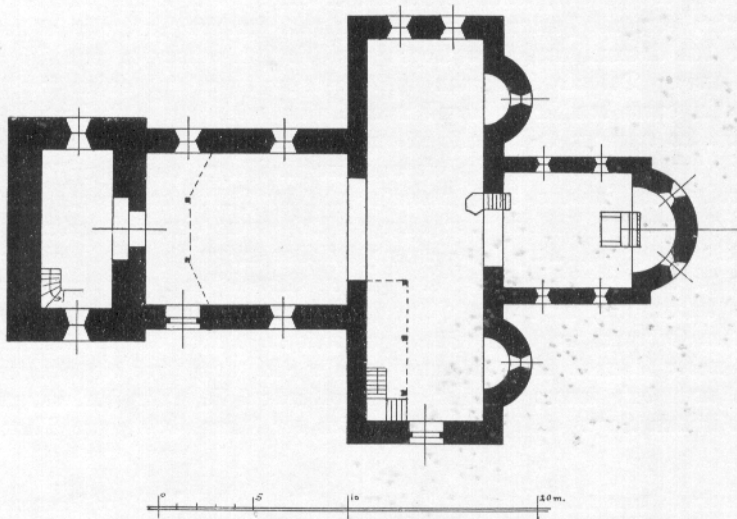


Abb. 8. Kirche in Groß-Wusterwitz in der Altmark
(vergl. Abb. 9).

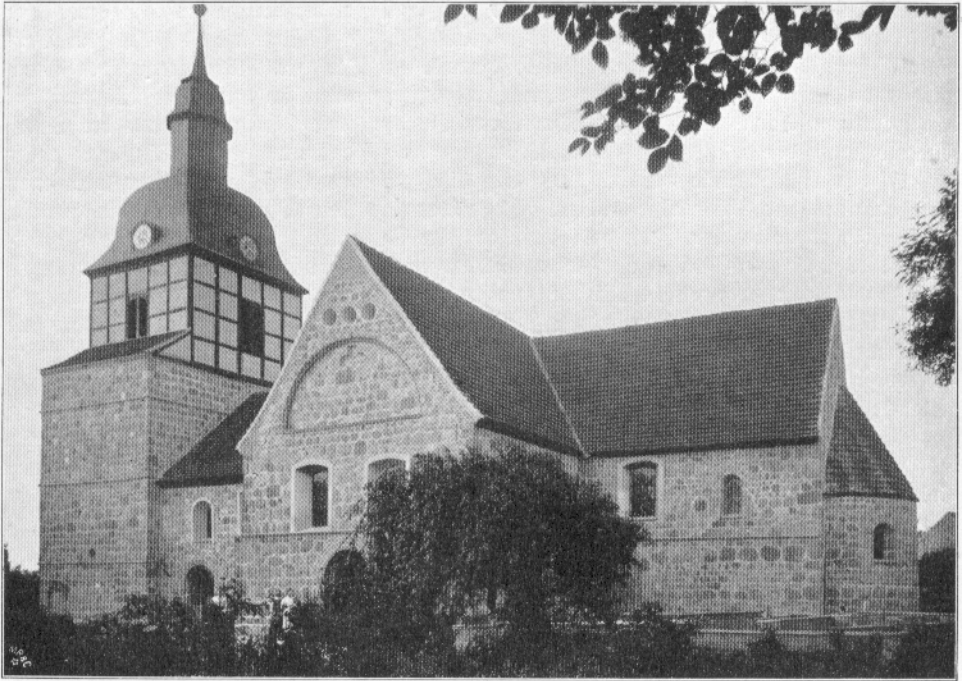


Abb. 9. Kirche in Groß-Bußleben (zu Abb. 8).

Die alte staatlicherseits übrigens nicht eingeführte, sondern höchstens zeitweilig übernommene akademische Formel, daß die Zahl der Plätze $\frac{13}{30}$ der Seelenzahl betragen solle, wird heute wohl von keiner Seite mehr als maßgebend angesehen. Zu entscheiden hat lediglich das augenblickliche durch zuverlässige Statistik zu begründende örtliche Bedürfnis, höchstens mit einer geringen Steigerung zugunsten der Zunahme der Bevölkerung rechnend. Andererseits ist der kirchlichen und staatlichen Verwaltung längst klar geworden, daß Neu- oder Umbauten zu einer Vermehrung des Kirchenbesuches nur etwa während des ersten Jahres beitragen. Für den Kirchenbesuch entscheidend ist und bleibt die Persönlichkeit des Pfarrers als Redner und als mitfühlender Mensch, der Gegensätze mildernd ausgleicht, trostjuchende Seelen aufrichtet, sittlich vorwärts Strebende anzuregen versteht. Wer den Besuch des Gotteshauses nur als eine religio im Sinne des Mittelalters, d. h. als religiöse Verpflichtung empfindet, für den ist der Aufwand eines vollen Platzes nach heutigen Verhältnissen nicht unter 150 Mark möglich, eine für die Kirchengemeinde zu hohe, ihre Leistungsfähigkeit im Durchschnitt übersteigende Kapitalanlage. Die Zahl der Kirchplätze wird also nach dem Durchschnitt der wirklichen Kirchgänger zu bemessen sein; für Filialdörfer und Gastgemeinden wird in der Regel nur dann zu sorgen sein, wenn diese selbst entsprechende Beiträge anbieten.

Die auf den einzelnen Sitzplatz entfallende Grundfläche bestimmt sich am besten nach den überlieferten Verhältnissen mit der Maßgabe, daß man bei evangelischen Kirchen nicht unter 70 bis 75 cm, bei katholischen nicht unter 80 bis 85 cm Banktiefe und je 50 cm Banklänge heruntergeht, so daß sich also auf den Sitzplatz eine Grundfläche von 0,35 und 0,40 qm ergibt, während der Stehplatz mit 0,25 bis 0,30 qm zu berechnen ist. Nur wo, wie im pommerischen Weizacker oder wie im hessischen Schwelmerlande, besondere Landestrachten üblich sind, wird man über das Maß von 50 cm Länge hinausgehen müssen. Bei Durchschnittsverhältnissen empfiehlt sich die Ansetzung von mehr als acht Sitzplätzen bei Zugänglichkeit von Bänken von nur einer Seite mit Rücksicht auf die Ruhe des Gottesdienstes nicht. Unter dieser Annahme und bei Ansetzung einer

Gangbreite von 1,40 m berechnet sich die größte Tiefe der Kirche auf 9,40 m. Bei der Annahme von zweimal neun Plätzen stellt sich die Gesamttiefe (10,4 m) im Verhältnis zur Länge meist als unglücklich heraus. — Den die Plätze trennenden Gang wird man gern in der Mitte der Kirche anordnen, namentlich wenn der Eingang auf der westlichen Schmalseite liegt. Besteht ein Eingang, wie häufig, nur auf der Langseite, so kann der Mittelgang gegen Westen hin zur Gewinnung eines Sitzplatzes mehr auf 1,10 m eingeschränkt werden. Die Sitzplätze zwischen Kanzel und Altar wird man gern parallel zur Mittelachse richten. Je näher die Kanzel nach dem Altar zurück, desto geringer wird der Zwiespalt zwischen den Sehlinien. Architektonisch am glücklichsten, d. h. räumlich am geschlossenen, ist der namentlich im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert für evangelische Kirchen angestrebte und noch heute bei Reformierten und Lutheranern unbedenklich beibehaltene Aufbau der Kanzel hinter dem Altare, dem aus technischen und künstlerischen Gründen auch für Neugestaltungen dort das Wort zu reden ist, wo keine rituellen Bedenken obwalten und wo nicht ältere zur Wiederverwendung geeignete Ausstattungsstücke zu einer anderen Lösung drängen.¹⁾

Den Altar hat man früher nicht immer in einer abgetheilten Nische aufgestellt, insbesondere nicht dort, wo der Gesichtspunkt des allgemeinen Priestertums lebendig war. Solche einheitlichen Räume, wie z. B. die um 1590 erbaute Pfarrkirche in Döblich in Pommern, empfiehlt sich nicht zu zerstören, sondern, schon weil kirchengeschichtlich wertvoll, als Typus der Nachwelt zu überliefern. Hier fehlt ein östliches Mittelfenster, da mehrfach an dieser Stelle in Kirchen jener Zeit ein bedeutender Altaraufbau errichtet war, auf den in der Anlage von vornherein Rücksicht genommen ist, ein Grundsatz, der beibehalten werden sollte für alle örtlichen Bedürfnisse und für Neubauten namentlich dann, wenn ältere Ausstattungsstücke, wie so häufig, teils aus künstlerischen, teils aus geschichtlichen und aus Erparnisrücksichten in den Neubau herüberzunehmen sind.

Zwischen Altar und Sitzbänken spare man für besondere Fälle einen nicht zu kleinen Raum aus. Die ständige Benutzung läßt sich auf alle Fälle durch Stühle ermöglichen, während Platzmangel bei Festen sich unangenehm fühlbar macht und die Würde der Feier leicht beeinträchtigt. Nur wo die Kanzel hinter dem Altare steht, muß bei größerer Länge der Kirche einige Beschränkung mit Rücksicht auf die Stimme des Predigers eintreten.

Die Kanzel kann bei geschickter Raumverteilung wie so häufig auf Bildern des sechzehnten Jahrhunderts zu sehen ist, wohl so angeordnet werden, daß sie unmittelbar von der Sakristei zugänglich gemacht wird. Diese darf heute bei Neubauten nicht mehr fehlen. Sie muß stets heizbar eingerichtet und von außen zugänglich sein. Ihre Lage, an sich gleichgültig, wird von den örtlichen Verhältnissen abhängig und tunlichst bequem zugänglich für den Pfarrer einzurichten sein. Sie typisch neben dem Altare anzulegen kann nicht befürwortet werden. Auf den Verfasser hat es einen mächtigen Eindruck gemacht, wenn der würdige, eisenharte Superintendent Meinhold in Cammin auf dem längeren Wege von der Sakristei zur Domkanzel von den Kirchenbesuchern, deren Bänken er nahte, begrüßt wurde, indem sie sich erhoben, wie das auch heut noch in Pommern wohl Sitte ist. So mag individuellen und geschichtlichen Bedürfnissen, auch in der Kleidung mit Mühlsteinkrause und Albe, wie sie noch häufig in Gebrauch sind, weiter und auch bei Neuschöpfungen Rechnung getragen werden: nicht Uniformität, sondern Vielseitigkeit ist im Gegensatz zu der Starrheit des römischen Kultus übereinstimmend mit dem Geiste evangelischer Lehre.

Der nächste Schritt zur Vergrößerung der Raumfläche ist die Anlage von Emporen. Insbesondere an der Westseite, oft mit einem oder zwei kürzeren oder längeren Flügeln an den Langseiten. Auch in den Kreuzflügeln. Ungern im Chore, wenn sie nicht, wie häufiger in Schleswig-Holstein und im Hannoverschen, an dieser Stelle etwas geschichtlich Gewordenes sind, wenn sie lettnerartig, und dann wohl mit reichem Schnitzwerk und Bronzevergitterungen eingebaut, und so durch ihre landes-individuelle Anlage

¹⁾ Vergl. den „Kirchenbau des Protestantismus“, herausgegeben von der Vereinigung Berliner Architekten. Berlin 1893.

bemerkenswert sind. Oder wenn sie, wie in den schlesischen „Grenzkirchen“, von den Tagen einstiger Verfolgung erzählen, wo jedes Plätzchen und sogar der durchbrochene Bodenraum in Kirchen evangelischer Territorien für die weither zuströmenden Kirchgänger ausgenutzt werden mußte.

Bei Neuanlage oder Umänderung von Emporen ist unter allen Umständen darauf zu sehen, daß der Organismus etwa vorhandener Gewölbepfeiler nicht zerstört werde. Mindestens an ihrer Vorderkante muß das Auge unbehindert in die Höhe steigen können. Gegebenenfalls lassen sich, wie in den Kirchen in Brandenburg an der Havel, die Pfeiler in weiterem Abstände mit Emporen umgeben, die im Grundriß auch kreisförmig gestaltet werden können. Bogenförmig gestaltete oder im rechtwinkligen oder stumpfwinkligen Knick nach vorn gezogene Emporen werden aus ästhetischen Gründen, wie aus Gründen der Vergrößerung des Raumes von Vorteil sein können (Abb. 13).

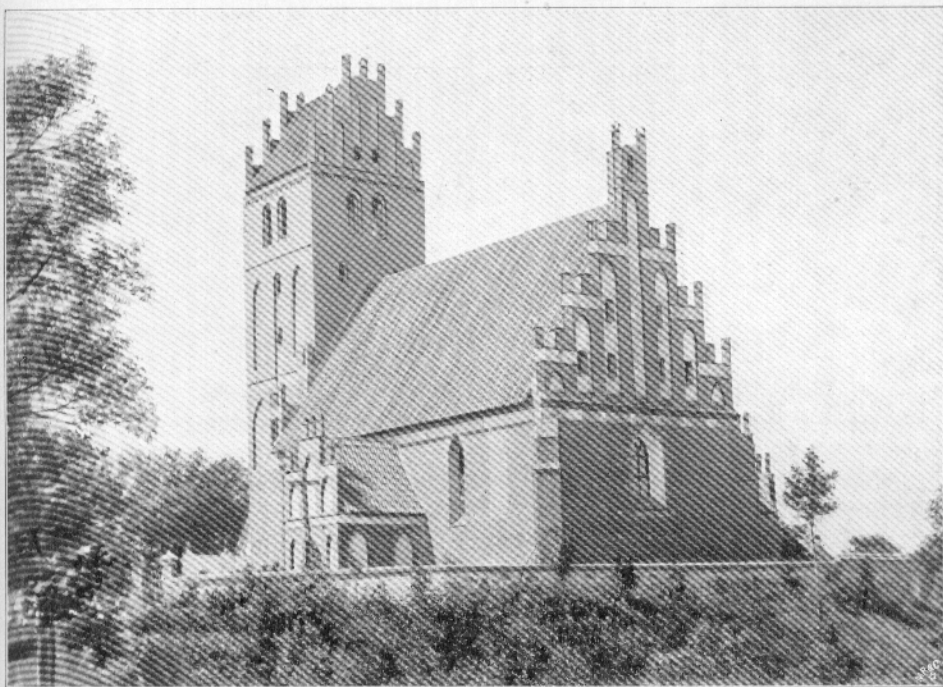


Abb. 10. Kirche in Glockstein im Ermland.

Den Zugang zu den Emporen legt man im allgemeinen besser nach innen als nach außen, nicht nur, um das Gefühl der Gemeinschaft zu stärken, sondern auch um der größeren Billigkeit und um der malerischen Anordnung willen, wie in den Dielengestaltungen neuerer Landhäuser in den Vororten unserer Großstädte. Bei mehrschiffigen Kirchen werden auf diese Weise die toten Winkel in den Ecken der Westseite gut ausgenutzt. Wird Störung der Ruhe durch das Begehen der Treppen befürchtet, so wird durch einen Linoleumbelag leicht Abhilfe zu schaffen sein.

Sehr zweckmäßig hat sich für Kirchen mittleren Umfanges eine zweischiffige Anlage erwiesen, sei es nun, daß der Altarraum in der Mittelachse, also im Zuge der trennenden Pfeiler sich anschließt oder daß die Schiffe in Haupt- und Nebenschiff gegliedert sind.¹⁾ Im letzteren Falle ist das Nebenschiff, sei es ein- oder zweigeschoffig,

¹⁾ Franziskanerkirche in Angermünde, bei Adler, Backsteinbauten, Band II, Tafel CIV. Grundrisse im „Kirchenbau des Protestantismus“, S. 323.

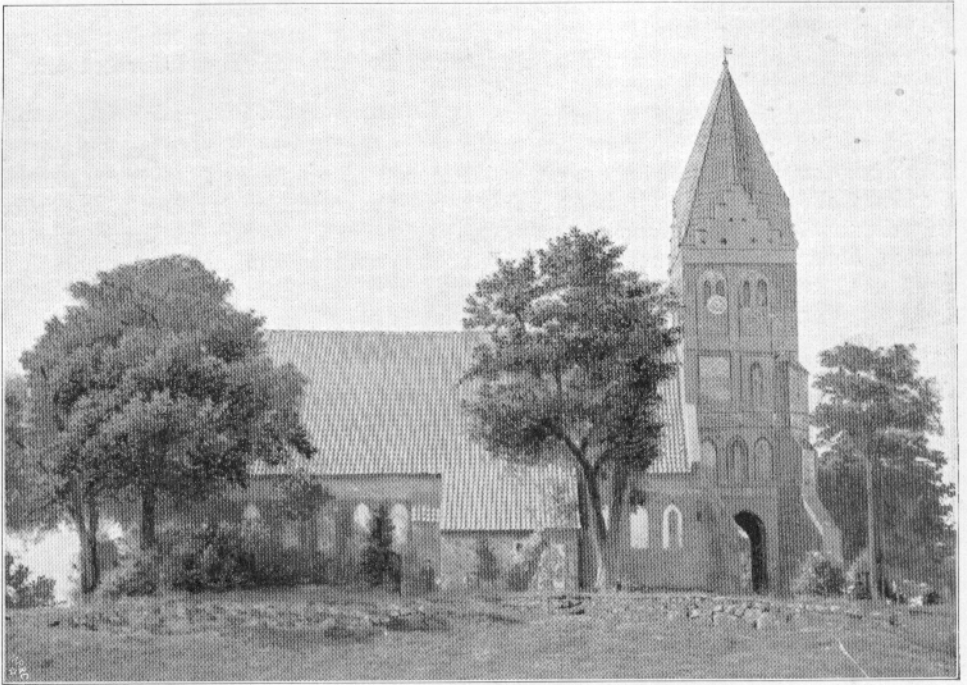


Abb. 11. Kirche in Mischwalde im preussischen Oberlande.

so recht zur Aufnahme einer großen Zahl von Kirchgängern für den Predigtgottesdienst geeignet; im ersteren Falle treten die anfänglich befürchteten Schwierigkeiten in Benutzung des Mittelganges tatsächlich zurück gegenüber der billigen Ausführung, da bei hallenförmigem Querschnitt durch Einschränkung der Spannweite an Kosten für das Widerlagsmauerwerk und für Raumhöhe erheblich gespart wird. Bei dreischiffiger Anlage wird man bei Platzmangel das Mittelschiff voll zu Sitzplätzen ausnutzen und die Gänge in die Seitenschiffe, unmittelbar an die Pfeiler verlegen, wobei die Bänke in den Nebenschiffen parallel mit den Langwänden aufzustellen sind. Bei dieser Anordnung bildet die Rücklehne der letzten Bank zugleich eine Wandvertäfelung, so daß die Kirchenbesucher mit dem Mauerwerk nicht unmittelbar in Berührung kommen.

Üblicherweise wird die Orgel gern auf der Westempore untergebracht. Das Mittelalter stellte oder hing seine meist kleinen Orgeln, wie in der Nikolaikirche in Straßund und in der Marienkirche in Thorn, auch an anderen Stellen auf, weniger schematisch, z. B. in den Kreuzflügeln. Im Dome in Raumburg an der Saale steht das neuere Orgelwerk verteilt in den beiden Türmen zu Seiten des Westlettners; dieser selbst ist zur Aufstellung des Spieltisches benutzt. Im Dome in Trier stehen jetzt zwei Orgeln parallel der Längsachse an den Wänden des Ostchores. Wo ein großes Westfenster vorhanden ist, haben namentlich die Barockmeister das Gehäuse gern zweigeteilt, um das Fenster herumgruppiert, und dann gern ein Vorgehäuse in der Mitte der Orgelbühne vorgeschoben, hinter welchem der Musikdirigent versteckt seinen Platz erhielt, eine infolge der so erzielten Raumgliederung malerisch meist sehr wirkungsvolle Anlage.

Die Türen sollen bei Neubauten wegen der Sicherheit der Kirchenbesucher bei etwaiger Feuersbrunst nach außen aufschlagen. Das ist mit monumentaler Gestaltung schwer vereinbar, da die Leibungen durch die aufstehenden Türflügel verdeckt werden. Auch ist dadurch, da zur Gewinnung eines Falzes eine notgedrungen über die Steinwandung vortretende Barge eingelegt werden muß, und da ferner durch die vortretenden Beschlagteile, an denen Kleidungsstücke im Gedränge leicht haften bleiben, eine unbeab-

sichtigte Einschränkung der Lichtöffnung unvermeidlich, welche den im günstigsten Falle erzielten Gewinn fast aufwiegt.

Für ältere Kirchen ist aus diesem Grunde, namentlich auch, weil die Türgewände, oft die einzigen Kunstformen der Dorfkirche, leiden würden, und weil tatsächlich die Feuergefahr für Dorfkirchen äußerst gering ist, das Aufschlagen nach außen nach dem preussischen Kunderlasse vom 4. Februar 1903¹⁾ nicht zu bindender Vorschrift gemacht. Dabei legen sich die Türflügel in die immer ausgesparte (bei älteren Bauten mit einem Flachbogen überwölbte) Nische, ohne bei der Entleerung zu hindern.

Zu den neueren Bedürfnissen ist der Windfang zu rechnen, eine recht unbequeme Einrichtung, weil sie die Eingangswege verengt und, wenn in Holz ausgeführt, den Ausgang schrankartig verstellt; auch bildet diese häufig dunkle Schleusenkammer einen wenig erfreulichen Raum, der namentlich bei etwaiger Panik höchst gefährlich werden könnte. Doch sind Windfänge nicht zu umgehen bei Anlage einer Heizung, wie sie neuerdings namentlich von evangelischen Gemeinden häufig begehrt wird.²⁾ Um die Härte des Einbaues zu mildern, verwandelt man die Türflügel dieser Windfänge mit Vorteil in Stoffvorhänge; namentlich die von Christian Hehl bei der katholischen Pfarrkirche von Steglitz angewandte Art mit schweren Gehängen, die am Schlusse des Gottesdienstes vom Kirchendiener zurückgeschwallt werden, kann auch für protestantische Kirchen (z. B. die Münsterkirche in Herford im Westerwalde) als wohlbewährt empfohlen werden.

Für die Heizung schließt sich auf dem Lande Gasheizung von vornherein aus, glücklicherweise, weil selbst bei geregelter Abführung der Verbrennungsgase übler Geruch nicht zu vermeiden ist und weil bei der Gasverbrennung ein großes Maß von Wasserdampf frei wird, das leicht zur Zerstörung des Putzes führt. In Frage kommen für

¹⁾ Zentralblatt der Bauverwaltung, Seite 93.

²⁾ An das Komplement, die Anlage einer Kleiderablage, die für Schnee- und Regentage gesundheitlich viel notwendiger erscheint, ist bisher für Kirchen überhaupt wohl noch nicht gedacht worden, während sie für Synagogen gefordert wird.

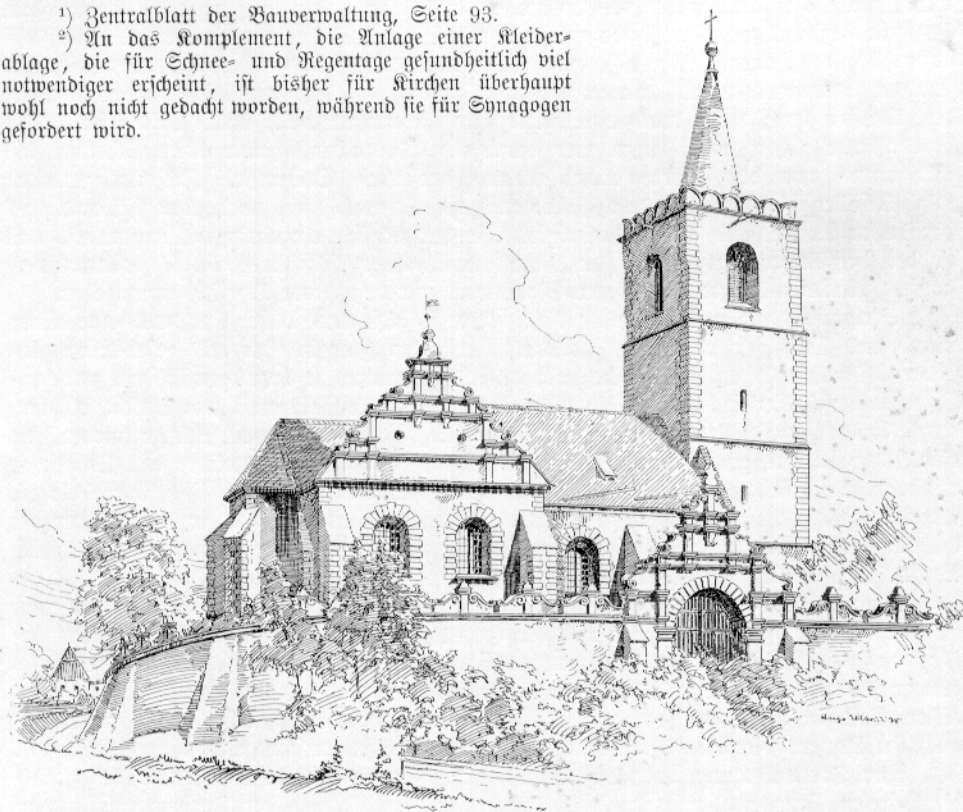


Abb. 12. Kirche in Gohndorf, Kreis Leobischütz.

kleinere Kirchen Källofen von Sachsse & Co. in Halle an der Saale, für größere Niederdruckdampfheizung, die im Betrieb bequem, reinlich und billig ist. Die Feuerung ist, um den für den Aufbau lästigen und schwer zugkräftig zu gestaltenden Schornstein unauffällig zu formen, am besten im Keller eines Nachbarhauses anzubringen; am Kirchendache würde er meist stören und wird sich hier, weil zu stark von kalter Luft umspült, auch nicht immer leicht anheizen lassen. Selbst bei größeren Entfernungen ist seine Anlage in einem Nachbarhause deshalb rätlich; für dieses selbst ist er ungefährlich, da die Dampfspannung unter einer Atmosphäre bleibt und der Kessel somit unter bewohnten Räumen angelegt werden darf, an die er übrigens, nicht zu ihrem Schaden, einen Teil seiner Wärme abgibt.

Die Dampfrohre werden in Nähe der Abkühlungsflächen, also an den Umfassungsmauern entlang vor den Türen und Fenstern vorbeigeführt und liegen am zweckmäßigsten in gemauerten Kanälen des Fußbodens neben-, nicht an den Wänden übereinander, wo sie leicht zur Verschmutzung Veranlassung geben; neben den Türen und etwa noch hinter dem Altare werden dann noch Heizregister mit größerer Strahlungsfläche aufgestellt, so daß sich also die kalte Luft bald nach ihrem Eintritt in den Raum mit der aufsteigenden, an den Heizkörpern erwärmten Luft vermischt und dadurch Zugerseinungen aufgehoben werden. Wird so verfahren, so ist eine Führung der Heizrohre unter den Bänken überflüssig, ja sogar schädlich, da hierdurch leicht Zugluft hervorgerufen wird. Doch mögen für ängstliche Seelen Stützen für späteren Anschluß vorgeesehen werden; bei ordnungsmäßiger Ausführung wird erfahrungsgemäß ihre Nutzbarmachung nicht begehrt.

Überaus wichtig für die Erhaltung des Bauwerks und am meisten für seinen schmucklichen Ausbau ist die Trockenhaltung. In dieser Beziehung drohen ihm zwei Gefahren: durch die atmosphärischen Niederschläge und vermöge der im Mauerwerk durch die Kapillarität des Baustoffes aus dem Boden aufsteigenden Feuchtigkeit. Letzterer begegnet man durch wagerechte Asphaltisolierschichten etwas unter oder in Fußbodenhöhe des Innern (Abb. 17), gelegentlich noch einmal in größerer Tiefe. Besonders feuchten Untergrund wird man außerdem dränieren, bei sehr ungünstigen Grundwasser-Verhältnissen auch wohl durch eine meterstarke Betonplatte nach unten abschließen. Die Fundamente sichert man außen gern durch eine Tonpackung hinter einer Schottererschicht mit einem vor den Strebepfeilern entlang laufenden Dränrohr. Die Anlage einer Asphaltisolierschicht ist in jedem Falle, auch wo sie noch nicht vorhanden ist, und trotz der hohen Kosten und der Schwierigkeit, sie nachträglich einzubringen, anzuraten, weil sie bei sorgfältiger Ausführung die Grundquelle vieler Mißstände ein für allemal verstopft. Natürlich ist bei brüchigem Mauerwerk mit besonderer Voricht vorzugehen.

Steigt trotzdem noch Feuchtigkeit aufwärts, so hilft man solcher Not durch eine dünne Wand aus flach gelagerten oder hochkantig gestellten Ziegeln oder aus gespaltenen glasierten Kiemchen (deren Spaltfläche nach dem Innenraume zu anzulegen ist) mit zwischenliegender Luftisolierschicht von 6 bis 10 cm Breite ab, allenfalls auch, jedoch nicht so sicher, durch Gudson- und Zementbekleidung, in welche Bibereschwänze eingehängt werden, die eine Putzhaut aus gewöhnlichem Mörtel erhalten. Vorgelegte Putzwände aus Sybelschen Asphaltplatten sind ungeeignet, weil die Asphaltstreifen durch den Putz durchschlagen. Ganz ungeeignet ist auf der nassen Wand bloßer Zementputz, da er die Mauer am Ausdünsten verhindert; mit unfehlbarer Sicherheit sucht sich die Feuchtigkeit schon nach kurzer Zeit darüber den Ausweg.

Wichtig ist, daß die Luftisolierschicht mit der Innenluft kommuniziere, um nicht zu stocken; man setze sie deshalb mit der Heizung in Verbindung, Sorge aber dann dafür, daß die Ausströmungsöffnungen an Punkten angelegt werden, wo sie die Kirchgänger nicht belästigen. Das geschieht zweckmäßigerweise so, daß die Abführung der kalten Luft in Höhe der hochgelegenen Fensterbank erfolgt. Hierbei wird zweckmäßig auch im Innern die selten sauber und trocken haltende Fensterchräge vermieden (Abb. 17).

Zur Trockenhaltung des Raumes ist auch für gute Lüftung während der gottesdienst-freien Stunden durch große Luftklappen in den Bahnen der Fensterverglasung zu sorgen; sie müssen in mehreren einander gegenüberliegenden Fenstern angelegt werden.



Abb. 13. Kirche in Werben in der Niederlausitz.

Öffnung und Schluß erfolgt am besten durch eine Tafel mittels einer dünnen, über einer Rolle laufenden Leine, nicht durch seitwärts bewegliche Klappen.

Gegen Schnee und Regen hilft nichts besser als ein gut gepflegtes Dach mit schneller Wasserabführung, also mit großer Fläche ohne Unterbrechung. Es hat auch den ästhetisch nicht hoch genug anzuschlagenden Vorteil, daß sie den Eindruck des Schutzes, die Voraussetzung behaglicher Stimmung vollwertig zum Ausdruck bringt. Aus beiden Gründen ist die Verdrängung des alten deutschen, auch von den Barockmeistern noch nicht aufgegebenen Steildaches durch die hellenistische Strömung in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sehr zu bedauern und ebenso die in neuerer Zeit stärkere Gegenströmung, womöglich unter Verwendung von \sim -förmigen Pfannen oder besser noch „Mönch-Konnen“ sehr zu begrüßen, auch deshalb, weil diese die Dachfläche wegen des lebhaften Gegensatzes zwischen Licht- und Schattenflächen kraftvoll gliedern. Wegen ihrer kräftigen Plastik sind sie dagegen für verwickelte Dachformen nicht verwendbar. Hierfür sind Wiberschwänze am Platze, mit denen sich die Kehlen bequem abrunden lassen, so daß die häßliche Auskehlung mit Zinkblech vermieden wird. Wiberschwänze lassen sich auch bequem über die ihrer behaglichen Wirkung wegen gegebenenfalls einzuschaltenden Fledermauslaken herüberführen; bei Pfannenbedachung wird man in größerer Entfernung von Hauptstädten auf rechteckige Dachgaupen Bedacht nehmen müssen.

Wo Schieferung üblich ist, sehe man auf Einbindung des „Ortes“; die landläufige Überdeckung mit besonderer Plattenreihe ist begreiflicherweise weniger dauerhaft, noch auch schöner. Auch die im Rheinlande übliche Überdeckung mit Bleistreifen wirkt recht unansehnlich und pedantisch, ebenso die der Dachfirst mit neueren „Patentkämmen“. Eine Musterung der Beschieferung auf der Dachfläche ist für Landkirchen zu widerraten, im Gegenteil ist auf eine gewisse Unregelmäßigkeit der Platten zu sehen, da hierdurch die Dachfläche lebendiger und ungezwungener wirkt. In Hessen, wo noch besonders gut geschiefert wird, bildet die Anschmiegung gekrümmter Dachformen keine Schwierigkeit;

deshalb ist Beschieferung, natürlich stets in deutscher, nicht in der langweiligen englischen Art, an Türmen und Dächern nach Art der deutschen Renaissance rätlich.

Wo Metallandichtungen bei Dachanschlüssen unvermeidlich sind, verwendet die preußische Bauverwaltung in Übereinstimmung mit der staatlich organisierten Denkmalpflege niemals mehr das unzuverlässige Zinkblech, sondern stets das auch in der Färbung freundlichere Kupfer, auch zu Abfallröhren, im westlichen Deutschland auch das biegsamere Blei, dies jedoch nur auf feste Unterlage und nur gegossen, nicht ausgewalzt.

Traufrinnen und Abfallrohre haben keine zu lange Erfahrung für sich, überaus häufige Mißerfahrung gegen sich. Denn selten ist ihre Überwachung gesichert. Bald weht sie der Sturm voll Staub und Blätter, in denen sich dann Pflanzenwuchs ansamt, nicht selten zu Sträuchern und Bäumchen auswachsend, zwar dem malerisch geschulten Auge freundlich winkend, dem Hause selbst aber zum Unfegen, weil den beabsichtigten Zweck gänzlich vereitelnd. Oder die Rinnen werden verstopft durch hineingefallene Vögel und noch verderblicher durch Schnee und Eis, wodurch statt der Abführung eine Stauung des aufstauenden Wassers herbeigeführt wird. Solche Schäden strafen sich schwer. Bei kirchlichen Bauten des preußischen Arbeitsministeriums werden Rinnen und Abfallrohre grundsätzlich nicht, höchstens noch an dem über Eingängen belegenen Teile der Dachtraufe, angelegt, und mehr Wert auf die Wahl besten Baustoffes und vorzüglicher Dacheindeckung gelegt, wodurch die Bauten, selbst des frühen Mittelalters, meist vorteilhaft erhalten auf unsere Tage gelangt sind. Wo man die Traufe über Portalen fürchtet, möge die Anordnung getroffen werden, wie bei friesischen Bauernhäusern an der jütischen Küste, wo darüber ein kleinerer Aufbau mit einem zur Hauptrichtung des Daches lotrechten First angeordnet ist, in diesem Falle um bei etwaigem Brande des hier stets üblichen Strohdaches das herabgleitende Stroh von der Haustür fern zu halten. Wird dennoch ein Abfallrohr angelegt, so ist unbedingt für schnelle Abführung, tunlichst ohne jede Knickung, zu sorgen. Bei vortretendem Hauptgesims wird man es wie am Zwicken (Dompropsteigebäude, jetzt Stadthaus) in Halberstadt nach der glatten Siebelseite verlegen.

Erscheinen auf den ersten Blick die oben gegebenen, nicht so sehr das Gefühlsleben wie den Verstand in Anspruch nehmenden Winke als nebensächlich für die Förderung künstlerischer Werte, so ergibt doch die genauere Betrachtung, daß zunächst nur rein sachliche Behandlung, nicht wie bisher so häufig die Richtung auf Dekoration, sei es mit oder ohne Anlehnung an historische Stilistik, vorwärts führt. Die Anschauung, daß Spitzbogen, Maßwerk und Zialen einen höheren Grad von Erbauung gewährleisten, als gehaltvolle Raumwirkung, abgewogene Massenverteilung und fein abgestufte Führung der Umrißlinien, kann heute als überwunden angesehen werden. In erster Linie muß jedes Gebilde in Stein, Holz oder Erz seinen ureigenen Zweck erfüllen, darf sich unter keinen Umständen mit unverständlichem, dem Kirchenbesucher fremden Glitterstaub aufputzen. Nur wenn es so das Gepräge der Echtheit und Natürlichkeit an sich trägt, werden die Voraussetzungen erfüllt, welche zur höheren Stufe heraufführen, der Verinnerlichung des Gemütes zu dienen und damit eine Aufgabe zu erfüllen, nach welcher die Kirche in gleicher Weise strebt, wie die Kunst.

Nun kommen wir freilich ohne eine gewisse Anlehnung an die Vergangenheit nicht aus. Niemand vermag ganz aus seiner Haut heraus zu fahren und soll es darum auch nicht. Behalten wir also von der guten alten Überlieferung die Massengliederung des Kirchenbaues bei, unter Verwendung der erprobten heimischen Baustoffe. Die Annahme dieses Grundsatzes wird zur Folge haben, daß die auch aus akustischen Gründen verwerfliche übertriebene Höhe der Kirchen nicht wieder auftaucht, wie sie um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in Preußen üblich war, und daß jene trockene, gedrungene Form des Langhauses verschwindet, wie sie, hergeleitet aus rein rechnerischen Gründen, zur Ausnutzung der Grundfläche, wohl in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts

beliebt war, vor allem, daß jene schwächtigen Türme des neunzehnten Jahrhunderts weichen, die in der Regel darauf, daß an unrechter Stelle gespart wurde, um die vorhandenen Geldmittel in mittelmäßigen Fenster- und Wandmalereien zu verschwenden. Türme sind ja nicht ein unbedingtes Erfordernis, da man das Geläut, wie in den Zisterzienser- und Franziskanerkirchen des Mittelalters, auch in einem Dachreiter und das Uhrwerk im Dachbodenraume unterbringen könnte. Türme sollten vielmehr architektonischer Ausdruck monumentaler Würde sein. Da tue man denn auch ganze Tat und spare nicht, wo es gilt, Ehre einzulegen.

Dazu gehört auch die Anlage nicht zu schwacher Mauern für Turm und Kirche, wie sie unsere im allgemeinen nicht schlecht ausgebildete Mauertechnik praktisch möglich macht. Nur mit tiefen Leibungen von Fenstern und Portalen lassen sich Werte schaffen, die den Eindruck von Gediegenheit, Kraft und Würde vereinigen, welche auf uns wirken, wie eine starke Persönlichkeit, die sich ihrer eigenen Machtfülle bewußt ist.

Absolute Maße für Grundfläche und Höhe der Türme zu geben, ist nicht am Platze, da sie sich nach der Masse des Kirchenbaues zu richten haben. Bezüglich der Stellung des Turmes läßt sich anmerken, daß die in der Ecke zwischen Chor und Langhaus, wo sie nach der Stellung der Kirche im Dorfe angezeigt erscheint, besonders empfehlenswert ist, weil die Masse des Turmes und insbesondere seine Höhe im Verhältnis zur ganzen Gebäudegruppe auch bei maßvollen absoluten Abmessungen relativ groß erscheint, größer als beim Aufbau derselben Masse etwa an der Westfront, weil der künstlerische Grundsatz der Notwendigkeit: zu steigern, am Ende der Baugruppe erheblicheren Aufschlag verlangt, als in ihrer Mitte. Ebenso ist die fränkische und von Franken bis zur preussischen Oberlausitz und bis zur altmärkischen „Wische“ ausstrahlende Form der Ueberbauung des Chores mit dem Turme (Abb. 19 bis 22) von Wert, weil sie ganz besonders bestimmend einwirkt bezüglich der Wucht der Gestaltung des Baukörpers. Dasselbe gilt von der Verbreiterung des Westturmes in der Art, wie wir sie oben aus den Beispielen Hohen-Reinkendorf, Groß-Wusterwitz und Trebbus kennen gelernt haben (Abb. 4 bis 9).

Zu der teureren zweitürmigen Anlage, im Mittelalter nicht so ganz selten geübt, wird der einsichtige Bauherr von heute bei Dorfkirchen nur in ganz besonderen Fällen greifen; sind sie doch mehr ein Zeichen behäbigen Reichtums, der heute von dem Lande in die Stadt gewichen ist. Es würde also falsche Vornehmheit bedeuten, wollte man, wie es seitens eifriger Pfarrer der Industriegebiete häufiger geschieht und von gewissen Architekten um der Vermehrung ihres Honorars willen wohl befördert wird, solcher Übertreibung das Wort reden.

Auch bei der Bildung des Turmdaches wird man am wenigsten fehl gehen, wenn man sich den mit großer Treffsicherheit silhouettierten Turmdächern der engeren Heimat anschließt. Reizen hierzu in erster Linie jene mit feinem Verständnis abgestuften, höchst mannigfaltigen Zwiebelhauben (Abb. 23 u. 24), wie sie namentlich in den Provinzen Schlesien und Posen zu finden sind, und muß es den polnischen Gemeinden zum Lobe nachgesagt werden, daß sie wenigstens gelegentlich gerade an diese überlieferten und uns von den geschichtlichen Stilformen am nächsten stehende Gattung Anschluß zu suchen begehren, so ist doch das auch breitwuchtige Satteldach Obersachsens (Abb. 6 u. 7), wenn fein abgewogen, von charaktervoller, für ein Bauerndorf von bezeichnender Wirkung. Ob dabei die Dachflächen zwischen gemauerten Giebeln liegen, oder auch seitlich mehr

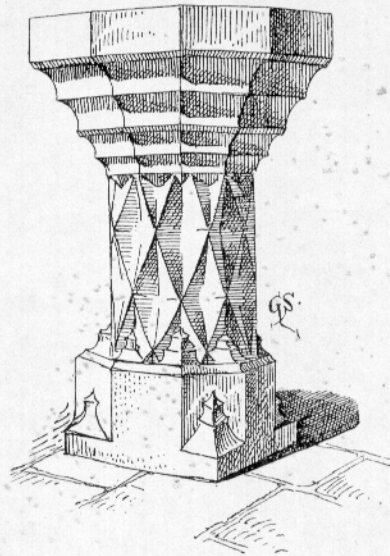


Abb. 14. Taufstein der Kirche in Stumsdorf, Kreis Bitterfeld.

oder weniger steil abgewalmt sind, muß abhängig gemacht werden von der Silhouettenwirkung des Ganzen.

Diese in allererster Linie spricht für die Dachbildung der Kirche das entscheidende Wort. In ihrer günstigen Gestaltung wird die künstlerische Kraft des Baumeisters auch bei kleinen Aufgaben am vollwertigsten zur Erscheinung kommen. Es ist nicht gleichgültig, sondern bedarf wohl abwägender Überlegung, ob — bei geradem oder mehrseitigem Chorschlusse — die Dachfirst diese oder jene Länge habe; der Grad der Abwalmung (wie z. B. bei St. Maria-Magdalena und St. Barbara in Breslau) des gerade geschlossenen Chores ist wie die Neigung der Dachlinien lediglich Sache des entwickelten Gefühles und daher von Handwerksmeistern nicht zu verlangen; wo die Dächer zu flach geneigt sind, wie z. B. seit 1707 über dem Mittelschiffe der Klosterkirche zu Chorin, wirkt die Dachmasse gegenüber den hochragenden Mauern zu dürrig. Ist dagegen das Kirchengebäude von sehr großer Tiefe, so kann, wie über dem Langhause der katholischen Kirche in Münsterberg in Schlesien, oder, wo es ganz besonders günstig zur Erscheinung tritt, über dem Rathause in Breslau, die Auflösung des Gesamtdaches in mehrere Paralleldächer, den einzelnen Schiffen entsprechend, in Frage kommen. Auch hierbei kann die heimische Sitte entscheidend einwirken: so mag für Hessen die Anlage abgewalmter Stichdächer über den Seitenschiffen empfohlen werden. Dagegen wird dem heutigen Geschmacke die Wiederaufnahme der westfälischen Dachgestaltung mit Paralleldächern lotrecht zur Längsachse nicht entsprochen, weil sie den Organismus des Bauwerks nicht vollwertig zum Ausdruck bringt. Natürlich ist um so größere Sorgfalt vorzuziehen, je verwickelter die Bildung der Dachform ausfällt. Doch mag hier bemerkt werden, daß die anfänglichen Befürchtungen über etwaige Schneeanfammlung zwischen zwei Paralleldächern auch auf dem Boden des höher gelegenen schlesischen Hügellandes in Münsterberg bei tüchtiger Anlage sich als unbegründet erweisen haben.

Ein wichtiges Moment bei der Gestaltung der Umrißlinien bilden Strebepfeiler und Wasserpfeiler: letztere werden gelegentlich zwischen den Fußpunkten der das Mauerwerk

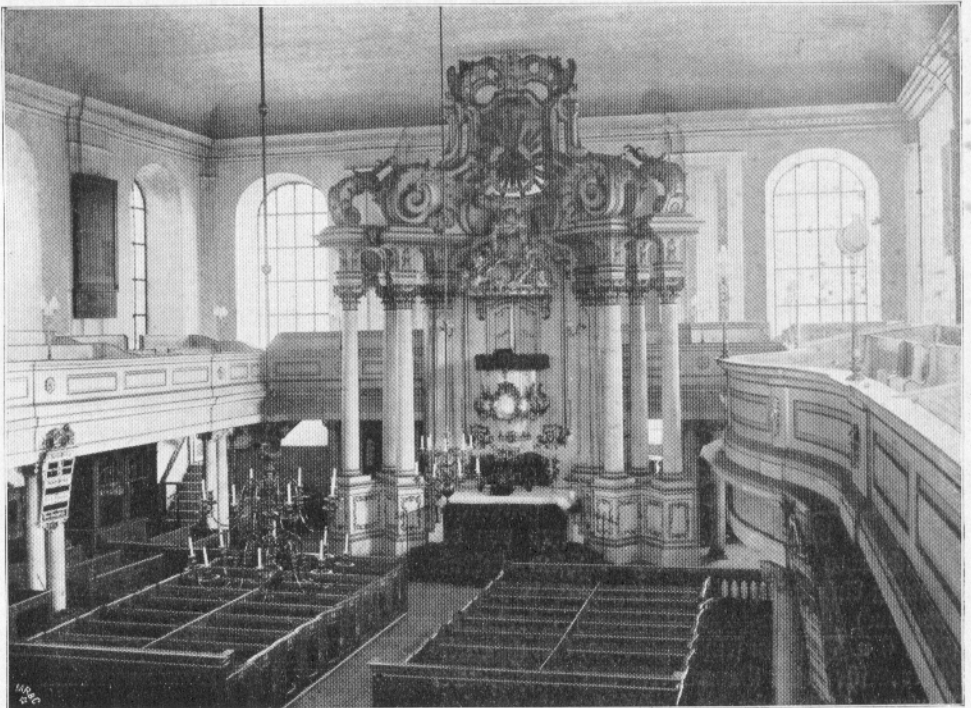


Abb. 15. Inneres der Kirche in Löwenicht (vergl. Abb. 16).



Abb. 16. Kirche in Löwenicht vor Königsberg in Ostpreußen (zu Abb. 15).

abschließenden Giebel dreiecke hochragender Türme, wie im alten Hansagebiete von Wichtigkeit sein können. Den schärfsten Gegensatz zwischen guter und schlechter Silhouettierung bietet wohl kein anderer Ort so deutlich nebeneinander, wie Erfurt mit seinen Türmen von St. Severi und des Domes, erstere schlank und frank, aus dem Ende des Mittelalters, letztere stumpf und dumpf, aber mit großem Aufwande an Fialen und anderen „Kunstformen“, aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Das eindringliche Studium dieser beiden im grünen Herzen Deutschlands belegenen, also leicht erreichbaren Stiefgeschwister kann jedem Auftraggeber aufs wärmste empfohlen werden.

Dasselbe feine Empfinden des Künstlers, welches wir für die Gestaltung der Massen des Äußeren fordern müssen, kommt ebenso bei der Raumgestaltung des Innern zur Geltung. Die langweilige Wirkung so vieler im neunzehnten Jahrhundert erbaute Kirchen im Gegensatz zu den Stimmungswerten, welche bei der Betrachtung von Kirchen früherer Jahrhunderte ausgelöst werden, ist der bündigste Beweis für die Berechtigung solches Programmes. Gesichtspunkte, welche besonders zu beachten sind, sind ebenso sehr die Art der Lichtzuführung und der Abstufung der Größenverhältnisse, wie der Ausstattung. Es müssen hier wenige Winke genügen.

Wesentlich ist es, ob das Licht von hoch oben einfällt, oder ob die Fenster tief heruntergezogen werden; feierlicher ist hoher Lichteinfall, während tief heruntergezogene Fenster mehr die Wirkung des Profanbaues begünstigen. Doch wird man in unserem Klima Zenitlicht vermeiden, wie es der antike Tempel im milderen Klima bei mehrschiffiger Anlage besessen hat. Wünschenswert sind zwischen Chor und Langhaus bezüglich der Helligkeit mittlere Kontraste, indem man entweder dort, wo man im Altarraume die helle Lichtwirkung des Evangeliums ausdrücken möchte, die Lichtzuführung im Chore steigert, also ganz im Sinne des späteren Mittelalters, wenn es, wie z. B. an der Klosterkirche zu Kolbatz in Pommern, den schwach beleuchteten Chorschluß durch einen fensterreichen Anbau ersetzte. Oder umgekehrt dort, wo man der Mystik größeren Einfluß gönnt, indem man das Langhaus hell gestaltet und dagegen die Lichtzufuhr im Chore einschränkt. Für beide Fälle ist auf die künftige Verglasung, d. h. auf ihre eventuelle Verdunkelung durch Farben- oder Grisaillebemalung zu rücksichtigen. Die Gliederung des Raumes kann durch einen stets wirkungsvollen Triumphbogen und, weitergehend, durch die Einwölbung des Chores im Gegensatz zu einer sichtbaren Balkendecke des Langhauses, also mit einfachen Mitteln bedeutsam bewirkt werden. Die bei Kirchen in Preußen lange gepflegte Knickung der in das Dach hineingebauten Decke hat sich als recht ungünstig erwiesen. Viel behaglicher wirken leicht geschwungene Decken, sei es im starken Flachbogen oder von elliptischer Leitlinie (Abb. 17); ja auch einfache Balkendecken machen wegen des schlichten Rhythmus einen beruhigenden und doch nicht so trivialen Eindruck, wie glatt gepußte Decken. Für die Einwölbung stehen nicht nur das vielfach abgedroschene Kreuzgewölbe zur Verfügung, sondern für feierliche Wirkung auch ganz besonders die hochbuisige Hängekuppel (ohne Rippen, z. B. in der Klosterkirche in Arendsee in der Altmark¹⁾, für zierliche Wirkung Stern- oder Netzgewölbe, beide mit oder ohne Rippen, je nach der Größe der verfügbaren Flächen, auch bei Barockbauten die Stichkappentonne in ihren mannigfachen Abwandlungen.

Wie man sieht, läßt sich eine viel größere Mannigfaltigkeit erzielen, als sie in den von mittleren Technikern und künstlerisch unbegabten Architekten geschaffenen Durchschnittsbauten des neunzehnten Jahrhunderts zur Ausführung gekommen ist und heute zur Ausführung kommt.

Ebenso sehr wird die Feinfühligkeit des Architekten in Anspruch genommen für die innere Ausstattung der Gotteshäuser; vielleicht fällt diese auch dem Laien als vollwertig oder minderwertig leichter auf, als bezüglich der ersten beiden Punkte. Auch hier nur einige Winke.

Nicht reiche Profilierungen, nicht auffällig viel Schnitzwerk ist zu verlangen, zumal nicht von tiefliegenden, kaum in Sicht kommenden Punkten, sondern — ganz im Sinne der neueren Bestrebungen auf vornehme Gediegenheit des Mobiliars —: Zweckmäßigkeit und Tüchtigkeit. Also: das Gestühl ist bequem, dem Körper angeschmiegt, zu gestalten, die Lehnen der Sitzbänke etwas geneigt, auch die Sitzbretter ganz wenig nach vorn ansteigend; vorhandenes, unbequemes Gestühl wird man in diesem Sinne unter Wahrung der Stollen mit Erfolg umarbeiten können, da diese auch bei schlichter Gestaltung häufig von erheblich höherem Werte sind, als bis auf weiteres neuere Erzeugnisse.²⁾ Erscheinen

¹⁾ Adler, Backsteinbauten, Band I, Tafel XXVI.

²⁾ Gute Muster sind, da man sich bisher viel zu eng an die Steingebilde des Mittelalters angelehnt hat, selten; Beispiele: im Zentralblatte der Bauverwaltung 1903, Seite 595, 597 (Hofsfeld) und bei R. Haupt, Bau- und Kunstdenkmäler von Schleswig-Holstein (Kiel 1887/88) I, 86, 87. — II, 265, 474.

die Rücklehnen zu schwer, so kann man sie entweder in durchbrochene Bretterwände oder, nach dem Muster mancher Renaissancehöpfnngen, durch Einschlebung schwach gedrehter¹⁾ Docken oder ausgefägter senkrechter Brettchen leichter gestalten. Das gleiche gilt auch von den Brüstungen, namentlich der Emporen.

Die Verbretterung der Unterseite der Emporen schräg ansteigen zu lassen, hat regelmäßig zu häßlichen Bildungen geführt, namentlich dann, wenn der hintere Teil nur schwächer beleuchtet werden konnte. Hier ist durchlaufende, wagerechte Dielung auch bei ansteigenden Sitzbänken vorzuziehen; auch die Resonanz der Kirche verbessert sich hierdurch.

Wesentlich für die Gestaltung des Gestühls, der Emporen und der Kanzel ist, daß man das Gefüge des Holzes richtig verwendet, daß man also nicht Formen, die für Stein erfunden sind, wie Maßwerk, Spitzbogen, Strebebeiler, sinnlos in Holz übersezt, sondern daß man mit verhältnismäßige geringen Stärken durch geschickte Profilierung und durch echt und recht Brettmäßige Behandlung zu wirken sucht. Deshalb sollten aufgenagelte Glieder, bisher namentlich bei Stützen häufig verwendet, die dem Verfall natürlich am schnellsten entgegengehen, ausgeschlossen bleiben, zumal eingeschobene Leisten wenigstens zur Verstärkung der Ausladung nach einer Richtung hin Ersatz schaffen. Der Mangel an größerer Ausladung für Stützen läßt sich technisch bequem durch den Wechsel zwischen geraden und geschwungenen Flächen ausgleichen; letztere sind durch die Drechserei leicht herstellbar. Grundsätzlich fern bleiben sollten aufgleimte Verstärkungen wie sie die heutige Tischlerei leider so häufig aus schlecht verstandener Sparjamkeit anwendet.

Für die schmuckliche Behandlung des Holzes empfiehlt sich in erster Linie die unter dem Namen „Tiroler Gotik“ bekannt gewordene, aber auch in Deutschland weit verbreitete Technik, wo das Muster durch flach ausgehobenen Grund aus der Brettfläche hergestellt wird.²⁾

¹⁾ Karl Dobner, Vorlagen für Drechslerarbeiten aus dem Gebiete der Möbel- und Bautischlerei, 28 Blatt Lithographien. Wien 1894. N. Schroll.

²⁾ Gute Beispiele im Bilderwerke schlesischer Denkmäler (einzusehen auf jedem schlesischen Landratsamte), Tafel 192, 2. 3. 194. 196, 13. 199, 2 und Franz Pauferl, Zimmergotik in Deutsch-Tirol, Sammlung 1—6, Leipzig 1881—1894, und Pauferl, Altäre und anderes kirchliches Schreinerwerk der Gotik in Tirol, Sammlung 1 und 2. Leipzig 1895 bis 1897. — Ausgegründete Arbeit in der Mark: in Jilenzig (Abb. „Denkmalpflege“ 1902, S. 17). Königsberg N.-M. ebenda, S. 88. Rathaus in

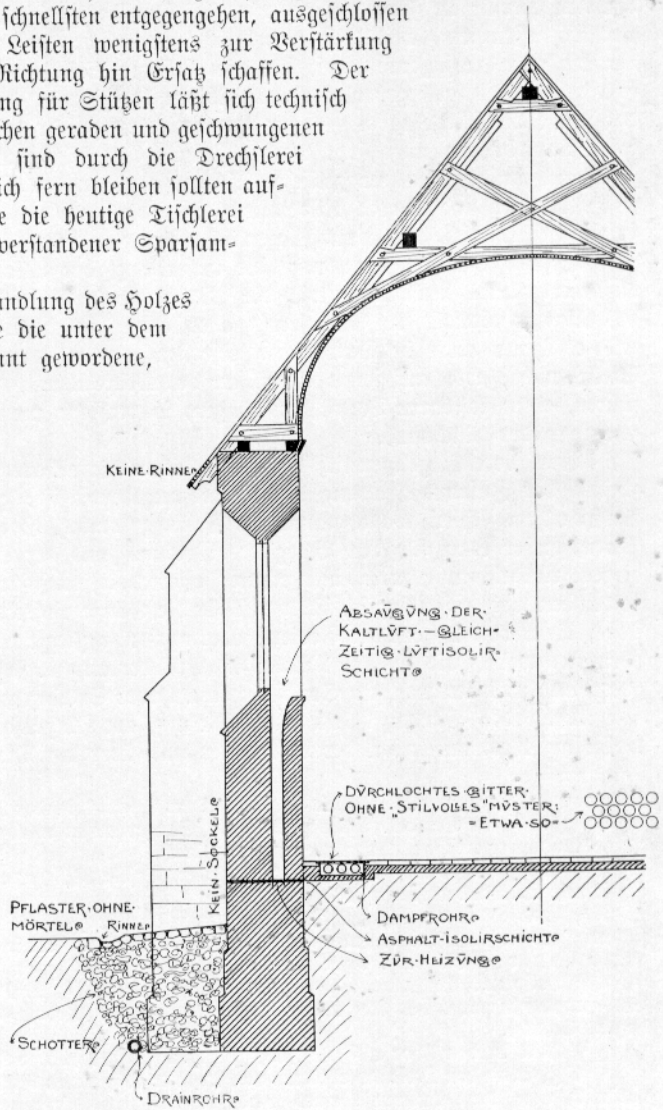


Abb. 17. Querschnitt durch eine Kirche zur Erläuterung technischer Einzelheiten.

Als wertvolles Schmuckmittel zur Belebung der Holzflächen kommt für Türen auch schmiedeiserner Beschlag in Frage, namentlich dann, wenn er wuchtig, mit Hammer und Meißel, ohne Benutzung der Feile, hergestellt ist. Freilich nur unter dieser Bedingung wird der persönliche, nicht fabrikmäßige Zug und das frische Leben bewahrt, welches jedem Kunstwerk eigen sein muß, selbst dem hinter die Gesamtgestaltung zurücktretenden. Auch hier ist die Eigenart des Landes fleißig zu studieren. Ewig heftige Türbänder nachzubilden, wie infolge mißverständener Lehre Karl Schäfers in der trivialen Verkümmernng der Berliner Schule heute fast noch Regel ist¹⁾, muß einmal ein Ende nehmen. Für die Ausführung ist unter Umständen der dörfliche Schmiedemeister geeigneter, als der städtische Schlossermeister, sofern er durch eine vorzügliche Bauleitung hierzu eingeschult werden kann.

Bei der „Tiroler Technik“ ist darauf zu achten, daß der Grund nur grob ausgehoben, nicht gepunzt wird. Auch die Bemalung der Flächen mit Ornament oder das Einbrennen desselben in markigen Zügen²⁾, bei reichern Mitteln auch die Intarsia³⁾, kommen hierfür in Frage. Nur wird bei Dorfkirchen die Verwendung figürlicher Motive auszuscheiden sein, weil diese nur durch vorzügliche Kräfte möglich ist. Man spare hier, um die etwa verfügbare Kraft für ein besseres Stück zu konzentrieren. Etwa zur Beschaffung eines gediegenen großmaßstäbigen Kreuzifixes, das auf dem Altare etwa nach der Weise des Mittelalters — zur Raumgliederung sehr wirkungsvoll — aufgestellt oder im Triumphbogen angehängt werden kann. Ein solches Kreuzifix befindet sich aus alter Zeit auch in heutigen evangelischen Kirchen, z. B. in der Klosterkirche in Berlin, im Dome in Halberstadt und in der Nikolaikirche in Spandau (um 1540), und ist durchaus nicht spezifisch katholisch, wie man gelegentlich behaupten hört.

Sehr im argen liegt noch die Gestaltung der Altaraufbauten. Kann man nicht ein wertvolleres Rundbild, wie die Pietägruppe des Bildhauers Kopf in der Kapelle des Marienhospitals in Stuttgart⁴⁾ oder etwa ein in Mosaik hergestelltes Retabulum, wie es heute auch in Deutschland gefertigt werden kann⁵⁾, oder kann man an dieser Stelle nicht, wie auf jenen Gemälden des Mittelalters, welche die heilige Sippe vorführen, einen kostbaren Teppich aufhängen, so verzichte man lieber auf die besondere Auszeichnung der Rückwand.

Was bereits gelegentlich der schmucklichen Bereicherung des Ausbaues in Holz bezüglich der Zusammenhaltung der Mittel angedeutet ist, gilt in gleicher Weise für den Fußboden. Hier, wo er kaum zur Geltung kommt, ist nur sehr einfacher Schmuck am Platze, außer etwa für den Belag des Podiums und der Stufen des Altars, wo die gediegene Auszeichnung durch einen echten Perserteppich auch für unsere wohlhabenderen Landgemeinden wohl erschwinglich ist, wenn für die Gänge einfache Ziegelplatten größeren Maßstabs, etwa von 20 cm ins Geviert, oder auch nur Ziegel im Zickzack („Fischgräten“)muster oder kreuzweise (wie in St. Nikolai in Brandenburg a. H.) verlegt, oder im Westen die guten und nicht teuren roten Sandsteinplatten vom Solling an der Weser verwendet werden.

Unter den Bänken ist natürlich Dielung am Platze, auf trockener Unterlage verlegt, wobei auf Kommunikation der Luft unter und über der Dielung sorgfältig zu achten ist,

Jüterbog bei Bergau, a. a. D., S. 430, außerdem Schrant in der Nikolaikirche daselbst. Schranttür in St. Jakob in Stendal. Chorgestühl in Sangerhausen u. a. m. Gute Originale in größter Reihe im schweizerischen Landesmuseum in Zürich.

¹⁾ Vgl. z. B. Bilderwerke schles. Denkmäler, Tafeln 31, 1 und 32, 1, wo dasselbe, mangelhaft gezeichnete Türband uniform 26 mal wiederholt ist.

²⁾ Empfehlenswert: Joseph Tapper, Entwürfe für Holzbrandtechnik, herausgegeben mit Unterstützung des k. k. Ministeriums für Kultus, 40 Tafeln. Wien 1888. R. v. Waldheim. Vgl. auch Tapper, ABC der Holzbrandtechnik. Innsbruck, Wagner.

³⁾ Beispiele: Bilderwerke schles. Denkm. 90, 1. 104, 4. 9. 192, 1—3. 195, 2. 197 bis 199. Bau- u. Kunstdenkm. des Regierungsbez. Stettin, Kreis Uedom-Wollin, S. 408 u. Kr. Greifenhagen, S. 204.

⁴⁾ Bild in den Chor auf Taf. 69, Jahrg. IV der „Blätter f. Architektur u. Kunsthandwerk“.

⁵⁾ Z. B. in den Mosaikwerkstätten von Puhl & Wagner in Rixdorf bei Berlin (Post: Treptow), natürlich nach dem Entwürfe eines bedeutenderen Künstlers, z. B. Hermann Schapers in Hannover oder Eduard von Gebhardt in Düsseldorf.

um der Gefahr des Faulens und Stockens vorzubeugen. Unter allen Umständen ist vor Mettlacher Fliesen, wegen ihrer zu kleinmaßstäbigen Musterung und weil man auf ihnen leicht ausgleitet, dringend zu warnen.

Wert ist zu legen auf den farbigen Schmuck der Fenster. Auch hier wird in der Regel weit über das zulässige Maß hinausgegangen, indem namentlich unfähige Glasmalereiverkstätten auf figürlichen Aufputz drängen, der natürlich geistlos und schablonenhaft ausfällt. In den meisten Fällen erzielt man schon durch eine gute Musterung der Bleiruten bei Anwendung gewöhnlichen Glases die wünschenswerte Abweichung von profanen Fenstern, wenn die Bleiruten kräftig, d. h. nicht unter 12 bis 14 mm Breite gehalten werden; die unter dem Namen „Kathedralsglas“ marktgängige Ware mit gerauhter Oberfläche eignet sich mehr für Aborte als für Kirchen; der Name ist nur zur Täuschung der Abnehmer erfunden. Mehr empfiehlt sich das nur wenig teurere „Antikglas“. Soll das Sonnenlicht abgedämpft werden, so kommt die Bemalung mit Mustern in Grisaille, d. h. mit Schwarzlot, zur Herstellung eines teppichartigen Musters, schwarz auf hellem oder einfarbigem Grunde, in Frage, etwa noch mit Einrahmungsstreifen, letztere jedoch nur bei breiteren Glasflächen. Noch größerer Reichtum ist durch Verwendung mehrfarbigen Glases erreichbar; man studiere z. B. die schönen Teppichmuster der Predigerkirche in Erfurt, abgebildet auf den Tafeln 11, 34, 35, 36, 42 der Veröffentlichung von Schäfer & Roßteutscher über „Ornamentale Glasmalereien des Mittelalters und der Renaissance“.¹⁾ Leider ist die Zahl der tüchtigen Glasmalereianstalten in Deutschland beschränkt. Unbedingt empfohlen können nur folgende werden: Schneiders & Schmolz in Köln am Rhein, Lauterbach & Schröter in Hannover, Linnemann & Söhne in Frankfurt am Main, Fritz Geiges in Freiburg im Breisgau, wozu im Osten einzig noch etwa August Otten in Berlin, Klopstockstraße 8, kommt. Nach den Erfahrungen des letzten Jahrzehnts muß mit Berücksichtigung der vorhandenen Geldmittel vor der Verwendung figürlicher Glasmalereien in Dorfkirchen dringend gewarnt werden. Ihre Dauer reicht selten über einige Jahrzehnte hinaus.

Das gleiche, womöglich im verstärktem Maße, gilt für figürliche Wandmalerei. Den Einwand, der für ihre Verwendung in der katholischen Pfarrkirche in Meiße, wo eine größere Reihe in „Neuruppiner Silberbogenmanier“ ausgeführt ist, geltend gemacht wurde, daß sie ja „nur für das Volk“, d. h. für die „ungebildeten“ Kreise bestimmt seien, kann man aus doppelten Gründen nicht gelten lassen. Einmal sollte man vor dem Beobachtungsvermögen unserer „niederen“ Bevölkerung, namentlich aber vor der auf dem Lande, eine viel größere Achtung haben, als vor dem der „gebildeten“ Bevölkerung, wie sie so im Durchschnitt in den Städten zu finden ist, bei der im Gegensatz zum scharfen Blicke des Jägers und Schäfers eine geradezu ungläubliche Verblüdung der äußeren Sinnesorgane vorhanden ist, und insbesondere bei den aus unseren Gymnasien hervorgegangenen studierten Bürgern. Zweitens aber sollte für unser „Volk“ das Beste eben gut genug sein. Soll trotz alledem ein geschichtlicher Vorgang im Bilde geschildert werden, so schaffe man es im Geiste eines Albrecht Dürer und eines Ludwig Richter, also mit der ganzen Gemütsstiefe, welche den großen Meistern des deutschen Volkes eigen ist. Man arbeite also in monumentaler Auffassung, ohne jede Phrase, zugleich aber auch mit jenem liebevollen Eingehen auch auf die Kleinigkeiten, welche das Herz von Kindern entzücken kann; ist diese Voraussetzung erfüllt, so wird die Darstellung unbedingt auch die Seele derjenigen Erwachsenen erfassen, welche wie Kinder natürlich und reinen Herzens fühlen. Also Charaktergestalten, nicht devote und hysterische Heiligenbilder in verkünstelter Romantik ohne seelische Tiefe verlangen wir für die Erbauung.

Soll sich ausnahmsweise die monumentale Ausbildung der Wände zu figürlicher Malerei steigern, so kann hierfür nur eine allererste Kraft in Frage kommen, die frische

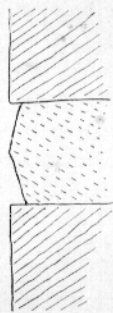


Abb. 18. Querschnitt durch eine mittelalterliche Mörteleuge.

¹⁾ 45 Tafeln in Farbendruck, Berlin 1885. — Vergl. dazu das lehrreiche Heftchen von C. Schäfer: „Die Glasmalerei des Mittelalters und der Renaissance“, im Abriß geschildert, Berlin 1881.

Auffassung für Form und Farbe mit innerem Gehalt verbindet. Wie für Kirchenbauten überhaupt nicht jeder akademisch gebildete Künstler, sei er Beamter oder frei ausübender Meister, verwendbar ist, so namentlich nicht für figürliche Wandmalerei, obwohl bei deren Vergänglichkeit der Schaden immerhin nicht so groß ist, wie der durch mangelhafte Raumgruppierung angerichtete, der für feinere Nuancierungen nachträglich überhaupt nicht mehr gut zu machen ist, während mangelhafte Ausmalung durch späteren Anstrich verdeckt werden mag.

Voraussetzung für die Herstellung von Wand- und Deckenmalerei bleibt natürlich die vollständige Austrocknung des Gebäudes. Zu raten ist — entgegen dem heute weit verbreiteten Verfahren — alle zur Aufnahme von Malerei



Abb. 19 bis 22. Entwurf für die Erweiterung der Kirche in Oheinis, Kreis Salzwedel, aufgestellt im preussischen Kultusministerium vom Landbauinspektor Blumf.

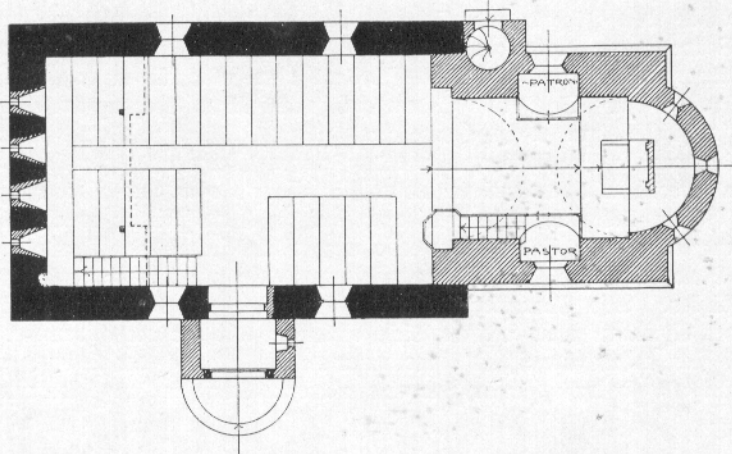


Abb. 20. Grundriß zu Abb. 19.

bestimmten Fußflächen nach der von Professor Christoph Hehl in Charlottenburg wiederholt erprobten Art zwei bis drei Sommer unbemalt stehen zu lassen, um erst dann, wenn vollständige Austrocknung gewährleistet werden kann, und wenn vielleicht auch die verfügbaren Geldmittel sich verstärkt haben, die Ausmalung vorzunehmen. Psychologisch ohne weiteres verständlich ist auch, daß ein solcher langsamerer Fortschritt der Kirchengemeinde mehr Freude bereitet, als die heute in der Regel überhastete Ausführung mit ihren zahlreichen üblen Begleiterscheinungen.

Für die schmuckliche Ausbildung des Äußeren kommt, wie schon oben gezeigt, die Ausnutzung der Gegenwirkung der verschiedenen Baustoffe zur Geltung, in erster Linie der roten Ziegel zu geputzten Rücklagen, z. B. für Friesen, die Bogen von Fensterleibungen, Wandblenden, wie ihn z. B. die altmärkischen und märkischen Backsteinbauten (Chorin) so prächtig ausgenutzt haben, während er merkwürdigerweise bei der älteren Hannoverschen und Berliner Schule verschwindend selten auftritt. Auch farbiger Krapputz, im sechzehnten Jahrhundert in Schlesien überaus häufig¹⁾, aber auch in der Mark und in Pommern nicht ganz selten, ist eine beachtenswerte Schmucktechnik.

Im Gegensatz zu dem meist in Holz ausgeführten Ausbau des Kirchenraumes werden die Beleuchtungskörper heute selten in gedrechselter Arbeit hergestellt, obwohl sich hierdurch leicht eigenartige und reizvolle Wirkungen erzielen lassen.²⁾ Was heute unsere Fabriken an derartigen Waren anbieten, ist fast ausnahmslos unbrauchbar, weil im Maßstabe zu klein gegriffen. Bis sich der künstlerische Wert dieser marktgängigen Erzeugnisse, insbesondere auch ihrer Gesamtgestaltung, entschieden gebessert hat, kann als Auskunftsmittel nur die Nachbildung³⁾ jener guten alten

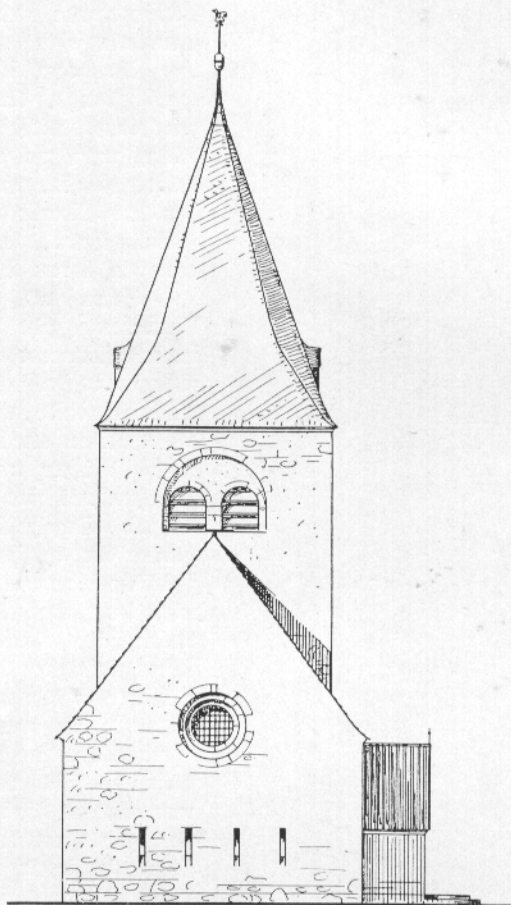


Abb. 21. Westseite zu Abb. 19.

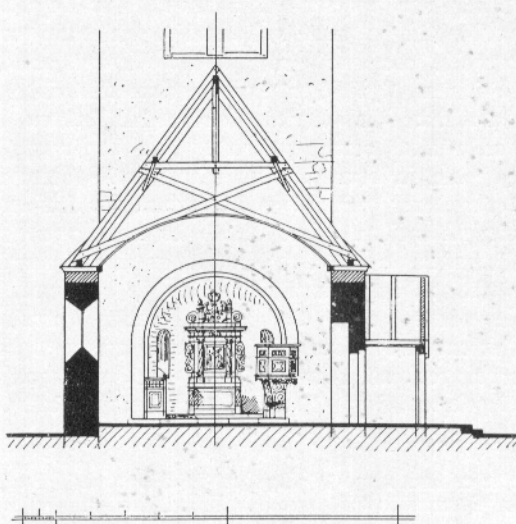


Abb. 22. Querschnitt zu Abb. 19.

¹⁾ Verzeichnis schlesischer Kunstdenkmäler, Band V, 131.

²⁾ Allerliebste Beispiel: Silberwerk schles. Denkmäler, Tafel 196, 8 bis 11, aus Brieg.

³⁾ Solche Nachbildungen liefern der

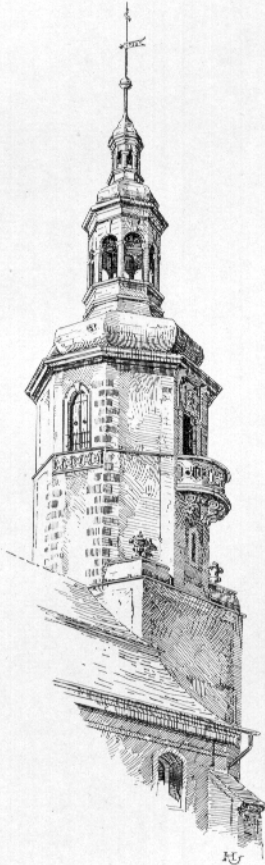


Abb. 23. Turm der Kirche in
Pilgramsdorf, Kreis Goldberg-
Hainau in Schlesien.

Messingkronen empfohlen werden, wie sie, von Privat-
sammlern jetzt hoch begehrt, vielfach unsere alten Kirchen
und Synagogen schmücken und hier durch die Großzügigkeit
des Aufbaues, die zweckmäßige Verteilung der Kerzen und
den Glanz des Metalls einen prächtigen Schmuck des Raumes
bilden, nicht zum mindesten auch dadurch, daß sie, wie jedes
kleinere Gerät, die Raumgröße der Kirche steigern helfen.
Um des Metallglanzes willen sind auch Wandkerzen mit
Metallspiegeln, sogenannte Blaker, wichtige Schmuckstücke,
heute in ihrem Werte nur mehr von Sammlern geschätzt.

Schon aus den obigen Anmerkungen bezüglich der
Ausstattung geht hervor, wie schwer deren künstlerisch zu-
sammenstimmende Beschaffung dem mit bescheidenen Mitteln
rechnenden Architekten heute wird. Glücklicherweise kann die
Kirchengemeinde, welche aus der abgebrochenen Vorläuferin
des Neubaus alte Ausstattungsstücke hinüberretten kann.
Noch ist ihrer trotz der Aufräumungswut des neunzehnten
Jahrhunderts eine leidliche Reihe vorhanden, Altaraufbauten,
Kanzeln, Orgelgehäuse, Taufsteine, Gestühl, Epitaphien für
Verstorbene in Holz, Stein oder Metall, auch zahlreiche
figürliche Wappen- oder Schriftgrabsteine, vielfach von höchst
reizvoller Ausgestaltung, wie sie heute auch unsere besten
künstlerischen Kräfte nicht annähernd trefflicher entwerfen,
unsere tüchtigsten Werkmeister auszuführen vermögen, vielfach
auch von lokalgeschichtlicher, trachtlicher und heraldischer Be-
deutung. In weiten Kreisen ahnt man die in ihm auf-
gespeicherten künstlerischen Werte noch nicht entfernt. Ge-
wöhnlich hält man sich an einige Unvollkommenheiten,
namentlich im Figürlichen, um ihre Beseitigung zu beantragen,
als ob nicht trotz der Unvollkommenheiten ein starker poetischer
Gehalt in sie eingewoben sein könnte und vielfach eingewoben
ist, als ob nicht tiefe Entpfindung die Schwächen häufig zu
übersehen veranlaßt, die Mängel zu adeln vermöchte. Merkt
man's nicht aus den Preisen, welche heute für handliche

Stücke von unseren Althändlern dafür bezahlt werden, unseren Landleuten ganz un-
verständlich¹⁾, und doch Preise, die dann von Kennern vielfach verdoppelt und ver-
dreifacht werden? Ein schönes Kapitel hat der gemütvolle Wilhelm Heinrich Riehl
in seinen „Religiösen Studien eines Weltkinds“ über ihren Wert gegenüber neuzeitiger
Fabrikware im vierten Kapitel des dritten Buches geschrieben²⁾, auf welches hier
nachdrücklich verwiesen wird. Zur Ergänzung sei nur wenig hinzugefügt. Einmal,
daß die so gern angestrebte und gewiß berechnete Einheit der Stimmung durch Stücke
verschiedener historischer Stilformen für künstlerisch empfindende Augen erfahrungsmäßig
niemals gestört wird. Sind es doch gerade unsere Maler und malerisch veranlagten
Sammler, welche ihre Werkstätten und Wohnräume mit Erzeugnissen vergangener Zeit-
läufte zu schmücken pflegen, seien sie auch noch so einfach. Voraussetzung dabei ist, daß
sie nicht neuen Anstrich erhalten haben, sondern die ursprüngliche Formen- und
Farbgebung aufweisen. Und noch nie wird dabei bemerkt worden sein, daß ein Barock-
engel verschmälzt wurde, weil auch eine gotische Truhe und ein in Renaissanceformen
eingeleger Schrank denselben Raum schmückten. Nur die Kunstgelehrten von Beruf in

Kupferschmied und Gelbgießer F. Hübner in Lübeck, Schmiedestraße 24/26 und Gelbgießermeister
E. Steurich in Wismar zu mäßigen Preisen.

¹⁾ „Denkmalpflege“ I, 26.

²⁾ II. 3. Auflage, Stuttgart 1895.

stillschweigendem Bündnisse mit kirchlicher Engherzigkeit haben durch ihr unseliges Einschachtelungssystem wahres Kunstempfinden abgetödtet und mit leeren Schlagworten von Himmel-austürmender Gotik, der die weltfreundige Renaissance schnurstracks zuwiderlaufe, das natürlich empfindende Auge auf papierene Abwege gelockt, während nach einer oft gemachten Beobachtung „das Volk“ — es ist dazu auch ein Peter Rosegger zu rechnen — am Barock auch heute noch keine helle Freude hat.

Es ist in der Kunst wie im Leben überhaupt. Vertragen sich nicht in einem Hause verschiedene Generationen desselben Geschlechtes nebeneinander, ja dienen nicht miteinander die Alten mit ihrer Erfahrung, die Jüngeren mit ihrer Tatkraft, die Kleinen mit ihrer Unbefangenheit? Voraussetzung ist nur, daß sie aus demselben Holze geschnitten sind, dem gesunden Holze natürlichen Volkstums. So haben auch heute schon gehobene Kreise gelernt, dem priesterlichen Dogma von Stilleinheit entschiedene Gegnerschaft zu bieten, gewiß überall dort, wo die Liebe zur Heimat, beruhend auf dem Gefühle gemeinsamen Besitzes an Hoffnungen und Leiden einseitiger Parteitaktik gegenüber sich zu behaupten vermag. Aber auch um der Einförmigkeit des Raumes zu steuern, schließlich auch bezüglich plastischer Gegenstände, um eine gute, häufig vermischte Plastik zu sichern, ist die alte Ausstattung von höchstem Werte. Wir kennen hierfür kein einfacheres Heilmittel; zu ihnen ist in neuerer Zeit wiederholt gegriffen, d. h. es sind die auf dem Boden als „altes Gerümpel“ beiseite gestellten Epitaphien nach erfolgter Abstäubung oder Säuberung mit Brotkrume wieder an den Wänden verteilt worden. Man stoße sich in evangelischen Kirchen dabei nicht an „katholische“ Überlieferung.¹⁾ Wer das tut, verkennt die sieghafte Macht evangelischer Wahrheit, wer als Katholik alte Werke zerstört, beraubt die Kirche eines Beweistüdes ihrer Geschichte, wer's tut als Christ, der verschließt den Heimatgenossen die Möglichkeit, fromm zu sein in dem Sinne, wie Martin Greif es deutet in seinem Epigramm „Heimat und Kunst“:

Glücklich die Stadt, die geschmückt mit dem bräutlichen Kranze der Schönheit,
Ihren Markt mit dem Glanz seliger Bilder erfüllt.
Frommer die Menschen wohnen darin, gern ziehen die Götter
Durch das geöffnete Thor in ihr beschütztes Gebiet.

Für die zweckmäßige Unterbringung gelte als Hauptgrundsatz, die Gegenstände recht zwanglos aufzustellen, nach jenem malerischen Gesetze, durch welches die Vorzeit unsere ausgeklügelte Bildung so unendlich überragt. Doch sollen sie dabei geschützt werden, außen vor dem Trauf- und vor dem Spritzwasser, innen vor der Veräufung von Füßen und Beinen; auch sollen sie in einer dem Beschauer bequemen Höhenlage aufgestellt werden, d. h. so, daß die Schrift, also auch die der unteren Zeilen bequem gelesen werden kann. Als Mindesthöhe über dem Fußboden ergeben sich demnach etwa außen 50, innen 30 cm. Wesentlich ist auch, daß sie nicht, wie's häufig geschieht, aus eingebildeten Schönheitsidealen

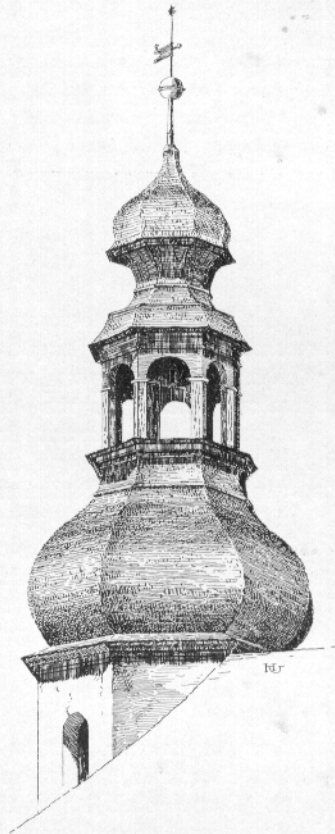


Abb. 24. Turm der Kirche in Groß-Wilkau,
Kreis Nimptsch in Schlesien.

¹⁾ Weiter vom Verfasser ausgeführt in den „Gedenkbüchern an die Einweihung der Barbarakirche in Breslau“ (Breslau 1898, 2. Auflage. Evangelische Buchhandlung) in der Abhandlung „zur Würdigung des künstlerischen Schmutzes“, namentlich Seite 87.

übermalt oder aus Nachlässigkeit an den Rändern überschmiert werden. Ebenso aber auch, daß sie durch Wandbemalung in der Gesamtwirkung nicht gestört werden; ein Wandmuster dahinter muß also kleinmaßstäbig gehalten werden; am sichersten bleibt es ganz fort. Natürlich dürfen auch die Denkmäler nicht — heute leider eine noch nicht selbstverständliche Forderung — durch Bänke, Heizkörper, Blitzableiter und anderes, verdeckt werden. Ihre Ausbesserung, eine der schwierigsten Arbeiten der Denkmalspflege, ist nur besonders bewährten Kräften, nicht dem „ersten besten“ Werkmeister oder Künstler zu übertragen.

Die konservative Gesinnung, welche sich in unseren Kirchen ausdrucksvoller als im bürgerlichen Leben widerspiegelt, kann nicht verhindern, daß Umbauten der vorhandenen Gotteshäuser vorgenommen werden müssen, da das deutsche Land in der Regel nicht wohlhabend genug ist, um die alten Gotteshäuser als Originalurkunden unberührt zu lassen, indem man daneben einen der Gegenwart entsprechenden Neubau auführt. So sind schon in der Vergangenheit zahlreiche Erweiterungen vorgenommen, teils durch Verlängerung, teils durch Verbreiterung des alten Hauses, teils dadurch, daß man an Stelle des zu kleinen Langhauses zwischen Chor und Turm einen größeren Neubau lotrecht zur alten Hauptachse einschob. Letzteres Verfahren, auch in jüngster Zeit wiederholt mit Erfolg angewendet, empfiehlt sich zunächst zur Erwägung, da es am bequemsten zum Ziele führt. Die Aufgabe der Orientierung des Chores, für katholische wie für evangelische Kirchen an sich ein erstrebenswertes Ziel, wird dabei erfahrungsmäßig von keiner der beiden Hauptkonfessionen in den Vordergrund gerückt, weil ohnehin die Orientierung der alten Kirchen keine genaue ist, sondern bei Anlage des alten Gotteshauses selbst bei bedeutenden Kirchen, wie in Chorin, dem zufälligen Stande der Sonne oder den Sonderbedingungen des Bauplatzes angepaßt wurde. Waren doch auch die ältesten fünf Kathedralen der „ewigen Stadt“ mit dem Chore nach Westen gerichtet, wie denn auch zahlreiche deutsche Dome zweischiffrige Anlage zeigen, somit die Ostrichtung verweisen. Bei Werksteinkirchen lassen sich, wie bei der jetzigen evangelischen Begräbniskirche in Giesmannsdorf¹⁾ im Kreise Bunzlau, Chor und Langhaus, von ersterem wenigstens der Gesamteindruck dadurch erhalten, indem man ihn nach Nummerierung der Werkstücke (wie beim Wiederaufbau des Nordwestturmes des Domes in Halberstadt) unter Einschaltung eines Zwischentraktes nach Osten herauschiebt. Dagegen wird uns, abgesehen von der Wiederverwendung des alten Werkstoffes, der Wiederaufbau eines alten Kunstwerks um so weniger gelingen, je weiter entfernt seine erste Entstehungszeit liegt, in deren Gedankeninhalt uns voll zu versetzen uns den Kindern einer mehr oder weniger völlig anders gearteten Zeit einfach unmöglich ist und in der Regel zur Maskerade ausartet.

In der Vorzeit beliebt ist auch die Erweiterung des der Kanzel gegenüberliegenden Schiffes, z. B. aus dem Spätmittelalter im Dome zu Friblar in Hessen, im Zeitalter der Reformation in der jetzigen katholischen Pfarrkirche in Reichenbach am Culengebirge, die durch Anlage eines mit Emporen ausgestatteten Schiffes vierschiffig geworden ist.²⁾ Die Bemutzung eines anzubauenden Chores als Turmunterbau nach der oben besprochenen fränkischen Art zeigen die Abbildungen 19 bis 22, welche einen Entwurf für Chemnitz, im Kreise Salzwehel,

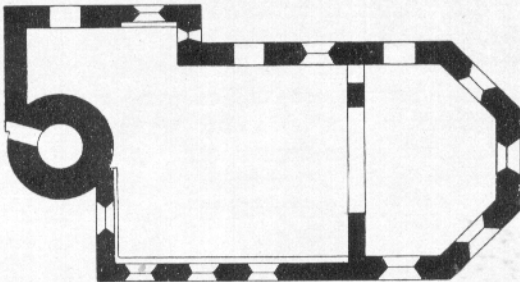


Abb. 25. Grundriß der nach Nordwesten erweiterten Kirche in Fröndenberg, Kreis Liegen (1 : 400).

¹⁾ Bilderwerk schlesischer Kunstdenkmäler, Tafel 3, 2.

²⁾ Grundriß im schlesischen Bilderwerk, Textband, Spalte 67, in Abbildung 24.

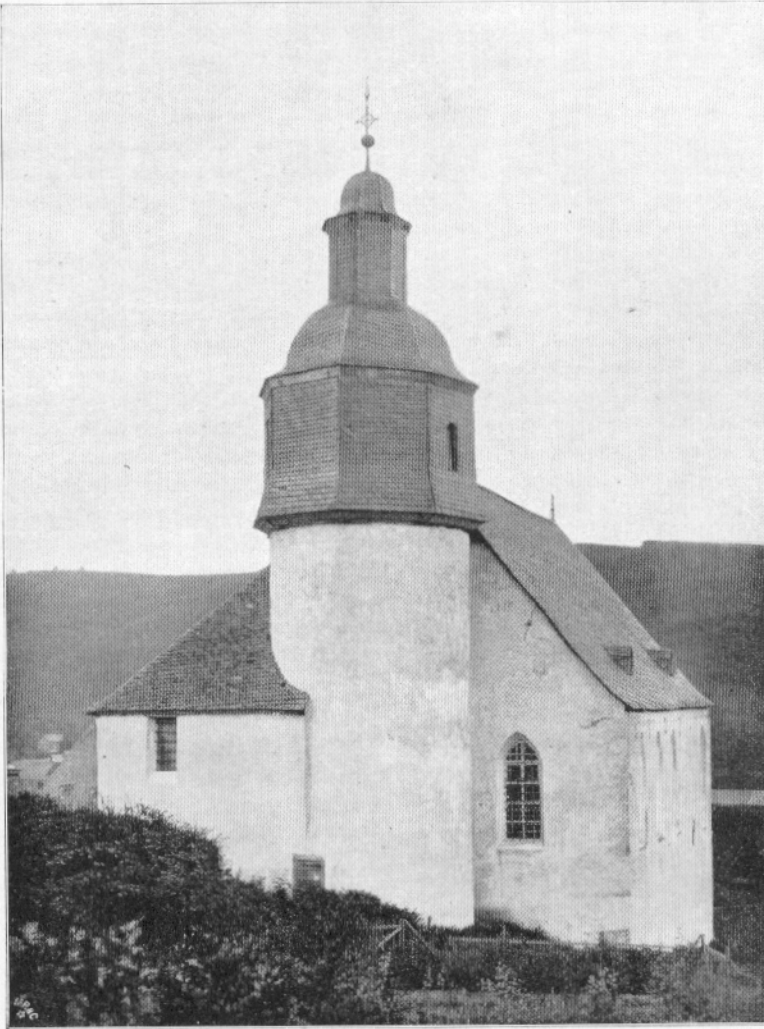


Abb. 26. Kirche in Fröndenberg. Westansicht zu Abb. 25.

darstellen. Man ersteigt das Glockengeschöß auf einer im Norden aufgebauten Wendeltreppe, vermittels der man noch unter Dach über das Tonnengewölbe des Chorquadrats gelangt. Eine Sakristei war nicht gefordert. Die Decke des Langhauses ist als Flachtonne gedacht. Zur notdürftigen Erhellung des Raumes unter der Westempore sind vier Lichtschlitze angelegt. Eine andere Reihe von Formen der Erweiterung hat Ludwig Arnß im Jahrgange 1895 der „Zeitschrift für christliche Kunst“ behandelt.¹⁾ Bemerkenswert ist auch die Erweiterung der dadurch malerisch entwickelten evangelischen Kirche der Stadt Fröndenberg, deren Grundriß und Aufriß nach den „Bau- und Kunstdenkmälern Westfalens“²⁾ in den Abbildungen 25 und 26 dargestellt sind.

Schwierigkeiten entstehen wohl durch die übermäßige Länge des Chores gegenüber dem Langhause. In solchem Falle ist der Chor, wie in den Domen von Cammin,

¹⁾ Spalte 33 ff. mit zwölf in Abbildungen dargestellten Beispielen (Verlag: V. Schwann in Düsseldorf).

²⁾ Kreis Siegen von A. Ludorff, Münster 1903, S. 31.

Halberstadt und Raumburg an der Saale, für Abendmahlsfeiern und Trauungen vorbehalten. Für die evangelische Pfarrkirche in Wohlau in Schlesien ist der beachtenswerte Vorschlag gemacht, den langgestreckten Chor durch Aufstellung der Orgel zu kürzen und dafür die Westempore zu Sitzplätzen voll auszunutzen. In der reformierten Stadtkirche in Herborn im Westerwalde ist tatsächlich der über die zwei (zwischen ihm und das Langhaus eingebauten) Türme weit herausragende Chor im Rücken des Altars zu Sitzplätzen ausgenutzt. So läßt sich bei mittleren Verhältnissen und bei einigem guten Willen wohl stets eine das Raumbedürfnis befriedigende Lösung erreichen, wosern die Aufgabe von geschickter Hand vorbereitet wird.

Für die einzelnen Provinzen des preußischen Staates sind zu diesem Zwecke Provinzial-Konservatoren¹⁾, für die beiden hessischen Bezirke Bezirks-Konservatoren, für den Regierungsbezirk Hohenzollern ein Landes-Konservator bestellt, die als Beauftragte des Staats-Konservators in Berlin verpflichtet sind, wo der Umbau einer Kirche und die Erhaltung ihrer Ausstattung in Frage kommt, den Gemeinden ihren Rat unentgeltlich zur Verfügung zu stellen; ähnlich im Großherzogtum Hessen. Zur Ausarbeitung des Entwurfes sind sie nicht verpflichtet. Es kann den Gemeinden nicht genug empfohlen werden, sich schon im Anfange der Planung eines Umbaues mit ihnen in Verbindung zu setzen, um Weitläufigkeiten zu vermeiden, wie diese andernfalls fast regelmäßig auftreten. Für die Ausarbeitung des Bauplanes und die Leitung der Bauausführung kann nach obigen Ausführungen nur die Heranziehung erster Architekten empfohlen werden, die mit Umsicht und Treue gegen das Gewordene die Bedürfnisse der Gemeinde zu befriedigen verstehen. Das ihnen zu gewährende Honorar berechnet sich in der Regel nach der von dem Verbands Deutscher Architekten- und Ingenieurvereine aufgestellten Honorarnorm, und zwar ohne Unterschied für die Bedeutung des Künstlers oder Stämpers; nur die in der Norm ebenfalls festgesetzte Reisevergütung ist abhängig von der Entfernung seines Wohnortes; solche Entfernungen fallen aber gegenüber der Güte der Leistungen einerseits, einer verfehlten Ausführung andererseits, nicht ins Gewicht, so daß auch hier nur, um die Bedürfnisse für lange Zeit zu befriedigen, zu dem Allerbesten geraten werden kann.²⁾

Daß die Bauausführung nicht zu überhastet sei, ist bei Gelegenheit der Besprechung der malerischen Ausstattung oben bereits angedeutet. Es gilt auch hier das alte Wort: „Gut Ding will Weile haben.“ Darum kann auch späteren Jahren und Jahrzehnten, dies und jenes nachzuholen, überlassen bleiben, gleichwie der Hausrat der Wohnung sich mehrt im Laufe eines längeren Ehestandes.

¹⁾ Vergl. den Runderlaß des preuß. Ministers der geistlichen Angelegenheiten und der öffentl. Arbeiten vom 6. Mai 1904 („Denkmalpflege“ VI, 5).

²⁾ H. Lutsch, Grundzüge für die Erhaltung und Instandsetzung älterer Kunstwerke in der Provinz Schlesien. Berlin 1899. Seite 4.





Der Dorffriedhof.

Von

Robert Mielke.

Mit vierzehn Abbildungen.



Eine granitne oder andere steinerne Mauer mit einem großen Eingang, hier ein Kreuz, das noch gerade emporsteht, dort ein solches, welches halb zur Erde gesunken ist, Grabhügel an Grabhügel und dazwischen einige, die fast zur Erde ausgeglichen sind, darüber eine Pflanzendecke, aus der ein Lebensbaum, eine Trauerweide, ein Holunder- oder ein Obstbaum emporragen: das ist das Bild des typischen alten Dorffriedhofs (Abb. 1). Inmitten der hölzernen oder eisernen Grabdenkmäler steht die meistens uralte Dorfkirche, ein stummer Zeuge, der manches gesehen, vieles erlebt hat, der zugeschaut, wie sie Geschlecht auf Geschlecht in die Erde senkten — manchmal in patriarchalischem Alter, häufig aber auch in der Jugend blühendem Mai, wenn Krankheiten, Krieg und andere Drangsale das Dorf heimsuchten. Die Dorfkirche hatte sie alle kommen sehen, wenn sich die kleinen Mädchen voller Lebenslust reckten; sie hat sie auch auf dem letzten Gange beschattet. Dorfkirche und Friedhof gehören daher eng zusammen; will man die Poesie des alten Friedhofs schildern, muß man die Kirche in den Rahmen einbeziehen, und soll man die Gestaltung einer neuen Anlage auf dem Dorfe ins Auge fassen, so muß man auf diesen wirkungsvollen Teil eines alten Ganzen von vornherein verzichten. Das heißt nun nichts weniger, als daß die Kunst auf dem Friedhof mit neuen Gestaltungen rechnen muß, für die in der Vergangenheit nicht immer Beziehungen vorhanden sind.

Bleiben wir zunächst einmal bei dem alten Friedhof, der mitten im Dorfe liegt und sich mit seinen Denkmälern, seiner malerischen Ungebundenheit des Pflanzenwuchses so leicht als ein Ergebnis ungewollter Kräfte zeigt (Abb. 2). Blicken wir jedoch tiefer, lassen wir beiseite, was namentlich die letzten Jahrzehnte an Geschmacklosigkeiten hier angeammelt haben, so finden wir leicht die Linien, die sich zwanglos dem künstlerischen Bilde des Dorfes und des Bauernhauses in den deutschen Landschaften angliedern. Marmorkreuze, gußeiserne Erbbegräbnisse, bildnerische Darstellungen von zumeist sehr fragwürdigem Werte haben auch hier die Grundstimmung gefälscht und die ästhetische Wirkung häufig durch das Bild der Verwahrlosung, des Vergehens inmitten einer überreichen Vegetation, einseitig gesteigert. In Wirklichkeit ist das Bild des alten Dorffriedhofes ein anderes, wenn es auch nicht immer dem entspricht, das wir uns auf Grund einer städtischen Friedhofsanlage mit ihren Denkmälerreihen so leicht machen. Das meiste, das wir hier sehen, und das auf Bahnen fortentwickelt ist, die sich ohne Schwierigkeit auf klassische und italienische Vorbilder zurückleiten lassen, kennt der alte Dorffriedhof nicht. Dagegen kommt die Neigung des Deutschen zum Intimen, zum Familienhaften so recht

in der Friedhofskunst des Dorfes zur Geltung. Denn so unverhüllt wie in dem Verhältnis zum Jenseits die wahre Kunststimmung eines Volkes zum Durchbruch gelangt, hat sie sich auch in der dem Toten gewidmeten Kunst gezeigt. Gewiß tritt auch hier die Gewohnheit, die gedankenlose Nachahmung hervor; aber sie werden von einem starken Volkstum getragen und dadurch zum Ausdruck des natürlichen Verhältnisses eines Volkes zur Kunst gemacht. Das romanische Temperament drängt auch in der Friedhofskunst nach außen, nach einer lauten Feiertagsstimmung, die gern in prunkvollen Denkmälern öffentlich Zeugnis ablegt von dem Schmerze um einen Verstorbenen; beim deutschen Dorfkirchhof waltet die schlichte Tagesstimmung vor, in der sich der einzelne von der Allgemeinheit zurückwendet zu einer stummen Zwiesprache mit dem Toten, für die nur der Nächste Verständnis hat. Hier liegen aber auch im weiteren die Keime für die verschiedenen Kunsterscheinungen beider Völker; man kann es darum nur als einen verhängnisvollen Irrtum bedauern, wenn man bei einer Friedhofsanlage nach Vorbildern fremder Herkunft sucht.

In den Boden rings um die Kirche hat man den Toten versenkt; aber nicht immer ist an gleicher Stelle das Denkmal errichtet worden. Ein Stein genügte für die äußere Kennzeichnung, während das Andenken durch Erinnerungen in der Kirche wachgehalten wurde. Noch heute grüßen uns in vielen Kirchen Mittel- und Norddeutschlands die buntbehänderten Totenkronen und -kränze, welche von der Familie und der Freundschaft der Verstorbenen ihrem Andenken gewidmet wurden. Und wo sie verschwunden sind, bezeugen die kunstvoll geschnittenen Wandbretter mit ihren oft sinnigen

Inschriften (Abb. 3) von dem alten Brauch. In den Berglanden Süddeutschlands bis nach Galizien hinein sprechen die Toten- oder Rebretter, auf denen der Leichnam einst gelegen, durch ihre Inschriften ein eindringliches „Gedenke des Todes“ aus, denen sich die bekannten Marterln an die Seite stellen. Die Erinnerung webte wohl um diese schlichten Zeichen Gestaltungen der Volkspoesie; aber sie drang verhältnismäßig spät darauf, dieses Gedenken unmittelbar mit der Grabstelle in Verbindung zu bringen. In den Städten — in Süd- und Westdeutschland schon seit Jahrhunderten — war die Sitte, das Grab durch ein Denkmal zu schmücken, längst bekannt, als sie auf den Dörfern nach der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts sich verbreitete. Vorher zeigte eine Erdschüttung, eine Steinpflasterung, ein Stein, oder auch nur ein Baum die Stätte an; nur in den reichen friesischen Gebieten tritt

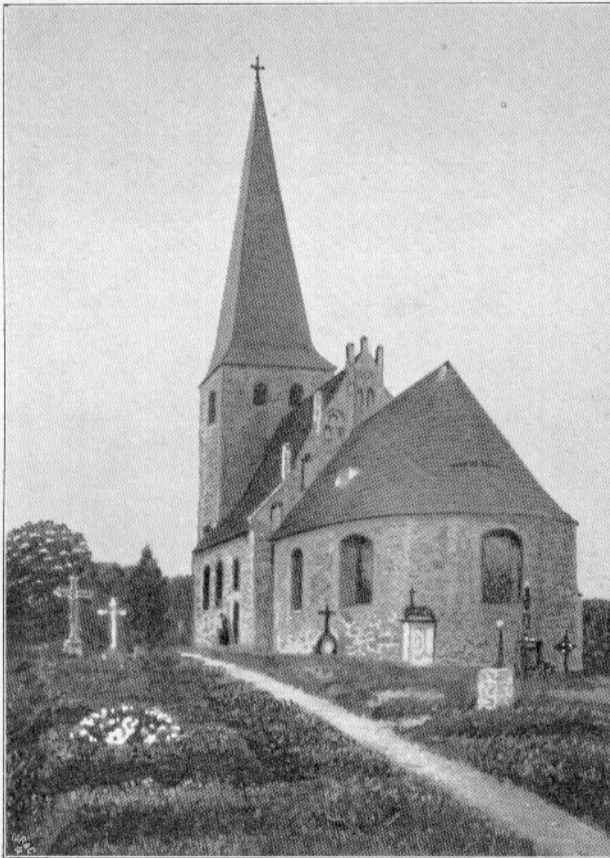


Abb. 1. Au der Dorfkirche in Rottstock (Provinz Brandenburg).

schon früh der mächtige — von auswärts bezogene — Grabstein auf, der das Grab überdeckte.

Die Natur war die große Künstlerin, welche das Grabfeld schmückte, aus dem sich das Einzelgrab nach und nach als selbständiger Hügel, mit Steinen und Kreuzen hervorhob. Man findet dabei manche Abweichung von städtischen Formen, die auf eine uralte Gestaltung des Grabhügels — nicht des Denkmals — schließen läßt; nur die bildnerische Darstellung fehlt. Sie ging über das Können des Dorfkünstlers hinaus; darum blieb er bei den Formen, die er beherrschte, und das waren nicht wenige. In vielen Grabdenkmälern steckt zum Teil ein Stück unsrer heimatischen Stammesverschiedenheiten; denn nach Formen und Zwecken sind sie häufig als örtliche Gruppen zu verfolgen. Der Fries

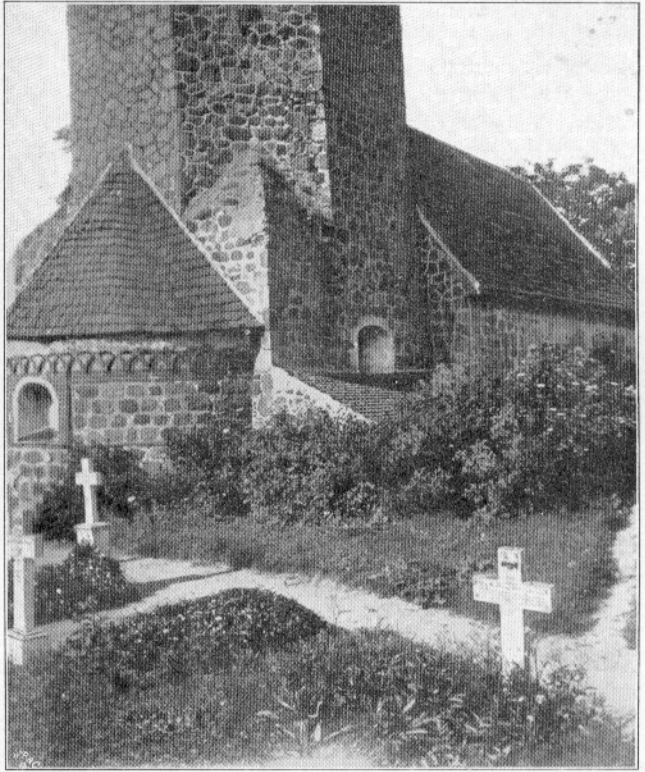


Abb. 2. Vom Friedhof in Sämerden bei Stendal.

haut stellenweis noch heute ein Gestell auf dem Grabe auf, das fast an ein Hausgerüst erinnert (Abb. 4). Man möchte dabei an einen uralten germanischen Brauch denken; denn das alte fränkische Gesetzbuch, die sog. lex Salica, das in engen Beziehungen zu diesen Küstengegenden steht und um 500 aufgezeichnet wurde, bestraft schon die Zerstörung einer Leichenstatt, d. h. des über einem Toten aufgerichteten Gerüstes. An ähnliche Beziehungen muß man glauben angesichts der großen schlichten Granitfündlinge, die im südlichen Mecklenburg die Gräber zieren und an vorgeschichtliche Zeiten erinnern. Aus ihnen haben sich vielleicht die stelenartigen Gedenksteine entwickelt, die sich in Holland und im ganzen Norddeutschland finden, während sie in Süddeutschland leicht eine Vererbung städtischer Gebräuche sein können. Ganz merkwürdig und ohne jedes Vergleichsbild ist eine lange Stange, die zur halben Höhe von zwei Gruppen Weidenstäben so umgeben und umbunden ist, daß sie in fertiger Gestalt einem großen und einem kleinen Globus gleichen. Eine Wetterfahne an der Spitze mit dem Namen des Verstorbenen schließt dieses merkwürdige Gestell ab, das an die ersten Versuche einer Darstellung des Verstorbenen erinnert. Doch ist nicht zu übersehen, daß der Drömling, in dem dieser Gebrauch üblich war, schon unter Karl dem Großen als merkwürdige Gegend erwähnt wird.

Indessen ist diese Gräberkunst doch nur ein bescheidener Anfang. Allgemeiner und künstlerischer sind der Pfahl, die Stele (Abb. 5) und das Kreuz. Allen hat der Dorfkünstler Formen angepaßt, die dem Stoffe angemessen sind und in ihrer örtlichen Vielfaltigkeit doch wieder die reiche Phantasie der Volkskünstler bezeugen. Das Kreuz ist besonders beliebt und dementsprechend reich geschmückt, bald in Schmiedeeisen, wie in Mecklenburg und dem nördlichen Teil Brandenburgs, bald in Holz, wie in Hannover und den ehemals slawischen Teilen Deutschlands. Diese Denkmäler (Abb. 6 u. 7)

stehen weit über der Duzendware, die man heute findet; es würde ein Vorteil sein, wenn man sich zu ihnen zurückfinden wollte. Wie liebenswürdig mutet es doch an, wenn man auf den hölzernen Kreuzen in Ostpreußen kleine Vögel anbringt (Abb. 8), welche den Toten gewissermaßen in den Schlaf singen! Welche tiefe Sinnigkeit liegt auch darin, daß sich das Denkmal unversehens in die Form eines Baumes umwandelt (Abb. 6³ u. 9), unter dem der Verstorbene schläft. Die hölzernen Kreuzformen sind ebenso künstlerisch wie die aus Eisen geschmiedeten, an denen die süddeutschen Dorffriedhöfe reich sind. Besonders hat sich im Anschluß an das Rokoko eine schöne Blüte dieser Grabkreuze entfaltet (Abb. 10).

Wie schon angedeutet, ist der alte bäuerliche Friedhof als eine Gesamtruhestätte aufzufassen, die die Leiber birgt, deren Gedächtnis aber in der Kirche wach erhalten wurde. Darum wurde er zu einem Orte andachtvoller Scheu, der dies durch den mythologisch und sagenhaft umwobenen Holunderbaum auch nach außen offenbarte. Diese Scheu, welche noch verstärkt wurde, wenn sich der Kirchhof an der Stätte eines alten Heiligtums erhob, bewirkte, daß er durch die umgürtende Mauer als heiliger Bezirk von dem Dorfleben getrennt wurde. Das monumentale Eingangstor ist dem angepaßt (Abb. 11); doch spielen hier auch noch fortifikatorische Gedanken hinein, weil der Friedhof und die Kirche oftmals die letzte Rettung im Kriege verhießen. Findet man doch in der Gegend zwischen der Weser und der Ems das Eingangstor zu großen Wehrtürmen entwickelt; daß auch sinnige Inschriften wie: „Zur stillen Einkehr!“ den Eingang schmücken, liegt nicht außerhalb des Friedhofsgedankens, wenn auch die treuherzige Klage eines oldenburgischen Friedhofs: „O ewich is so laund“ vereinzelt sein dürfte.

Leichenhäuser sind selten; das ergibt sich aus der Nähe der Dorfkirche, die teils unmittelbar diesem Zwecke diente, teils im Turm oder in einem besonderen Anbau einen geeigneten Raum dazu besaß. Als ein wichtiger Bestandteil des Dorffriedhofes sei dann noch das Beinhaus im katholischen Süddeutschland genannt, in dem die ausgegrabenen Knochenreste — der Schädel oft mit entsprechenden Personalien und anderen Inschriften — aufbewahrt werden.

Wir haben damit die Bestandteile des alten Dorffriedhofs, der unmittelbar zur Kirche gehörte

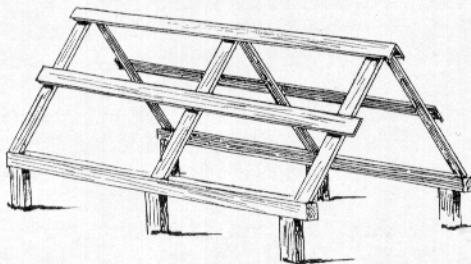


Abb. 4. Grabgestell von Euerhusen (Ostfriesland).

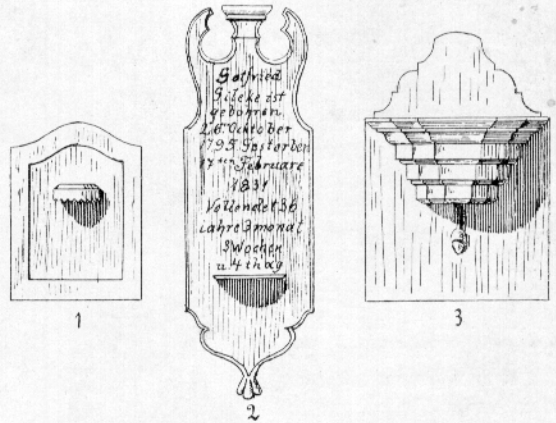


Abb. 3. Konsolebretter für Kronen.

1. Schwaneberg (Udlermarkt) 1671. 2. Ezehausen (Udlermarkt) 1831.
3. Wiesede (Prignitz) 1848.

alten Friedhofs aufgezählt, des alten und mit dieser in der Regel den Mittelpunkt des Dorfes bildete. Die Gegenwart hat diese Friedhöfe zumeist geschlossen und einen neuen draußen auf der Feldmark angelegt. Wo sie noch im Gebrauche sind, ist die Verlegung nur eine Frage der Zeit. Wir stehen damit in der Friedhofsfrage einer Gestaltung gegenüber, für die weder der Kirchbau einen Einfluß ausübt, noch auch die Entwicklung Beispiele geschaffen hat. Während der alte Kirchhof in seiner künstlerischen Einheit immer noch

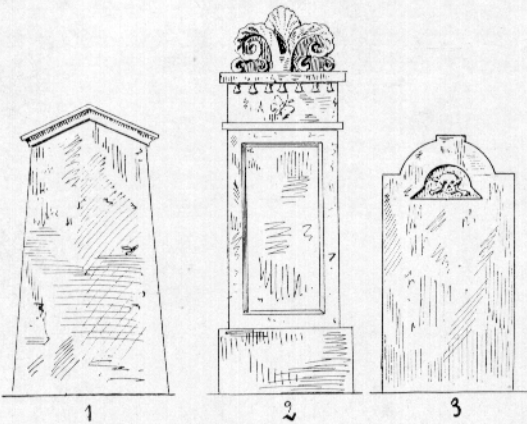


Abb. 5. Steinerne Grabdenkmäler (Stelen).

1. Theltow (Mecklenburg). 2. Egen (Pommern).
3. Drechow (Pommern).

einer gewissen baulichen Einschränkung und Unterordnung unterliegt, wird die neue Gestaltung schon von vornherein von der Landschaft beeinflusst. Sind auf der einen Seite der Grabdenkmalkunst geschichtliche Wege gewiesen, so ist auf der anderen der Anlage durch die Landschaft eine bestimmte Richtung gegeben. Leider sind beide, die alten und die neuen Friedhofsanlagen, dem Elend unserer Baukastenkunst überliefert, die allerlei Gitterwerk, schlechte Bildwerke und einen Aufmarsch allegorischer Darstellungen dort niedergelegt hat, die nichts mit der Weihe des alten Friedhofs gemeinsam haben. Es ist überflüssig, auf Einzelheiten hinzuweisen, die in ihrer Surrogatnatur glück-

licherweise kein längeres Leben verheißen. Dagegen ist es naheliegend, auf die Bestandteile hinzuweisen, die aus alter Zeit übernommen und entwicklungsfähig sind.

Für die Lage des Kirchhofs sind in der Regel praktische Erwägungen maßgebend; doch sollte man nach Möglichkeit ein Gebiet wählen, das durch einen vorhandenen Baumbestand von vornherein etwas freundlich gestimmt ist. Der Charakter des Trostlosen, der fast allen neuen Kirchhöfen eigen ist, und der durch die öden Denkmalsreihen noch gesteigert wird, kann durch diesen wenigstens gemildert werden. Und wenn es selbst Obstbäume sein sollten, so stört dies den Charakter des Friedhofs sehr wenig. Es gibt genug alte Friedhöfe, die des Frühjahrs Blüten Schnee weiß überdeckt. Ist's nicht auch ein wilder Birnbaum, an den sich die schöne märkische Sage hängt von dem gütigen Herrn von Ribbeck, der sich eine Birne als Samen ins Grab legen

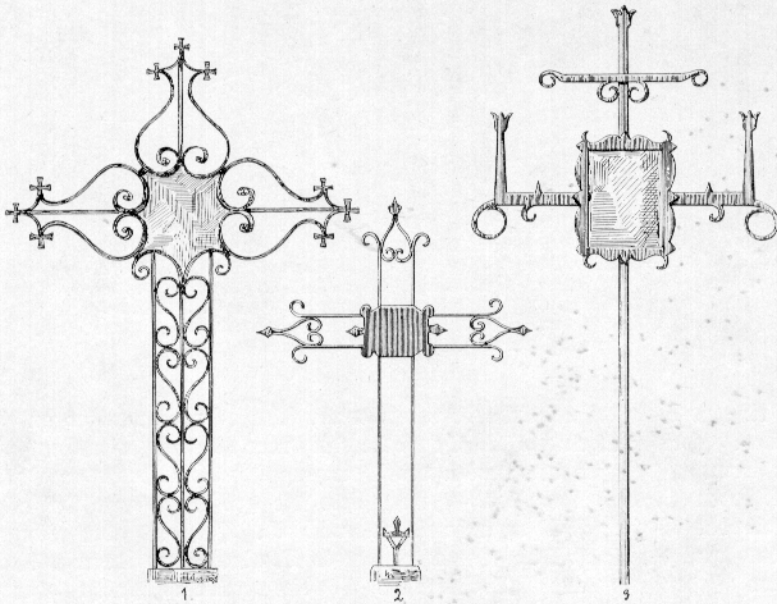


Abb. 6. Eisene Grabdenkmäler.

1. Rhade (Hannover). 2. Helle (Brigitt) 1828. 3. Lunow (Uckermark).

ließ, damit die Dorfjugend auch nach seinem Tode noch sich an der Frucht erfreuen durfte! — Am stimmungsvollsten und sich eng dem Zwecke des Kirchhofs anschließend ist es, wenn die Anlage in einen Wald hineingebaut ist, so daß wenigstens der Hintergrund von Waldbäumen gebildet wird. Wie schön und stimmungsvoll, wenn sich in die Andacht um die Toten der harfende Wind mischt, der durch das Gezweige säufelt, und wie tröstend auch, wenn über den Toten Vögel zwitschern und jedes Frühjahr neues blütenreiches Leben schafft! In unseren waldreichen Gebieten ist kein Mangel an solchen Plätzen, und im Gebirge, wo eine solche Anlage schon durch den Terrassen-

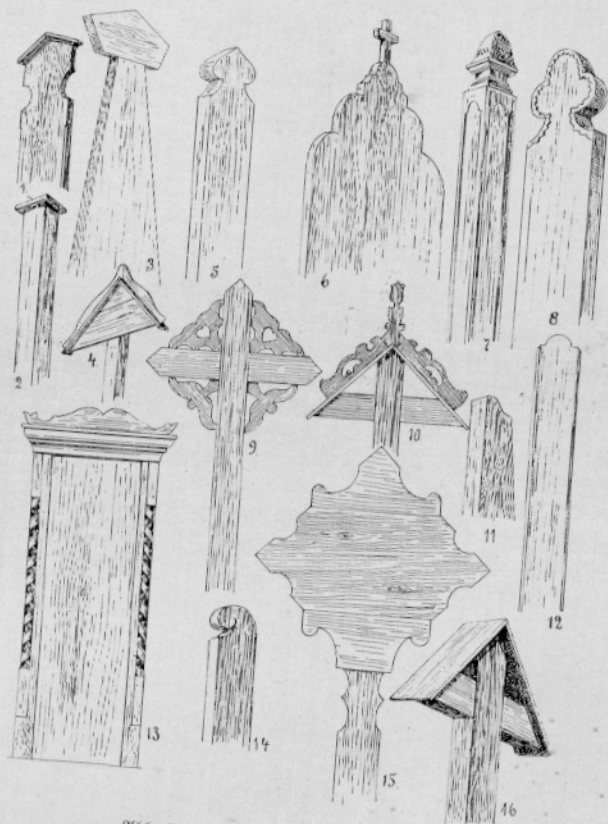


Abb. 7. Hölzerne Grabdenkmäler.

1. Wzum bei Veerwarden (Holland). 2. Glockin (Mecklenburg). 3. Glawig (Hintervommern). 4. Rhade (Hannover). 5. Stuer (Mecklenburg). 6. Hannoverisches Wendland. 7. Mohrungen (Sachsen). 8. Mohrungen. 9. Dingest (Schleswig). 10. Methwisch (Mecklenburg, 1790). 11. Dänischenburg (Mecklenburg). 12. Sande (Ostfriesland). 13. Glinstedt (Lüneburger Heide). 14. Dänischenburg. 15. Rhade. 16. Methwisch (1843).

bau um eine neue malerische Seite bereichert wird, fehlt es noch weniger an geeigneten Örtlichkeiten. Bei mangelndem Walde sollte die neue Anlage wenigstens so zeitig begonnen werden, daß sich bei Beginn der Benutzung schon ein stattlicher Baumbestand entwickelt haben kann. Allerdings — man liebt die großen Bäume im allgemeinen nicht, weil das Wurzelgestech manchmal hinderlich ist. Ist dies aber nicht ein Vorurteil, das von der ängstlichen Ausnutzung jedes Quadratmeters herrührt! Auf dem beschrankten Boden des alten Dorfkirchhofs ist dies erklärlich, nicht aber zu entschuldigen bei neuen Anlagen, die selbst innerhalb des Friedhofs auf geschlossene Baumgruppen Bedacht nehmen und die an Stelle eines einzigen großen Gräberblockes eine

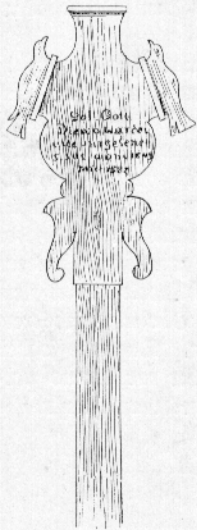


Abb. 8. Wappstein am Kurischen Haß, 1882.

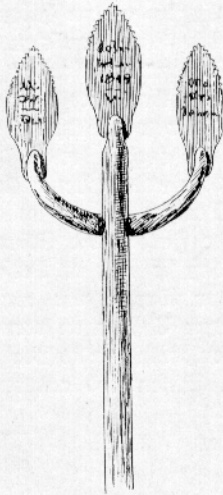


Abb. 9. Lunow (Uckermark), 1849.

Reihe größerer Bäume erfüllen diesen Zweck weit mehr als zwecklose Mauerlinien. Mit der Mauer können wir bei unsern neuen Dorffriedhöfen auf das wichtige Eingangstor verzichten, an dessen Stelle ein schlichtes hölzernes Gitter treten könnte, etwa in der Art der schönen weißgestrichenen Holzschranken, mit denen die hannoverschen Marschenbauern ihre Gehöfte abschließen. Vor dem Eingang ließe sich als ein stimmungs-

voller Übergang von der Feldflur zum Friedhof eine Art Vorrasen anlegen, der nach der Straße durch Lindenbäume abgegrenzt, von dem Friedhofsgelände durch Tannendickicht geschieden und in der Mitte mit einem schlichten Holzkreuz verziert sein könnte.

Haben wir im vorangehenden die großen Züge im Kirchhofsbild an uns vorüberziehen lassen, die vielleicht durch eine Friedhofskapelle noch ergänzt werden könnten, so bleibt noch das Einzelgrab übrig, an dem der persönlichen Kunst ein weiter Spielraum der Betätigung bleibt. Anzutupfen sein würde hier an den Grab Schmuck von ehemals, der mit seinen Kreuzen und Erinnerungsmalen nicht allein echte, stimmungsvolle Kunst enthielt, sondern der auch zugleich dem dörflichen Handwerker Aufgaben stellte, denen er gewachsen war. Immer wieder muß dabei hervorgehoben werden, daß die Tage des Handwerks durchaus nicht gezählt sind, sondern daß ihm nur geeignete Aufgaben gestellt werden müssen, um einer neuen Blüte — wenn auch auf veränderten Grundlagen — entgegenzugehen. Dabei vollzieht sich allmählich eine Scheidung der Arbeit dahin, daß gewisse Arbeiten der Industrie, andere dem Handwerke zufallen mit der Nebenwirkung, daß wir Übergriffe mehr und mehr als Geschmacklosigkeiten empfinden. Als solche werden die Erzeugnisse der Grabdenkmalsindustrie schon allgemein empfunden,

Vielheit von kleineren Gruppen setzen sollten. Dann ergibt sich von selbst der Raum für größere Bäume, ohne daß man dabei über das Maß eines Dorffriedhofs besonders hinauszugehen brauchte.

Anderseits gewinnt eine solche Anlage durch umschließende Baumreihen, für die sich in unserm Lande die Tanne von selbst empfiehlt. Ein Tannendickicht im Hintergrunde ist ein wehevoller und würdiger Rahmen für jeden Kirchhof, von dem sich die andern üblichen Bäume, Lebensbäume, Trauerweiden u. ä. gut abheben. Auch verdient der alte Kirchhofsbäum, der Holunder, daß er Plätzchen findet, auf denen er — zu großen Büschen vereint — weiter blühen kann. Dagegen würde es durchaus nicht nötig sein, das stille Gehege durch eine feste Mauer abzuschließen. Eine Tannenhecke und dahinter eine

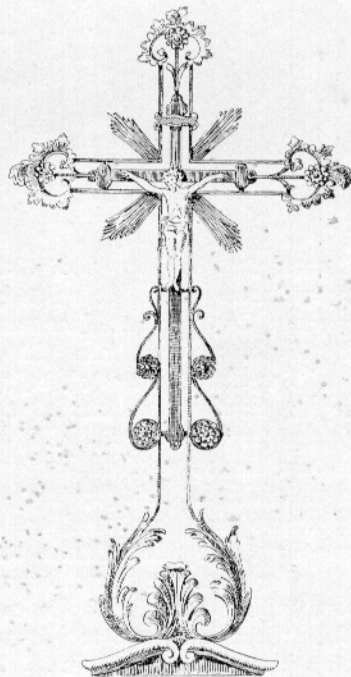


Abb. 10. Grabkreuz von Ebringen bei Freiburg i. Breisgau.

wobei die Vorstellung wohl unbewußt mitwirkt, daß wir es in den Formen und Darstellungen zumeist mit undeutschen Eindringlingen zu tun haben.

Der Friedhof ist — wo er seiner ursprünglichen deutschen Anlage treu geblieben ist — ein Ort der Weihe, der in dieser Stimmung gesteigert werden kann durch eine schlichte, heimatliche Kunst. Wir wollen uns erheben über die Alltäglichkeit, wollen Trost im Leide, Ruhe in der Unrast des Lebens; wir wünschen, daß die stampfenden Schritte des Werkeltages verhallen, wenn wir in seinen Bereich treten. Wie weit wir das erreicht haben, sobald wir den Schritt in die sich drängenden Denkmälerreihen unrer Friedhöfe lenken, erhellt aus dem Vorangegangenen. Weniger — aber schlichte Denkmäler sollten den Kirchhof schmücken, die nicht durch leuchtende Farben die Stimmung zerreißen, sondern sich durch das echte Material so einfügen, daß sie auch im Verfall nicht verlegend wirken. Porzellan, Steingut, Zement oder Marmor können wir auf den Dörfern entbehren, die in der Landschaft durch ihre Häufung nur Unbehagen verursachen. Dagegen sollten kleinere Gebüsch und Hecken die ausgedehnten Reihen- und Massengräber wohlthuend ver- und umhüllen, vor denen sich die Kreuze, Stelen und anderen bescheidenen Denkmäler



Abb. 11. Aus Falkenrheide (Provinz Brandenburg).

stimmungsvoll abheben (Abb. 12). Selbst einem gewissen feierlichen Prunk geben sie erst die stimmungsvollste Weihe, wie es der herrschaftliche Friedhof des Dorfes Wiepersdorf erkennen läßt, auf dem Brentano, Bettina v. Arnim und andere Familienmitglieder ihre letzte Ruhe gefunden haben (Abb. 13).

Der alte Dorffriedhof, dessen ästhetische Werte ja zum Teil auf einer anderen Seite liegen, kann ein würdevolles Bild bieten, wenn man die maßlose Denkmalswut etwas einschränken wollte. Das Schlimme dabei ist, daß gerade diese jene alten Denkmäler unterdrücken und beiseite schieben, die oben geschildert sind. Die Ehrung des Alten ist ja schließlich auch ein Ziel des Friedhof-Stillebens, dem eine neue Anlage erst nach Geschlechterfolgen nahe kommt, das aber bei den alten bereits durch seine Verknüpfung mit dem Dorfe und seinen Bauten vorhanden ist. Dies wird erhöht, wenn unter den Grabdenkmälern jene am Platze bleiben, die sich ohne besondere Pflege erhalten lassen. Unter dem Geslecht malerischer Ranken, unter denen die des Efeus voranstehen, bleibt ein solches Erinnerungsmal noch immer etwas friedhofsmäßig Weihevoll, wenn auch der Hügel selbst schon ausgeglichen ist.

Geschlossene alte Kirchhöfe sollte man nicht gewaltjam in Gartenanlagen umwandeln, wie es so häufig der Fall ist. Innerhalb eines Dorfes, in dem eigentlich das ganze



Abb. 12. Loburg mit den Ruinen des Klosters.

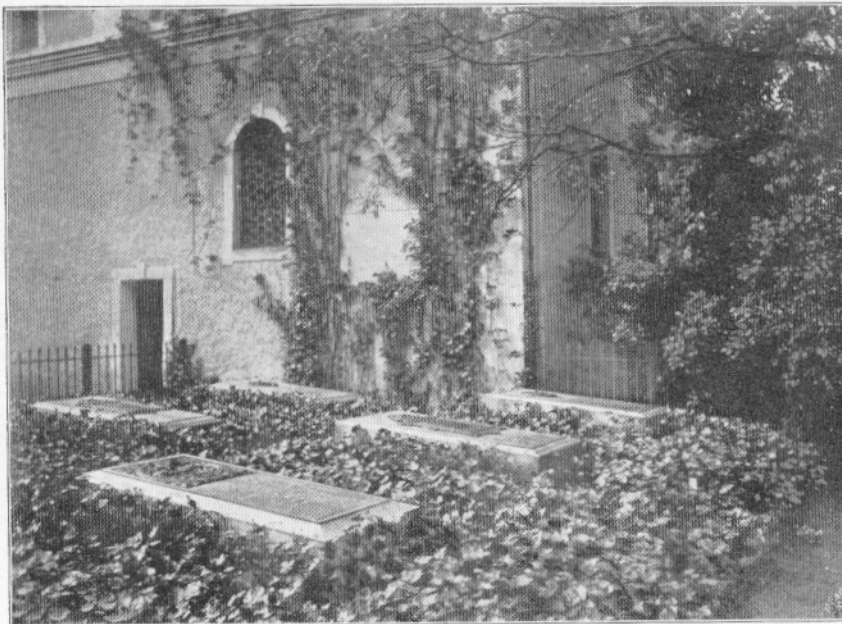


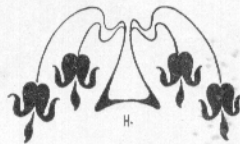
Abb. 13. Gutsriedhof in Wipersdorf in der Mark.

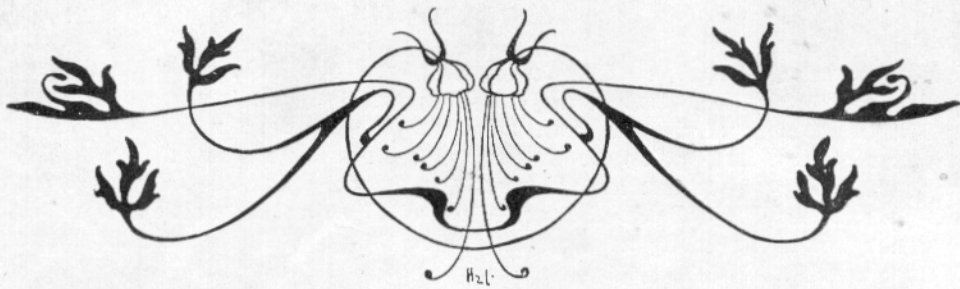


Abb. 14. Ans Krozingen in Baden.

Naturleben auf große Landschaftsbilder zugeschnitten ist, wirkt eine offizielle Gartenanlage immer etwas verloren, frostig, wenn sie nicht mit einem Hauswesen verbunden ist. Es genügt in den meisten Fällen, durch Verhindern der Verwahrlosung den malerischen Reiz dauernd zu erhalten. Müssen Denkmäler von ihrem Platze weichen, dann sollen sie an die Umfassungs- oder Kirchenmauer (Abb. 14), wo sie als ein örtliches Kunst- und Geschichtsdenkmal wirkungsvoll weiterbestehen — im Zusammenhange mit der Kirche und der Vergangenheit des Dorfes.

Der Friedhof gehört den Toten; aber auch die Lebenden haben ein Anrecht darauf, das sie sich durch seine Pflege gewährleisten. Mißverstanden bedeutet dies ein Herabzerren der feierlichen Würde in den Lärm der Straße. Im besseren Sinne aber verheißt die maßvolle Kunst, die er entfalten kann und entfaltet hat, eine eindrucksvolle ästhetische Macht.





☞ Gemeindebauten. ☞

Von

Architekt Ernst Kühn, Dresden.

Mit achtzehn Abbildungen.

I. Das Pfarrhaus.



Bei uns zu Lande ist den alten Pfarrhäusern oft eine von allen anderen Gebäuden sich merklich unterscheidende, bescheidene Würde gegeben, die auf den Beschauenden einen wohlthuenden Eindruck ausübt und auf eine behagliche Innengestaltung schließen läßt. Dieser äußere Eindruck ist bei allen alten Beispielen mehr oder weniger gleich. Wohl mag der friedlichen, stillen Umgebung, dem einfachen Kirchlein und dem schlichten, von Bäumen und Sträuchern beschatteten Gemäuer des anliegenden Friedhofes und der alles überragenden Hoflinde ein wesentlicher Anteil an dieser vorteilhaften Erscheinung zuzuschreiben sein; allein das Haus selbst, auch von der besseren Pflege, die ihm zuteil wird, abgesehen, hat bei näherem Hinsehen doch manches, was den anderen einfachen Wohngebäuden des Dorfes mangelt und der Erwähnung wohl wert genug ist.

Wie schon gesagt, befindet sich das Pfarrhaus in der Regel in der Nähe der Kirche und wird mit dieser einer bevorzugten Lage teilhaftig. In den gebirgigen Gegenden wählte man die Anhöhe, stets aber etwas abseits der Hauptstraße. Sehr oft gehören zum Pfarrhause noch Wirtschaftsgebäude, die mit diesem ein Gut bilden. Dies zu besprechen, erscheint aber hier nicht angebracht, da man aus Zweckmäßigkeit mehr und mehr dazu kommt, den Dorfgeistlichen, dessen Beruf in wachsendem Maße größere Anforderung als ehemals stellt, von der Felderbewirtschaftung, die ihrerseits auch wieder gesteigerte Fürsorge beansprucht, zu entheben und ihn gegen ein festes Einkommen abzufinden.

Was ist uns nun an den alten Pfarren lieb und wert, was ist an ihnen bodenwüchsig und wahr, was haben wir zu übernehmen und in der Tradition weiter zu bilden?

Wenn schon dem Zugange zum Pfarrhause besondere Sorgfalt zugewendet wurde, indem man ihn breit und geräumig ausbildete, mit Platten pflasterte und zu beiden Seiten mit Bäumen bepflanzte oder mit Hecken oder Stateten begrenzte, die ihrerseits wieder das schmucke Blumen- und Gemüsegärtchen umfaßten und so dem Hauseingang wirksam als Folie dienten, so geschah dies im besondern Maße bei letzterem. Entweder lagerte sich vor den Eingang eine Freitreppe mit seitlichen Steinwangen, auf denen man Oleander oder andere Topfgewächse aufstellte, oder man bediente sich eines Vorbaues. Selten fehlte das eine oder andere Motiv. Wohl auch gab man dem Eingange im Anschluß an die Freitreppe einen Überbau. Die von Steingewänden umrahmte Pforte schmückte oft einzig nur der Schlußstein, in dem die Jahreszahl oder ein sonstiger Zierat

eingehauen wurde. Außerdem erhielt der Eingang durch eine Tafel mit eingemeißeltem Spruche besondere Weihe. Auch Bänke aus Stein oder Holz pflegte man in der Nähe des Einganges aufzustellen. Auf einen beschatteten Eingang legte man großen Wert, weshalb man dazu kam, seitlich des Eingangs Eschen oder Rosenstöcke zu pflanzen, die, auf einem Spalier gezogen, eine Laube bildeten. Stets war es beliebt, durch Anpflanzungen das Gemäuer sinnig zu schmücken. Die zweiflüglige, mit Sprossenoberlicht versehene Haustür setzte beim Öffnen eine kräftig tönende Hausglocke in Bewegung, die selten ihre angenehme Wirkung verfehlte.

Halle oder Flur, auch kurz „Haus“ genannt, erhielt reichliche Abmessungen, da sie in der Hauptsache dazu bestimmt war, die Treppe aufzunehmen. Der rotgetäfelte Steinfußboden, die durch kräftige Unterzüge getragene oder durch Kappen gegliederte Decke, die den Raum überspannte, und die in Nischen der dicken Mauern stehenden Zimmertüren verliehen dem Raume eine einfache, aber wirksame Ausstattung, die noch unterstützt wurde durch aufgestellte Bänke für Wartende und da, wo geräumig genug, durch einen großen schweren Tisch, der in vorteilhafter Weise den Mittelpunkt des Raumes bildete. Kleiderablagen und wenige an den Wänden befestigte Bilder vervollständigten die schlichte Einrichtung. Seitlich dieser Halle befanden sich einige Zimmer für amtliche Zwecke, ein Sprech- und ein Studierzimmer mit Bibliothek und Archiv und ein großes Unterrichtszimmer für Konfirmanden mit Nebenraum. Von der Halle führte entweder seitlich oder in der Mittelachse die Treppe nach dem Obergeschoße, in dem nun um einen Vorplatz die Wohnung des Geistlichen gelegen war. Vier bis fünf Zimmer, durch Türen miteinander verbunden und vom Vorplatz aus zugänglich, bildeten den eigentlichen Bestand. Hierzu gehörten noch die Küche, die entweder im Erdgeschoße oder im Obergeschoße untergebracht war, sowie Nebenräume und einige Kammern, letztere im Dachgeschoße an den Giebelseiten angeordnet.

Die Ausstattung der Zimmer war, der Bedeutung der Räume angemessen, einfach, dem Landhause entnommen. Die dem deutschen Bürgerhause eigene Ausbildung von Erkern und Altanen fehlten dem älteren Landpfarrhause fast gänzlich.

Den Umfassungen, die im Erdgeschoße stets massiv, im Obergeschoße dagegen vielfach in den gebirgigen Gegenden handwerksmäßig aus Fachwerk mit gepuzten Feldern hergestellt waren, dessen Holzwerk gestrichen oder mit einheimischem Schiefer oder mit Schindeln reizvoll gemustert beschlagen war, und die in der Erscheinung zwischen

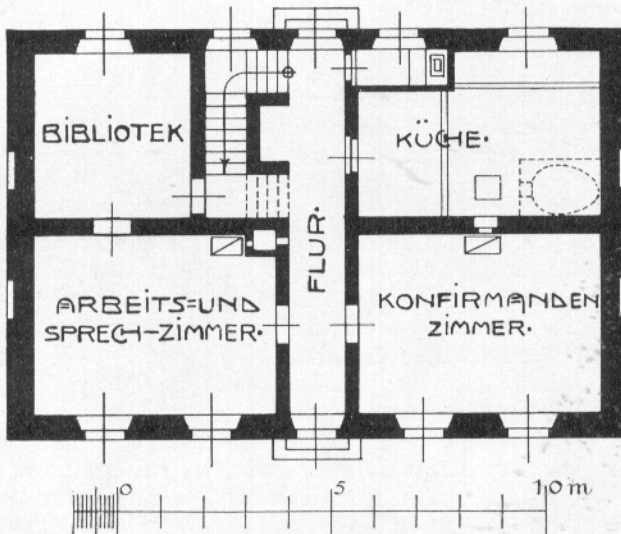


Abb. 1. Erdgeschoß eines Pfarrhauses, nach Jöndl.

Wird nicht empfohlen.

Bauernhaus und Landhaus Stellung nahmen, gab man keine Ausbuchtungen und Vorbauten, mit Ausnahme des Vorhauses am Eingange. Das Pfarrhaus ist eben aus dem Bauernhaus entstanden, bei dem auch solche Ausbauten nicht vorhanden sind. Für die Raumbildung hat man dadurch einen sehr wichtigen Faktor nicht hereinbezogen. Streng geteilt reiheten sich die Fenster an den Außenseiten mit gleichmäßigen Abständen aneinander. Eine Ausstattung mit Fensterläden, besonders an den Wetterseiten, bildete die Regel. Ein Holz- oder Steingesims krönte die

Umfassungen, die teils in Haustein hergestellt, teils auch nur mit gepugten Eisernen, Bändern u. dergl. Zierat versehen und gefärbt waren.

Die angemessene Höhenentwicklung der Geschosse, das richtig eingeschätzte Größenverhältnis der Fenster und das langgestreckte, oft gar nicht durchbrochene Dach verliehen dem Bauwerk jene anheimelnde Wirkung, die in den späteren Jahren — etwa Mitte des vorigen Jahrhunderts — durch ein Abgehen von der Tradition mehr und mehr verloren ging.

Beispiele jener echten, aus bodenwüchsigem Material hergestellten Bauwerke treten uns noch zur Genüge entgegen in allen Teilen der deutsch sprechenden Länder. Die Einfachheit, eine der wesentlichsten Eigentümlichkeiten der gesetzmäßigen Schönheit, wurde in den Zeiten, da jene Bauwerke entstanden, grundsätzlich betrieben; man konnte nur so und nicht anders.

Die großen Umwälzungen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in der Anschauung über Bauausführung, die vom Auslande zu uns kamen und besonders in den Städten ein merkwürdiges Bestreben zeitigten, eigenartig Prunkvolles zu schaffen, vermochten im wesentlichen auf den feststehenden, gepflegten Formensinn auf dem Lande wenig einzuwirken, da Berührungspunkte mit der Kunst der Städte in Ermangelung von hinreichenden Verkehrsmitteln fast gänzlich fehlten. Größeren Einfluß auf die Gestaltung der Pfarrhäuser gewann die einschlägige Fachliteratur, die natürlich auch von den Städten ausging und das Pfarrhaus ganz städtisch durchbildete, wie vorstehendes Beispiel späterer Zeit aus: Jöndl „Landwirtschaftliche Baukunst“ zeigt (Abb. 1 u. 2). Die bei den älteren Beispielen auftretende Halle im Erdgeschoße verkümmert zu einem Gang, der zur Aufstellung der nötigsten Möbel keine Möglichkeit bietet und jede Rücksicht auf Verkehrsbequemlichkeit missen läßt. Dies ist auch bei dem Grundriße Abb. 4 zu bemerken. Kühl und jeder Poesie bar wirkt auch das Äußere auf den Beschauer: ein jämmerlicher Abklatsch städtischer Baukunst. Dieses Abgehen von den heimatischen Formen, von den alterprobten, zweckmäßigen inneren Einrichtungen mußte bei den damals lernenden Bauleuten verderblich auf den guten Sinn, auf den Geschmack wirken. Unterstützt wurde diese Bestrebung durch die seitens der königlichen Brandversicherung vorgenommenen Verschärfungen des Baugesetzes, nach welchem die durch Fachwerk oder Schieferung seither bräunliche, mit der Umgebung der bewaldeten und gebirgigen Gegenden harmonisch zusammengehende, jahrhundertlang geübte Bauausführung in fremde Bahnen gewiesen wurde.

Alle die Umstände, die auf diese Veränderung hinwirkten, sind an anderer Stelle eingehend behandelt worden; ich will mich daher unter Hinweis auf diese mit vorstehendem begnügen und nur noch hinzufügen, daß mit dem Begehen neuer Wege ein wesentlich größerer Bauaufwand entstand, der im allgemeinen unseren Landgemeinden große Opfer auferlegte, die zwar in den guten Jahren willig getragen wurden, aber in

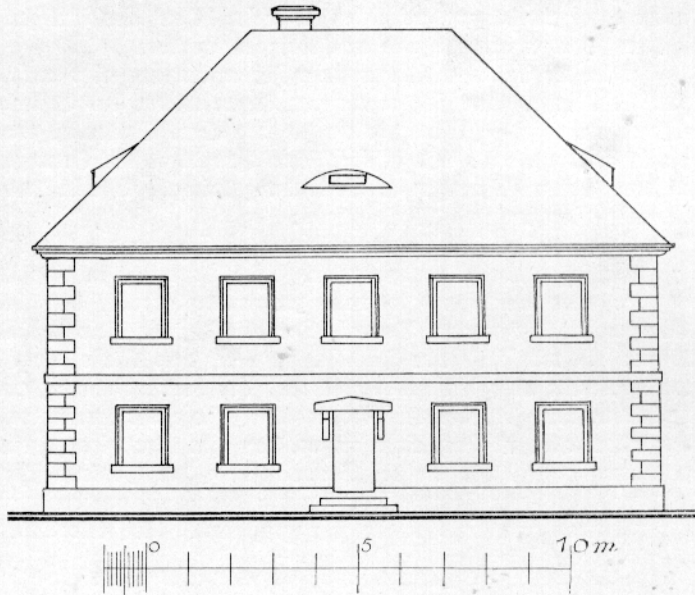


Abb. 2. Ansicht eines Pfarrhauses, nach Jöndl.

Wird nicht empfohlen.

unseren gegenwärtigen mißlichen wirtschaftlichen Verhältnissen für manche Gemeinden schwere Sorgen bringen und noch bringen werden.

Mit der Erkenntnis begangener Fehler kommen aber auch die Gedanken zur Umkehr, zur Abhilfe; es zeigt sich in unseren Tagen wieder das Bestreben zur Einfachheit; zwar nimmt man seine Zuflucht nicht zu der alten Bauweise, wohl aber zu einer solchen, die auf heimatlicher und geschichtlicher Grundlage die Errungenschaften der Neuzeit mit unseren Bauausführungen in Verbindung bringt. Wie dies nun geschehen kann, sollen folgende Angaben und Winke zeigen:

In jüngster Zeit hat man, wenn es sich um den Neubau einer Kirche und eines Pfarrhauses handelte, verschiedentlich beide Bauwerke in eine Gebäudegruppe zusammengezogen oder wenigstens so nahe zueinander gestellt, daß beide Gebäude durch einen Gang verbunden werden können. Die Vorteile, die diese Gebäudestellung mit sich bringt, können in wirtschaftlicher Hinsicht, je nach dem Maße die Gebäude zusammengezogen werden, mehr oder weniger verbilligend auf die Ausführung wirken. Die Ausübung des kirchlichen Dienstes, die Aufsicht und die Pflege der Kirche werden wesentlich erleichtert; vor allem aber ist hoch einzuschätzen, daß eine Gruppierung eine viel reizvollere Gesamtgestaltung ermöglicht, die bei Sonderstellung der Gebäude schwerlich erreichbar ist; der Einwand größerer Feuergefährdung kann nicht ausschlaggebend sein, wenn die durch eine Gruppierung erzielten Vorteile sehr groß sind. Beispiel: Abb. 5, 6 u. 7.

Auf ein Pfarrhaus rechnet man:

Im Erdgeschoß einen überdeckten Eingang, einen größeren Vorraum, eine Halle oder Diele, wenn kirchliche Geschäfte im Pfarrhause vorgenommen werden — in diesem Falle ist auf Kleiderablage Rücksicht zu nehmen —, ein Sprech- und Arbeitszimmer mit Bibliothek und Archiv, nach Befinden ein Zimmer für den Konfirmandenunterricht mit Nebenraum, die Küche mit Vorratskammern und 1—2 Klojette; im Obergeschoß 5—6 Zimmer, Bad und Klosett, Raum für Schränke und Vorplatz mit Kleiderablage; im Dachgeschoße 2—3 Kammern, Raum für die Diensthofen, Wäschetrockenraum; im Kellergeschoße Raum zur Aufbewahrung von Küchen- und Weinvorräten, Heizungsmaterialien, Geräten, eine Waschküche mit Kofle und Plättkammer und einen Raum zum Aufstellen einer Zentralheizung. Hof mit Brunnen und Garten mit einer Laube beenden den Bestand einer Pfarrwohnung auf dem Lande. Gute Grundrisse zeigen Abb. 8—11.

In freier Lage inmitten eines gutgepflegten Baumbestandes, mit laufendem Wasser, frei von Staub-, Rauch- und Rußbelastigung, etwas abseits von der Straße erhebe sich das Pfarrhaus, welches einer gewissen schlichten, heimischen Schönheit nicht entbehren darf, die ihm zugleich ein architektonisches, dem Zwecke angepasstes Gepräge verleiht. Dieses soll sowohl für das Äußere, als auch für das Innere des Hauses gelten. Weises Maßhalten in der Gestaltung des Ganzen ist hier mehr als anderweit geboten, das Äußere sei der wahrheitsgetreue Spiegel des Innern, keinesfalls soll aber das Äußere auf Kosten des Innern bereichert werden und sein Dasein nur zum Scheine führen. Das Haus soll ein für sich bestehendes Wesen darstellen, eine Persönlichkeit; es soll das zeigen, was es sein soll und was man zu finden wünscht.

Eingang. Der Zu- und Eingang soll so gelegen sein, daß jedermann ihn leicht finden kann. Die Lage an der Langseite ist derjenigen an der Quer- oder Schmalseite vorzuziehen, keinesfalls soll er an der der Straße abgekehrten Seite liegen. Aus praktischen und gesundheitlichen Gründen ist das Erdgeschoß zu unterkellern und um $\frac{3}{4}$ bis $1\frac{1}{2}$ Meter herauszuheben. Die deswegen anzulegende Freitreppel ist durch ein Dach vor den Einflüssen der Witterung zu schützen, um besonders älteren Personen das Begehen mit Sicherheit zu ermöglichen. Vor der Haustüre befinde sich ein breiter Auftritt. Ist die Tür nur einsüglig, so sollte sie nicht unter 1,1 m breit sein. Bei zweisügligen Türen darf der ständig aufgehende Teil nicht unter 0,80 m Breite haben. Dem Eingange widme man besondere Sorgfalt: er soll das Kennzeichen freundlicher Bewillkommung an sich tragen, er soll eine einfache Feierlichkeit in sich schließen, er bilde die geweihte Stätte des Begrüßens und des Verabschiedens. Eine Sitzgelegenheit vor diesem anzubringen, sollte aus Zweckmäßigkeit nicht unterlassen werden. Ebenjowenig dürfte

eine Bepflanzung zu beiden Seiten des Einganges nicht fehlen, da Pflanzen und besonders Blumen dem Eingang eine freundliche Würde verleihen.

Windfang. In Verbindung mit dem Eingang verfehle man nicht einen doppelten Verschluß — einen Windfang — anzubringen. Ein unmittelbarer Zugang aus dem Freien in die Wohnung ist aus Gründen der Gesundheit, der Sauberkeit und dann, wenn Heizung in der dahinter liegenden Halle oder im Vorraum vorhanden, aus wirtschaftlichen Gründen unstatthaft.

Die **Diele** oder **Halle** sei so geräumig gestaltet, daß eine Anzahl Personen sich darinnen aufhalten, sich der Überkleider entledigen und warten können; darum muß sie hell und heizbar sein. Wird Konfirmandenunterricht im Hause erteilt, dann ist für Kleiderablage Vorkehrung zu treffen und ein Klosett in der Nähe mit vorzusehen. Seitlich in der Halle oder an der Rückwand liege die nach dem Obergeschoße führende Treppe, die für die Diele eine wirksame Ausstattung abzugeben geeignet ist. Die wohl sonst aufgestellte Forderung, daß die Treppe vom Eintretenden leicht gesehen werden könne, ist hier nicht am Platz, da ja die Treppe nicht dem öffentlichen Verkehr dient, sondern rein privater Natur ist. Zum Fußboden eignet sich Platten-, Steinholz- oder Linoleumbelag mit Betonunterlage; weniger gut bewährt sich Holzfußboden. Außer der geraden, gewöhnlich verputzten Balkendecke empfiehlt sich die gewölbte Stein- oder Monierdecke oder die Felderdecke, d. i. eine gepuzte Decke mit sichtbar gelassenen, vorstehenden Balken. Besonders die letztere gibt der Diele einen behaglichen Anstrich, der noch durch eine Holzbekleidung der Wände und durch die Verwendung von Holz zur Treppe wesentlich gesteigert werden kann. Da, wo Kleidungsstücke mit der Wand in Berührung kommen kann, bekleide man sie durch einen Holz- oder Zinncrustabelag, oder auch durch ein Flechtwerk aus Stroh oder Holz. Die übrig bleibenden Fußflächen sind ganz hell zu tönen. Als vermittelndes Glied zwischen der eigentlichen Wohnung und dem Freien sollte die Halle oder Diele so gegliedert und angeordnet sein, daß der Raum mit seiner einfachen Ausstattung auf den Eintretenden einen freundlichen und auf den Wartenden, der Sitzgelegenheit vorfinden soll, einen behaglichen Eindruck hervorbringt, so daß nach Befinden einfacher, geschäftlicher Besuch schon hier Abfertigung finden kann.

Sprech- und Amtszimmer. Unmittelbar an die Halle oder Diele stößt das Sprech- und Amtszimmer, welches mit seinen Fenstern nach dem Zugang zugewendet liegen möchte. Da der Raum nur zu kürzerem Aufenthalt für amtliche Angelegenheiten von jedermann betreten wird, kann seine Ausstattung einfach in der Art einer Amtsstube sein. Es genügen 15—20 qm Grundfläche.

Arbeitszimmer. Neben diesem Zimmer und mit ihm verbunden liege das Arbeits- und Bibliothekzimmer, mit welchem das in einem besonderen Raum befindliche Archiv in Verbindung stehen kann. Wenn, wie angenommen, ein besonderes Amtszimmer eingerichtet wird, dann könnte das Arbeitszimmer des Herrn auch im Obergeschoße untergebracht werden. Freilich macht diese Anlage die Einrichtung von Sprech- oder Amtsstunden wünschenswert. Auf jeden Fall aber ist dem Raume als Arbeits- und Studierzimmer eine ruhige, von den Geräuschen des Hauses abgeschiedene und, in gesundheitlicher Beziehung, eine sonnige, warme Lage zu geben. Die Größe der Grundfläche wird 18 bis 25 qm zu betragen haben. Als Arbeitsstätte bedarf der Raum einer bedeutenden Lichtfülle, die am ruhigsten und einheitlichsten wird, wenn man nur ein breites Fenster dem Raume gibt, der den Eindruck beschaulichen Behagens hervorbringen, dabei aber die Geistestätigkeit nicht ablenken, zerstreuen soll. Die bauliche Anlage sei einfach, dabei aber nicht schmucklos. Durch schräg angeordnete Fensterleibungen, durch breite, zum Aufstellen von Gegenständen und Zimmerpflanzen geeignete Fensterbretter, durch eingerichtete Zimmertüren u. dgl. läßt sich ohne besonderen Kostenaufwand der Raum reizvoll gestalten. Die Außenwände nehme man nicht zu schwach, um das zu schnelle Durchdringen der Außentemperatur im Sommer und im Winter zu verhindern; auch auf den Fußbodenbelag ist zu achten. Er muß aus Holz sein, auf guter, trockener Nischeausfüllung. Läßt es die Anlage zu, einen Heizraum anzuordnen, so wäre der

Raum unter dem Arbeitszimmer der richtige, dann kann an Stelle des Holzbelages Betonunterlage mit Korkfstrich und Linoleumbelag zur Anwendung kommen.

In bezug auf die Ausstattung sei nur gesagt, daß der Schreibtisch die Hauptrolle übernimmt, ihm ist die wertvollste Stelle im Zimmer einzuräumen. Als besonders geeignete Form hat sich der sogenannte Diplomatentisch erwiesen, der so im Zimmer stehen möchte, daß das Licht zur Linken des Schreibenden einfällt und jeder in das Zimmer Eintretende leicht bemerkt werden kann.

Archiv. Zur Aufbewahrung der Kirchenbücher, Akten, Rechnungen und wertvoller kirchlicher Gegenstände ist ein kleiner Raum, mindestens ein Wandschrank vorzusehen, der in allen Teilen eine feuersichere Ausstattung zu bekommen hat.

Konfirmandenstube. Hierzu ist im allgemeinen ein Raum in der Größe eines mittelgroßen Schulzimmers in einfacher Ausstattung, von der Halle aus zugänglich, vorzusehen. Da dieser Raum nur auf einige Zeit benutzt wird und auch für Sitzungs- und andere Zwecke Verwendung finden kann, wird man ihm nur eine leicht bewegliche Ausstattung geben und nur auf gute Beleuchtung Bedacht zu nehmen haben. In der Nähe dieses Raumes ist ein Klosett unterzubringen.

Treppe. Die vom Erdgeschoße nach dem Obergeschoße führende Haupttreppe sollte nicht mehr als 17 cm Steigung und nicht weniger als 28 cm Austritt und nicht weniger als 1,20 m Breite zwischen den Wangen bekommen. Wendelstufen sind zu vermeiden. Eine gute Beleuchtung der Treppe, ihres An- und ihres Austrittes ist von großer Wichtigkeit. Ob Holz- oder Steintreppe ausgeführt werden soll, hängt von den jeweiligen baulichen Landesbestimmungen ab. Im allgemeinen läßt sich aber annehmen, daß bei Einfamilienhäusern Holztreppe zugelassen sind. Die Holzausführung hat der Steinausführung gegenüber den Vorzug, daß sie einen wohlicheren Anstrich wahr.

Wohnzimmer. Wie überhaupt im deutschen bürgerlichen Hause bildet auch hier das Wohnzimmer den Hauptaufenthaltsraum; es ist ebenjogut ein Ort der Tätigkeit wie des Ruhens; es ist derjenige Raum, der von der Familie am meisten benutzt wird. Danach ist seine Lage im Hause festzulegen. Das Wohnzimmer muß vom Vorplage aus leicht erreichbar sein. Es soll an einer Sonnenseite mit dem bestmöglichen Ausblick in die Landschaft oder in den Garten, nach der Straße oder sonst nach einem interessanten Punkte gelegen und der Größe nach der erste Raum sein, der mit allen Behaglichkeiten ausgestattet ist. Hier schaltet und waltet die Hausfrau, beaufsichtigt die arbeitenden oder spielenden Kinder, gibt von hier aus die wirtschaftlichen, häuslichen Anordnungen; hier verbringt die Familie in Gemeinsamkeit ihre Ruhestunden; nur hier ist der Ort, an dem das Familienleben sich innig gestalten kann. Das Wohnzimmer bildet zuweilen zugleich das Eßzimmer und Empfangszimmer, darum ist in baulicher Beziehung auf eine trauliche Gestaltung des Raumes Rücksicht zu nehmen. Dies ist zu erreichen durch zweckmäßige Stellung der Türen, durch Anordnung großer Wandflächen, durch Gliederung der starken Wände in Schilder und Nischen, durch Einbau von Wandschränken, durch Überfragungen an Pfeilern (ja selbst durch begründete Unregelmäßigkeiten kann der Reiz erhöht werden); ferner durch breitgelagerte, in tiefen, schrägen Leibungen sitzende Fenster mit breitem Fensterbrett und Holzbelkleidung überall da, wo eine Berührung der Wand beim Davorstehen und Hinaussehen am Fenster möglich ist; nach Befinden durch Wandschränken und Nischen in den Leibungen des Fensters zum Einlegen von Büchern, Vasen mit Blumen und sonstigem Zierat. Holz- und Bleisprossenteilung mit Verwendung schwach getönten Glases und ein leichter, heller Fensterbehang werden den Aufenthalt am Fenster, der besonders der Hausfrau für die Stunden, die ihr nach Beforgung der häuslichen Geschäfte verbleiben, zum Nähen und Sticken und zur Erholung zukommt, angenehm machen.

Die Fenster lege man so groß an, daß der Raum reichlich, aber nicht übermäßig beleuchtet wird, wobei man die dicken, den Staub fangenden, sogenannten Übergardinen aus schwerem Stoffe oder Teppiche aus gesundheitlichen Gründen fortlassen möchte. Bis in Augenhöhe angebrachte Scheibengardinen mit kleinen Handarbeiten tragen weit mehr zu einer traulichen Ausstattung bei, zu der dünne Zuggardinen mit Falbelüberhang

gehören. Einen eigenartigen Reiz verleiht dem Wohnzimmer der ausgebauter Erker, dessen Fußboden um etwa 10 cm höher liegt als der übrige des Wohnzimmers und der nach dem Zimmer zu, bei genügender Breite, durch ein Geländer abgeschlossen werden kann. Ist die Anordnung eines Erkers nicht möglich, so läßt sich eine ähnliche Anordnung durch den Einbau eines Trittes mit Geländer an eines der Fenster anstreben, oder man gestalte ein breites Fenster zu einem Blumenfenster um, in dem an den Seiten, auf dem Boden, auf einigen Gefachbrettern oder in Ampeln Zimmergewächse und Blumen, vielleicht auch ein Aquarium aufstellung finden können.

Da aus gesundheitlichen und wirtschaftlichen Gründen Teppichbelag im Wohnzimmer zu verwerfen ist, verwende man ein festes Holz, etwa Kiefer oder Eiche, zu dem Fußbodenbelag, oder man verwende das in letzter Zeit stark in Aufnahme gekommene praktische Linoleum mit durchgehendem Muster. Die Reinhaltung des Fußbodens wird durch Linoleum außerordentlich erleichtert. Mit Vorteil nimmt man unter das Linoleum bei neuen Häusern keinen Holzbelag, weil dieser bald faulen würde, sondern Massivfußboden mit Korkestrich; letzteren der Warmhaltung und Schalldichtung wegen. Für die Heizung des Raumes, wie überhaupt aller zur Wohnung gehörenden Räume, ist ein Zentralsystem — Warmwasser- oder Dampfniederdruckheizung — sehr zu empfehlen, weil dadurch die umständlichen Vorbereitungen zum Heizen und das Ofenräumen, die Ruß- und Staubbelastigungen in der Wohnung fortfallen und an einem abseits der Wohnung gelegenen Orte — im Keller — vorgenommen werden oder, wenn die Warmwasserheizung mit dem Herd in der Küche in Verbindung gebracht ist, in dieser bequem und handlich erledigt werden können.

Alsdann sind die Heizkörper entweder an einer Innenwand oder in den Fensterbrüstungen unterzubringen, aber nicht verschlossen, sondern offen. Die Zimmerhygiene erfordert hier die Einnahme eines anderen Standpunktes, als des seither üblichen, aus Schönheitsrückichten den ungeschicklichen Heizkörper zu verstecken. Unreine, das Wohl-

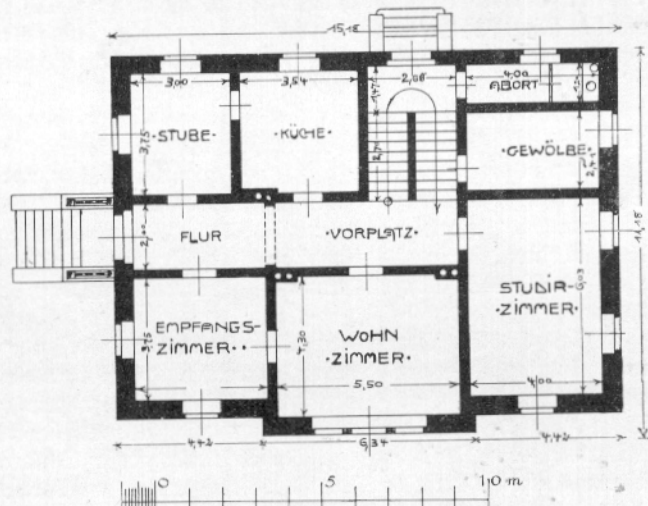
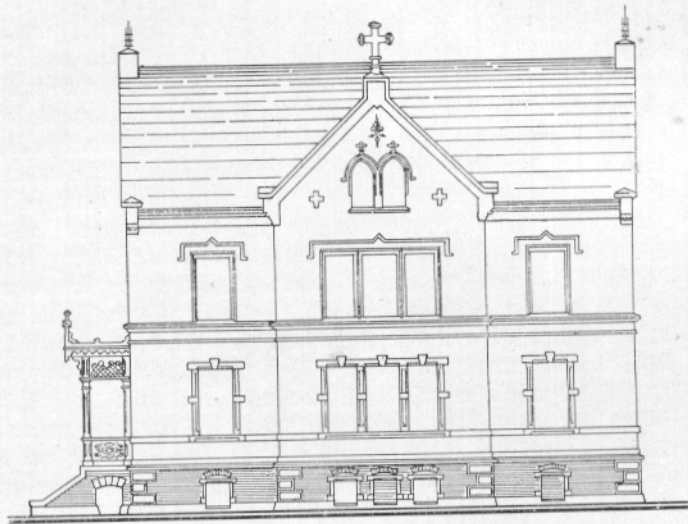


Abb. 3 u. 4. Vorderansicht und Erdgeschöß eines Pfarrhauses in Leutersdorf.

Wird nicht empfohlen.

befindende beeinträchtigende Luft ist die Folge dieser Vergung der Heizkörper. Man stelle daher den Heizkörper frei auf und bekleide den Sockel, auf den er zu stehen kommt, und die Wandfläche, die er bedecken wird, mit Fliesen, die oben einen Simsartigen, weit vorspringenden Abschluß ermöglichen. Auch aus praktischen Gründen dürfte diese Bekleidung zu empfehlen sein. Bei diesen Maßnahmen ist der Staub, der sich auf den Fliesen lagert, leicht zu erkennen und leicht abzuwischen. Ein immerwährendes Aufwirbeln des Staubes und die Verschlechterung der Luft wird dann nicht vorkommen. Kann eine Zentralheizung nicht genommen werden, so bediene man sich wenigstens eines Kachelofens mit Dauerbrandeinfaß. Eine ausreichende Zimmerlüftung kann sowohl mit der Zentralheizung als mit dem Kachelofen in Verbindung gebracht werden. *)

Als Geschosshöhe würde 3,20 — 3,40 m von Fußboden bis Decke geeignet anzunehmen sein. Einflüglige Zugangstüren nehme man nicht unter 0,90 m, dergleichen Verbindungstüren können dieses Maß unterschreiten. Für zweiflüglige Türen ist 1,30 m Breite das mindeste. Helle Wandtöne, jedoch nicht so hell, daß leichte Beschmutzungen sofort erkennbar sind, sind den dunklen Tönen vorzuziehen. Die Decke mit schlichter Stuckleiste versehen, ist ganz hellfarbig zu streichen oder mit Ornament zu schablonieren.

Die Möbelausstattung hat mehr als anderswo vom praktischen Standpunkte aus Beachtung zu finden. Sie muß infolge der starken Benutzung dauerhaft, bequem, handlich sein und alle Annehmlichkeiten bieten, die man im Wohnzimmer sucht. Vorspringende, scharfe Ecken, Spitzen und Zierlichkeiten am Holze sind zu vermeiden, alle Profilierungen der Hölzer sind flach herzustellen, damit das täglich vorzunehmende Abwischen erleichtert wird. Anzuraten sind feste Bänke um den standfesten Tisch, der in der Ecke zwischen den Fenstern des Zimmers gute Aufstellung findet, um den sich zur Frühstück- und Abendzeit die Familie zum Essen sammelt und nachdem im traulichen Gespräche verharret. Ein weiterer kleiner Tisch mit bequemem Sofa und einigen Stühlen, sowie ein Schrank zur Aufbewahrung von Wäsche, Geschirr u. dgl., ein Klavier oder ein Schreibtisch für den allgemeinen Gebrauch, Nähtisch, Blumenkorb, Wandchränken u. dgl. für die Hausfrau, sowie als Wandschmuck Bilder der Familie, kräftige farbige Holzschnitte, plastische Abgüsse, Musikinstrumente, Bordbretter u. dgl. beenden die Ausstattung dieses Raumes.

Auf die Einrichtung des Wohnzimmers und dessen zweckmäßige Ausstattung kann nicht eindringlich genug hingewiesen werden, da in ihm die Innigkeit des Familienlebens wurzelt und das Gefühl absoluter Zusammengehörigkeit erstarken wird. Nicht selten findet man in dem begüterten Mittelstand bedauerlicherweise das Bestreben nach Absonderung, ein Zug, der dem Familienleben große Schäden zuführt. Kiehl schreibt in seinem Buche: „Die Familie“ die beherzigenswerten Worte:

Schauen wir in das Innere unserer Wohnungen, so findet sich's, daß das „Familienzimmer“, der gemeinsame Aufenthalt für Mann, Weib, Kinder und Gesinde, immer kleiner geworden, ganz geschwunden ist. Dagegen werden die besonderen Zimmer für einzelne Familienglieder immer zahlreicher und eigentümlicher ausgestattet; Vater, Mutter und Kind beanspruchen für sich bereits eine ganze Reihe verschiedenartiger Gemächer. Man raffiniert förmlich darauf, neue Zimmer zu erfinden. Sie sollen auch im einzelnen wieder charakteristisch ausgestattet werden. Die Vereinsamung der Familienglieder selbst im Innern des Hauses gilt für vornehm.

Speisezimmer. Wird außer dem Wohnzimmer ein Speisezimmer beliebt, was ausschließlich seinem Zwecke dienen soll, so lege man es in die Nähe der Küche oder über dieselbe. Eine derartige Anlage kann auch zu anderen Zwecken mit benutzt werden, sie kann mit dem Vorzimmer vereint sein, oder sie dient zugleich als Spielzimmer für die Kinder. Ist das Speisezimmer auch Gesellschaftszimmer, so ist es in die Nähe des Vorzimmers zu legen und durch eine Tür mit dem Empfangszimmer zu verbinden. Da die Benutzung des Speisezimmers eine vorübergehende ist, so bedarf es nicht gerade einer bevorzugten Lage; andere Räume dürfen auf keinen Fall geschädigt werden. Die

*) Siehe D. R. P. a von Architekt Ernst Kühn, Dresden.

Abmessungen sind abhängig von den Möbeln, die der Raum aufnehmen soll; also von der Speisetafel und den Stühlen. Auf die Breite der Speisetafel ist 1,00—1,20 m zu rechnen. Die Sitzbreite beträgt etwa 0,60—0,70 m, die Tiefe reicht mit 0,60 m. Rechnet man die Breite der Gänge hinter den Stuhlreihen für die Bedienung zu je 0,80 m, so ergibt sich eine Mindestbreite des Zimmers von 3,80 m. Kommen nun noch Möbel an den Langseiten des Zimmers zur Aufstellung, so wird man mit einer Gesamtbreite des Zimmers von 4,50 m zu rechnen haben. Die Zimmerlänge ergibt sich aus der Zahl der Sitzplätze. Sollen die Schmalseiten des Raumes mit Möbeln besetzt werden, so ist deren Tiefenmaß mit in Anrechnung zu bringen. Von den Möbeln ausgehend, wird der Raum eine langgestreckte Form zu bekommen haben, der man gern das $1\frac{1}{2}$ -fache der Breite zur Länge gibt. Bei mittleren Verhältnissen genügen 4,5 m Breite und 6—6,5 m Länge. Durch Ausbauten (Erker) läßt sich ein Speiseraum sehr angenehm gestalten. In den Fällen, wo das Speisezimmer nach Süden zu liegen kommt, legt man ihm oft eine Halle oder Laube vor, um den Raum gegen die Einwirkung der Hitze und gegen die einfallenden Sonnenstrahlen zu schützen.

Die Beleuchtung des Raumes sei auch hier reichlich, ohne übermäßig zu sein. Eine mangelhafte Beleuchtung vermeide man; sie würde dem Zwecke widersprechen, da man doch Reinlichkeit, die aber nur bei gutem Lichte aufrecht zu erhalten ist, in erster Linie im Speisezimmer zu haben wünscht. Man führe das Licht möglichst an einer der Schmalseiten zu. Diese Beleuchtung hat sich als die geeignetste erwiesen, da, mit Ausnahme einer Person an der vorderen Schmalseite, alle in gutem, ruhigem Lichte sitzen.

Die Lüftung und Beheizung ist wie beim Wohnzimmer besprochen anzuordnen. Bei kurzer, vorübergehender Benutzung des Speisezimmers wäre auch eine Gasheizung oder ein amerikanischer Ofen passend, selbst Blendkamine mit eisernen Ofeneinsätzen, die eine schnelle Erwärmung ermöglichen, könnten gute Dienste verrichten.

Die Anzahl der Türen beschränke man auf das äußerste, da viele Türen, und namentlich an unpassender Stelle, die geschlossene Tafelrunde stören könnten. Der Raum muß zum ruhigen Genuß der Mahlzeiten geeignet sein, die bauliche Anlage darf das Verweilen im Raume und das Tischgespräch nicht stören. Die Türen ordne man daher an den Enden des Raumes an. Wünscht man das daneben liegende Zimmer bei besonderen Anlässen mit dem Speisezimmer zu vereinen und will man durchdecken, so empfiehlt es sich, eine breite Schiebe- oder mehrteilige Klapptür anzuordnen, die, für gewöhnlich geschlossen, nur teilweise dem Durchgangsverkehr dient.

Den Wänden gebe man einen farbigen Ton, der sich aber unterordnet und für die Tafel und die Speisenden einen Hintergrund gibt. Es kommt daher dem Speisezimmer eine Holzverkleidung zustatten, die aber nicht unter 2,00 m Höhe sein dürfte und mit einem Bordbrett versehen werden kann. Kommen dann auf diesem Rahmen, Teller, Basen u. dgl. zur Aufstellung, so wird ein einfarbiger Wandton der gemusterten Fläche (Tapete) vorzuziehen sein, auch dann, wenn Bilder aufgehängt werden und zur Geltung kommen sollen. Nur wenn dies nicht oder nur nebensächlich eintreten sollte, verwende man gemusterte Wandausstattung. Die Decke ist im ersteren Falle im ganzen etwas dunkler und mit leichtem Zierwerk zu versehen, wenn man nicht dazu kommen könnte, eine Holzdecke, und bestehe sie auch nur aus balkenartigen Streifen mit gepugten Feldern, auszuführen, die auch dann dem Raume Eigenart verleihe, wenn keine Wandverkleidung zur Anwendung käme. Als wohlfeiler Wandbelag an Stelle der Holzverkleidung könnte Rohr- oder Holzgeflecht oder Lincrusta verwendet werden. Zur Fensterausstattung eignet sich leicht getöntes Kathedralglas an denjenigen Stellen, wo ein Ausblick nicht gesucht wird. Der Fensterbehang sei auch hier, der leichten Reinhaltung Rechnung tragend, nicht aus schweren, staubfangenden Stoffen. Für die Aufstellung des Büfets sehe man im Bau eine angemessene, breite Wandnische vor. Eine Anzahl Stühle mit niedrigen Lehnen um den Tisch und an der Wand, ein Ausrichtetischen, ein Kredenzschränkchen vervollständigen die Ausstattung des Speisezimmers.

Empfangszimmer. Insofern das Wohnzimmer den Hauptraum der Wohnung bildet, erhält das Empfangszimmer bescheidene Abmessungen, da jenes geeignet ist, be-

freundeten Besuch aufzunehmen. Wird hingegen das Wohnzimmer kleiner beliebt, mehr als Zimmer der Frau angesehen, so sind dem Empfangszimmer größere Abmessungen zu geben; es nimmt dann mehr die Stelle des Salons ein.

In beiden Fällen lege man das Empfangszimmer in die Nähe des Vorzimmers neben Wohn- oder Speisezimmer, aber von ersterem aus zugänglich; es dient namentlich dann, wenn das Speisezimmer als Festraum gestaltet ist, zum Empfang der Gäste und wird erst nach beendetem Mahle seiner eigentlichen Bestimmung als Stätte der Unterhaltung zurückgegeben und dient besonders den Damen, während die Herren bei einer Zigarre im Speisezimmer verbleiben. Wenn ein besonderes Speisezimmer nicht eingerichtet wird, so werden an das Empfangszimmer die Anforderungen eines Salons zu stellen sein, d. h. es sind ihm reichlich große Abmessungen zu geben; es tritt als Festraum auf. Es wird dann wenigstens 5,5 m Breite und 7 m Länge zu bekommen haben. Die Höhe ist von den daneben liegenden Räumen abhängig. Als Grundriß eignet sich das Rechteck am besten, dem man auch Ausbauten zufügen kann. Die bauliche Anlage sehe

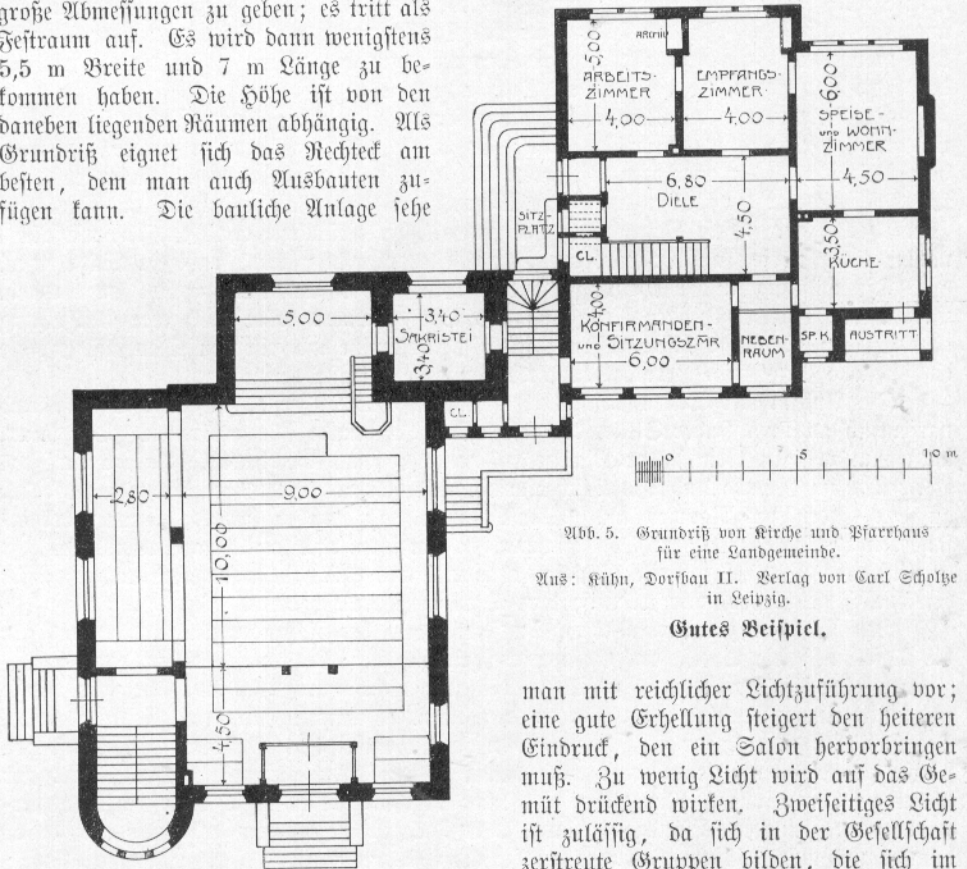


Abb. 5. Grundriß von Kirche und Pfarrhaus für eine Landgemeinde.

Aus: Kühn, Vorbau II. Verlag von Carl Scholke in Leipzig.

Gutes Beispiel.

man mit reichlicher Lichtzuführung vor; eine gute Erhellung steigert den heiteren Eindruck, den ein Salon hervorbringen muß. Zu wenig Licht wird auf das Gemüt drückend wirken. Zweiseitiges Licht ist zulässig, da sich in der Gesellschaft zerstreute Gruppen bilden, die sich im Salon bewegen, sich lösen und wieder ver-

einigen. In gleichem Maße muß auch die künstliche Beleuchtung reichlich und so angeordnet sein, daß die schweren Schatten durch Wechsellicht aufgelöst oder doch gebrochen werden.

Über die Heizung gilt das Vorgesagte, nur möchte der Heizkörper einen kaminartigen Umbau erhalten oder der Ofen als Kamin ausgebildet sein, der an bevorzugtem Orte seine Aufstellung zu erhalten hätte.

Der Bedeutung des Empfangszimmers nach ist seiner baulichen Ausstattung auch im architektonischen Sinne ein größerer Wert beizulegen. Eine regelmäßige Anordnung der Türen, Fenster und Wandflächen ist daher erwünscht, wenn das bequeme Aufstellen der Möbel dadurch nicht behindert wird und die daneben liegenden Räume in ihrer Benutzung und Einrichtung nicht darunter zu leiden haben. Diese, nämlich das Wohn- oder das Speisezimmer, gehen auf alle Fälle vor.

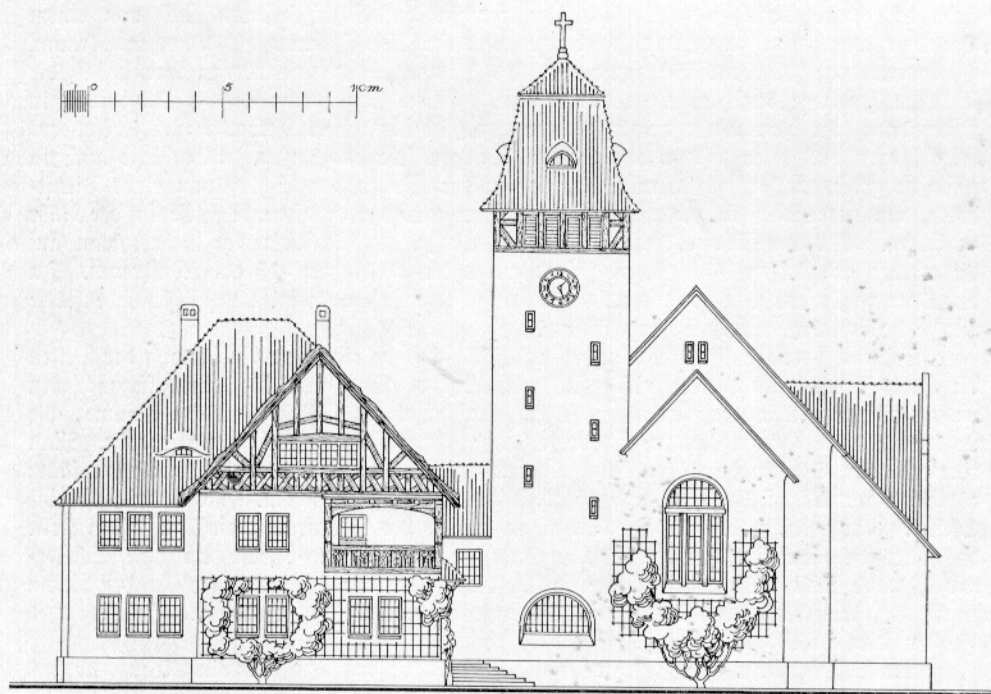
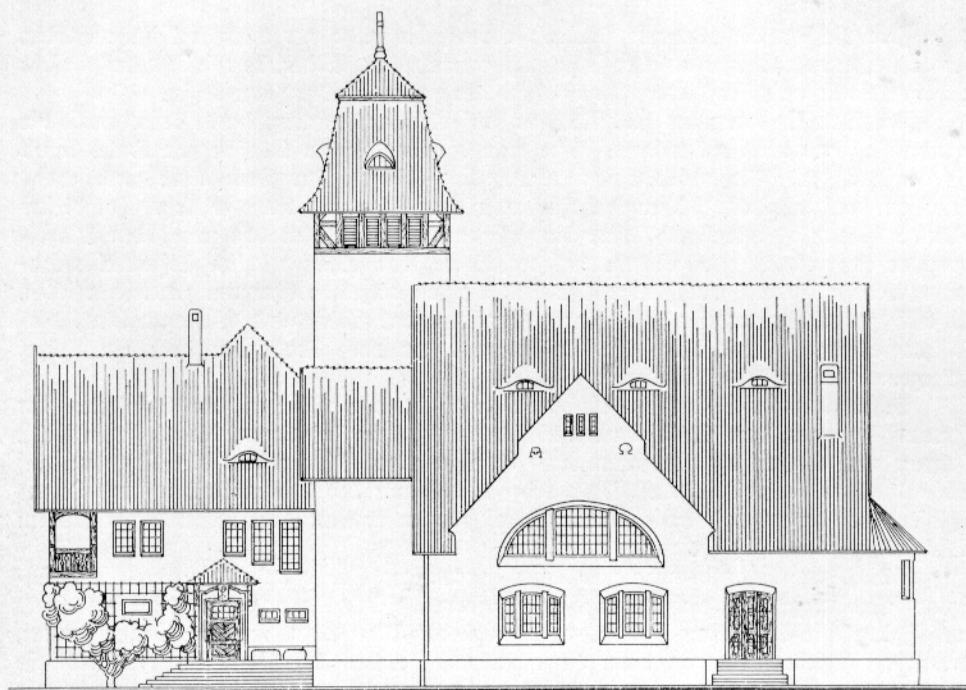


Abb. 6 u. 7. Ansicht von Kirche und Pfarrhaus für eine Landgemeinde.
 Aus: Kühn, Dorfbau II. Verlag von Carl Scholke in Leipzig.

Gutes Beispiel.

Eine nicht zu tiefe, warme Farbenstimmung, die mehr neutraler Art ist, entspricht den Anforderungen, nämlich den hier sich aufhaltenden Gästen in Hinsicht auf Gesicht und Haarfarbe und der hiervon abhängigen Farbe der Kleidung am besten.

Im Salon, dem man aus Rücksicht auf die daneben liegenden Räume meist die erwünschte Höhe nicht geben kann, führe man die Wandflächen bis fast zur Decke, damit ist der mäßigen Höhe etwas nachgeholfen. Die Förmung der Decke kann noch etwas gesteigert werden, doch dürfen die Farben nicht schwer und trübe wirken. In diesem Raume können Teppiche zur Anwendung kommen; auch kleine legt man, den Möbelgruppen entsprechend. An Möbeln hat der Salon vor allem reichlich Sitzmöbel aufzunehmen, dazu kommen noch kleine Tischchen, die den einzelnen Gruppen zugeteilt werden. Gestelle zur Aufnahme von illustrierten Prachtwerken, Stiche und Photographien, plastischer Schmuck u. dgl. wird die Ausstattung, der nach Umständen auch ein Flügel beigegeben werden kann, beenden.

Schlafzimmer. Nur zu oft wird noch in den Ständen der Gebildeten der Irrtum begangen, dem Schlafzimmer nicht die Bedeutung beizulegen, die es haben sollte. Immer noch werden die Rücksichten auf Repräsentation höher gestellt als diejenigen auf Gesundheit und Wohlbefinden. Man vergißt, daß wir den dritten Teil unseres Lebens schlafend verbringen und ein gesunder Schlaf für unser Leben bei unserer angespannten Tätigkeit unentbehrlich ist.

Gleich dem Wohnzimmer kommt ihm angemessene Größe und Lage zu. Die Frühsonne sollte in jedes Schlafzimmer Eingang finden. Nach ihr orientiere man das Haus und schiebe alle Rücksichten beiseite, damit uns der Segen, den uns die Sonne spendet, die wir an jedem Morgen beim Erwachen mit Freuden begrüßen, im reichen Maße zuteil werde. Von gleich hoher Bedeutung ist die reichliche Zuführung guter, frischer Luft, was aber auf dem Lande und noch dazu bei der gesonderten Lage, in der sich jedes Pfarrhaus befindet, keine Schwierigkeiten bereiten kann; ebenso ist ihm eine ruhige Lage von vornherein gesichert. Die Zugänge zu den Schlafzimmern sind von einem Vorplatze aus zu nehmen, niemals benutze man ein Schlafzimmer als Durchgangsraum. Vorkommender Krankheitsfälle wegen sind die Zimmer so aneinander zu legen, daß die seitlichen Zugänge verschlossen werden können. Einen Schlafraum in die Nähe oder in Verbindung mit dem Wohnzimmer zu bringen, ist für leichte Erkrankungen, besonders bei Kindern der guten Pflege und Kontrolle wegen sehr angenehm. Man lege auch in nicht zu großer Entfernung vom Schlafzimmer der Kinder den Schlafraum eines Dienstoffboten, um namentlich in Abwesenheit der Eltern nachts eine dienende Hilfe in der Nähe zu haben. Als ungefähren Anhalt über die Größe der Schlafzimmer nehme man auf die erwachsene Person 30 cbm, auf ein Kind unter 10 Jahren 15 cbm Luftraum. In den Krankenhäusern neuerer Zeit rechnet man 50 cbm Luftraum bei 10 qm Fußbodenfläche und bei reichlicher, regelmäßiger Lüftung.

Seinem Zwecke entsprechend bildet im Schlafzimmer eine gute Aufstellung der Betten die Hauptsache, alles andere richte sich nach diesen. Das Bett für einen Erwachsenen muß mindestens 2 m lang und 1 m breit sein. Das Bett stehe frei im Raume, die Luft muß es umspülen können, jedoch so, daß es der Zugluft nicht ausgesetzt ist. Man vermeide eine Stellung, bei der das Licht unmittelbar den Ruhenden in die Augen fällt; es leidet der Schlaf darunter und häufig treten Kopfschmerzen ein. Für Kranke ist eine Stellung vorzuziehen, bei der das Licht zur Linken des Schlafenden einfällt. Man stelle das Bett nicht an eine Außenwand, sondern an eine Innen-, also an eine Scheidewand, wenn man nicht vorzieht, namentlich die Betten der Ehegatten frei in den Raum zu stellen, was die Reinhaltung und Lüftung außerordentlich erleichtert. Heizung und Fenster seien abseits gelegen.

Ein Schlafzimmer sollte nie mehr als zwei Türen erhalten, da ein Mehr nur das Aufstellen der Möbel erschwert. Das gleiche würde eintreten, wenn ihm mehr als nötig Fenster gegeben würden, was außerdem eine gleichmäßige Erwärmung schwer ermöglicht. An nötiger Fensterfläche rechnet man für einen Erwachsenen 0,6 qm und für ein Kind unter 10 Jahren 0,3 qm.

Als eine große Annehmlichkeit ist ein mit dem Schlafzimmer verbundener Erker oder ein Austritt, nach Morgen zu gelegen, zu betrachten. Nicht allein daß man nach dem Waschen oder nach dem Bade den erfrischten Körper an den wohlthuenden Sonnenstrahlen erwärmt und mit frischer Luft in Berührung bringt, auch beim Lüften und Sonnen der Betten verrichtet der Austritt zur Förderung des Wohlbefindens vorzügliche Dienste.

In den Fällen, wo man sich an das Schlafen bei geöffneten Fenstern nicht gewöhnen kann, sehe man eine reichliche Zimmerlüftung — also eine Luftab- und eine Luftzuführung — vor, aber so, daß Zugluft ausgeschlossen ist. Mäßiges Heizen des Schlafzimmers bis etwa 15° C. beschleunigt den Luftwechsel in Folge des Ausgleichs der Temperaturunterschiede; man begnüge sich daher nicht mit dem natürlichen Luftwechsel. Künstliche Beleuchtung beschränke man, wenn es nicht elektrische sein kann, auf das äußerste.

Das Schlafzimmer, die Stätte der Ruhe, verlangt eine diesem Zwecke entsprechende Ausstattung, die die größte Sauberkeit ermöglicht und beruhigend auf den Ruhesuchenden wirkt, ohne deshalb an ein Krankenzimmer zu erinnern. Helle, aber keine kalten Töne, auf die Wände gestrichen — Tapeten sind für Schlafräume verwerflich, weil sie die Zimmerlüftung unmöglich machen — einfarbige, im Eisenbeinton gestrichene Decken mit möglichster Beschränkung aller Zierate dürfte das Empfehlenswerteste sein. Der Fußboden hat möglichst wasserdicht zu sein, am besten eignet sich Linoleumbelag dazu. Auch die Ausstattung der Möbel, die einfach und schlicht, nicht eckig und zackig sein, was insbesondere fürs Bett zu gelten hat, ist zu beschränken, da einerseits der Luftraum verkleinert, andernteils die Reinigung und Lüftung erschwert wird. Der Fensterbehang bestehe aus hellen gewebten Juggardinen, keinesfalls aus staubfangenden Stoffen. Schränke baue man in reicher Zahl in die Wände mit ein. Waschtisch, Spiegel auf Kommode oder an anderer Stelle, Nachtschränchen, ein bequemes Sofa, wenige Stühle und einige passende Stiche bilden den Rest der Ausstattung des Schlafzimmers.

Kinderzimmer. Die Anforderungen, die das Leben und der Beruf an Gesundheit, an eine kräftige körperliche und geistige Entwicklung unserer Kinder stellen, sind groß und steigern sich immer mehr, und die daraus den Eltern erwachsende Pflicht ein kräftiges Geschlecht heranzuziehen, sind außerordentlich ernst zu nehmen. Schon im frühesten Alter des Kindes wird man darauf zu sehen haben, daß der Raum, in dem es gedeihen soll, auch die dazu notwendigen Eigenschaften aufweist, nämlich daß er bei genügender Größe reine Luft und Sonnenschein bekommt und sich gleichmäßig in der Temperatur hält, kurz — wie ein gutes Schlafzimmer beschaffen ist.

In den ersten Jahren hilft man sich oft so, daß das Kind in einem Korb mit Gestelle, an dem Gardinen nur dann angebracht sind, wenn es gilt Fliegen abzuhalten, — sonst nicht, da der freie Luftzutritt behindert wird —, nachts im Schlafzimmer und tagsüber im Wohnzimmer seinen Aufenthalt bekommt. Bald aber läßt sich diese Einrichtung nicht mehr aufrecht erhalten, es stellt sich bei dem Kinde das Bedürfnis ein zu spielen, sich auszutummeln und lebhaft zu bewegen, was bei ungünstiger Witterung im Zimmer geschehen muß und was man nicht durch Tadel abwehren sollte; denn ein gewisses Maß, was bei dem einen mehr, beim anderen weniger ist, braucht eben jedes Kind zur Entwicklung. Das Kinderzimmer sei daher so groß wie möglich. Ist dies aber nicht angängig, so sorge man in den großen Bodenräumen für Gelegenheiten zum Ausarbeiten, also für Turngeräte.

Aber auch für die geistige Entwicklung des Kindes wird die Absonderung nötig. Die Schularbeiten erfordern alle Anspannung der Kräfte und sind mit voller Aufmerksamkeit anzufertigen. Zur Erreichung alles dessen trägt eine gute Anlage des Kinderzimmers viel bei.

Die Größe des Zimmers bestimmt sich nach der Zahl seiner Bewohner und danach, ob es Wohn- und Schlafzimmer gleichzeitig ist. Für ein Kind ist der stündliche Luftbedarf auf 30 cbm anzunehmen. Bei zweimaliger Lüfterneuerung in dieser Zeit würde für jedes Kind ein Luftraum von 15 cbm erforderlich sein. Erfolgt die Beaufsichtigung durch einen Erwachsenen, so sind für diesen noch 30 cbm hinzuzurechnen.

Die Tages- wie die künstliche Beleuchtung ist für diesen Raum reichlich vorzusehen; eine einheitliche, große Lichtquelle, oder wenn der Raum sehr groß ist, mehrere, aber stets nur von einer Seite aus, sind vielen kleinen Fenstern vorzuziehen. Die Behandlung der Wände und der Decke und des Fußbodens sei wie diejenige des Wohnzimmers, die Holzteile lasse man in einem mitteltiefen Ton streichen oder lasieren, damit nicht jede leichte Beschmutzung unangenehm auffällt.

Dem Zwecke angemessen sei auch die Ausstattung des Raumes. Einfache, solide Möbel, ohne scharfe Ecken und ohne aufgeleimten Zierat, in nicht allzu zierlicher, aber eigenartiger Form, auch eine niedrige Holzbekleidung der Wand, sollen den Bestand bilden, der noch durch gute Holzschnitte, die die Natur großzügig darstellen, an bedeutende Männer erinnern, überhaupt anzuregen geeignet sind, ergänzt wird. Erwachsenen Söhnen und Töchtern gibt man je ein Schlafzimmer, welches zugleich als Wohnzimmer dient und nach den bereits besprochenen Anhaltspunkten baulich angelegt und ausgestattet ist.

Bad. Der Körperpflege wird erst wieder seit verhältnismäßig kurzer Zeit erneute Aufmerksamkeit zugewendet. Man hielt im vorigen Jahrhundert noch das Baden für einen Luxus und sah demzufolge im Bau bestimmte Räume nicht vor.

Um die zu legenden Wasserleitungen möglichst abzukürzen und der Vereinfachung der Bedienung halber suche man die Anlage in die Nähe der Küche zu legen. Andererseits ist aus Gründen der bequemen Benutzung anzustreben, daß das Bad in der Nähe der Schlafzimmer untergebracht wird.

Ein unter „Schlafzimmer“ besprochener Austritt läßt sich auch hier mit Vorteil anbringen, da er mit geringen Mitteln zu einem Luft- und Sonnenbad erweitert werden kann, welches besonders von den Kindern gern benutzt wird.

Ein Raum von 8—10 qm Grundfläche genügt zur Aufnahme einer Badewanne mit Brause, eines Badesofens und einer Bank. Die Höhe suche man zu beschränken, hierfür genügen 2,50 m. Übergroße Räume lassen sich schwer erwärmen und sind deshalb unbehaglich. Die Temperatur soll 20° C. für Gesunde betragen. Hohes Seiten- oder Deckenlicht ist für das Bad das geeignetste. Als Notbehelf muß es bezeichnet werden, wenn der Raum nur künstlich beleuchtet werden kann, was ausnahmsweise nur im eingebauten Miet Hause zur Ausführung gelangen sollte. Eine wirksame Lüftung ist unbedingt vorzusehen. Fußboden und Wände sind gegen Rässe zu schützen. Ein dichter, gut gefirnister Holzfußboden, neuerdings auch Linoleumbelag und Tonplattenpflaster, welche mit einer Matte belegt werden und, bei einfacher Ausstattung, ein Ölfarbenaustrich der Wände entsprechen dieser Anforderung. Aus praktischen Gründen liegen alle Wasserleitungsgegenstände am besten frei.

Gastzimmer. Die Anordnung von Gastzimmern ist auf dem Lande unerlässlich. Sie können im Pfarrhause, wenn das Obergeschoß nicht ausreichend ist, im Dachgeschoße eingebaut werden, als Giebelzimmer. Für alle Fälle sind diese Zimmer so zu legen, daß sie von einem Vorraum aus zugänglich sind, damit ihnen eine gewisse Selbständigkeit gewahrt wird. Ihrer Benutzung nach sind die Gastzimmer mehr Schlafräume, da der Besuch sich des Tages über in der Familie aufhält. Die Größe kann daher geringer sein, mit 15 qm Grundfläche für eine Person und 25 qm für zwei Personen ist auszukommen.

Stattet man das Gastzimmer auch einfach aus, so soll es aber doch soviel bieten, daß sich der Gast heimisch fühlt und durch kleine Aufmerksamkeiten Wertschätzung empfindet. Außer den Möbeln, die dem Schlafzimmer zukommen, enthalte das Zimmer noch einen Tisch, ein Sofa und, wenn möglich, einen Schreibtisch mit Sessel, außerdem einen Kleiderschrank und einen Spiegel. Wandchränke bilden auch hier eine Annehmlichkeit, besonders wenn sie außer dem inneren Zugang noch einen solchen von außen bekommen, damit die Bedienung beim Abholen der zu reinigenden Kleider das Zimmer nicht zu betreten braucht. Für das Zimmer ist es von Vorteil, wenn das Bett in einer Wandnische untergebracht werden kann, die mittels Vorhang tagsüber geschlossen wird.

Räume für Diensthöten. Weißbach sagt in seinem vortrefflichen Buche „Wohnhäuser“: „Auch dem Dienenden kommen berechnete Forderungen zu, mindestens dem

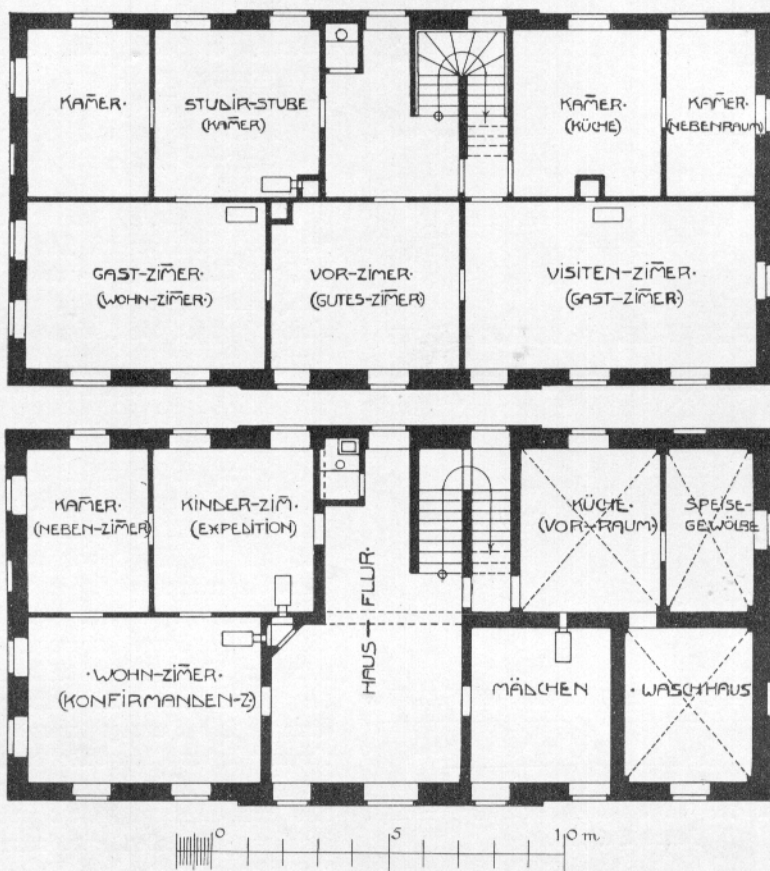


Abb. 8 u. 9. Ober- und Erdgeschoß eines alten Pfarrhauses.

Gutes Beispiel.

entsprechend, besser etwas mehr, was er bei eigenem Hausstande haben würde. Deshalb ist es grundsätzsich, wenn man an den Dienstboten spart, weil von ihrer Ausführung das Befinden der Herrschaft abhängig ist; vielmehr ist es Pflicht gegen sich selbst und die Seinen, besonders auch gegen seine Kinder, die der Obhut von Dienstboten anvertraut sind, gesunde und zufriedene Dienstboten zu haben. Dem Dienenden muß also ein Raum gegeben werden, der einen gewissen Grad von Behaglichkeit gewährt, ihn an das Haus festsetzt.“

Das Mädchengelass, welches unbedingt ein ins Freie führendes Fenster haben muß und wegen der Bedienung von Wohnzimmer und Küche nicht sehr weit entfernt sein soll, hat an Grundfläche bei zwei Mädchen 15—20 qm, bei einem Mädchen 8—10 qm zu erhalten. Außer dem Bett und Waschtisch werden noch eine Kommode, ein Tisch und zwei Stühle und gegebenenfalls ein Wandschrank erforderlich.

Küche und Aufbewahrungsräume. Die Unterbringung der Küche in der baulichen Anlage spielt eine wichtige Rolle. Sie soll für die Hausfrau und für die Dienstboten von der Wohnung sowohl, als von den äußeren Zugängen leicht erreichbar sein, sie soll aber auch nicht so gelegen sein, daß die beim Kochen entstehenden Gerüche die Amts- und die Wohnräume erfüllen und die Bewohner belästigen. Diese Übelstände im Einfamilienhause ganz zu beseitigen, ist außerordentlich schwer, zumal denselben von seiten der Dienstboten nicht die nötige Beachtung geschenkt wird.

Die für die Küche und die Speisekammer bevorzugte Lage ist die Nordseite. Ob die Küche im Erdgeschoße oder im Obergeschoße vorzuziehen ist, muß von den örtlichen Ver-

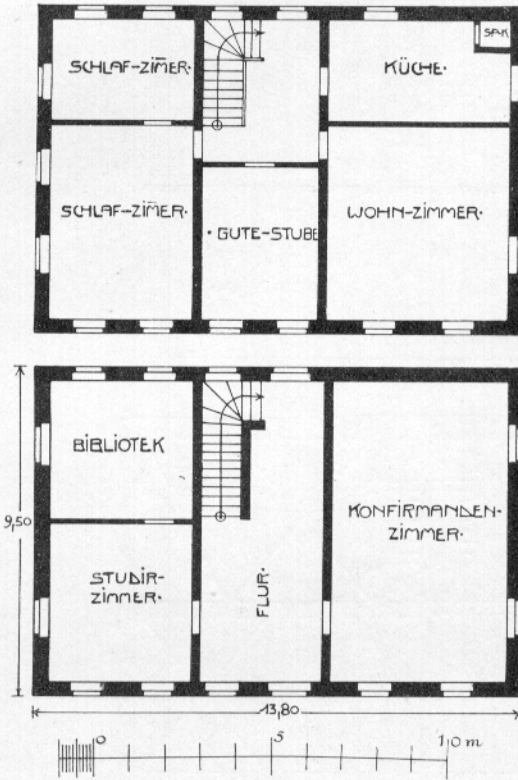


Abb. 10 u. 11. Ober- und Erdgehoß eines alten Pfarrhauses.

Gutes Beispiel.

funden, von denen sich der Senkingerd eine großen Beliebtheit erfreut. Außerste Sauberkeit soll in der Küche zu finden sein, darum gebe man eine genügende Beleuchtung, die auch für Ecken und Winkel noch ausreicht. Ein Wandschutz von 1,50 m Höhe, bestehend aus Fliesen oder aus Ölfarben- oder Emailanstrich, ist sehr zu empfehlen. Als Fußboden verwende man Fliesen- oder Terrazzobelag, der an den Fensterseiten, wo man sich stehend oder sitzend viel aufhält, mit Linoleum belegt werden kann. Zur Ausstattung gehören noch ein Schrank, ein Tisch für die Zubereitung, eine Bank, einige Holzstühle, Ausgußbecken mit Zu- und Ablauf, sowie ein Spültisch und alle die Vorkehrungen für Aufbewahrung von Geschirre und Geräte. Ein Wandschrank zur Bergung der Besen, Hadern, Eimer, Wischkästen u. dergl. bildet eine Annehmlichkeit; dergleichen sind Nischen in starken Mauern zum Aufstellen des Topfwerkes sehr beliebt. Den Wänden gebe man hellen, den Möbeln und anderen Holzteilen mittelgetönte Anstriche.

Zur Aufbewahrung von allerlei Vorräten und Gegenständen für Wirtschaftszwecke sehe man neben der Küche, sowie im Keller reichlich Raum vor. Auch richte man eine Roll- und Plättkammer und einen Trockenraum im Dachgeschoße ein. Alle diese Räume müssen trocken, angemessen beleuchtet und lüftbar sein.

Aborte. In vielen Fällen wird der Abortanlage nicht die Beachtung zuteil, die ihr aus gesundheitlichen und sittlichen Rücksichten zukommt. Eine mißlungene Anlage kann zu schweren Übelständen und manchen Verlegenheiten führen, die bei richtiger Unterbringung nicht eintreten konnten. Der Abort liege der Sonnenseite abgekehrt, da, wo jeder Mensch ihn zu finden gewöhnt ist, dabei aber doch verborgen. Die Entleerung der Gruben darf keine großen, besonders störenden Umstände mit sich bringen. Die Gruben sind so einzurichten, daß das Eindringen von Gasen in die Wohnung unmöglich ist.

hältmaßen abhängig gemacht werden; beide Lagen haben manches für, aber auch manches gegen sich. Befindet sich die Küche im Erdgeschoß, so wird ihr ein Speisenaufzug mit Vorräum und ein besonderer Küchenausgang zu geben sein. Das letztere, in Verbindung mit einer Nebentreppe, würde auch erwünscht sein, wenn die Küche im Obergeschoße Unterkommen findet. In beiden Fällen sorge man für einen doppelten Abschluß gegen die übrigen Räume des Hauses, damit sich der Küchengeruch nicht im Hause verbreite.

Die Größe der Küche ist abhängig von dem Umfange des Haushaltes und noch davon, ob sie außer ihrem eigentlichen Zweck noch für den Tagesaufenthalt der Mädchen bestimmt ist. Für den Fall, daß kein besonderer Aufwaschraum eingerichtet wird, sind 15—18 qm Grundfläche zu rechnen. Für wirksame Lüftung ist Sorge zu tragen, um die mitunter höchst lästige Wärme, sowie die unangenehmen Küchendünste zu entfernen. Den Hauptgegenstand der Einrichtung in der Küche bildet der Kochherd, der in manchen Gegenden gemauert, also aus Kacheln gesetzt wird. In jüngster Zeit haben mit gutem Erfolge die eisernen Herde viel Aufnahme ge-

Auf alle Fälle gehört der Abort an eine Umfassungswand, der Beleuchtung sowie der Lüftung wegen.

Aborte mit Wasserpflüfung oder mit Streuapparaten brauchen nicht übereinander zu liegen, wie es bei gewöhnlichem Schlotenrohr Bedingung ist. Man sehe für jedes der beiden Stockwerke, im Obergeschoße in der Nähe des Bades, einen Abort vor. Eine Breite von 1,20—1,50 m und eine Tiefe von 1,80—2,40 m reichen aus, welche Maße noch etwas geringer genommen werden können, wenn dem Abort ein kleiner Vorraum mit Waschgelegenheit beigegeben wird. Linoleumbelag für den Fußboden ist sehr geeignet.

Die Fenster lege man seitlich vom Sitz an, so daß die benutzende Person von außen nicht gesehen werden kann.

Das ländliche Pfarrhaus bedarf äußerlich nur geringer Mittel, es soll sich schlicht und ehrlich, ohne unechten Aufputz von seiner mit Bäumen und Sträuchern bepflanzten Umgebung abheben, es soll sich von diesen zieren lassen und in deren Gemeinsamkeit ein Großes bilden.

Die vorstehenden Ausführungen stellen die Summe alles dessen dar, was von einem Pfarrhaus gefordert werden kann. Keinesfalls soll indessen gesagt sein, daß in jedem einzelnen Falle bezüglich der baulichen Anordnung und der inneren Ausstattung alles das als unerläßliche Anforderung zu stellen sei, was erwähnt ist. Es sollen damit lediglich Anhaltspunkte gegeben sein, wie man in dem oder jenem Falle bei der Planung bezüglich des einen oder des andern Punktes vorzugehen hat.

II. Die Schule.

Während die Dorfkirche und das Pfarrhaus, sowie das Bauernhaus eine viele Jahrhunderte alte Entwicklung aufzuweisen haben, die ganz langsam und allmählich von Stufe zu Stufe gelangt, nimmt die Dorfschule, als jüngstes Gemeindebauwerk, eine andere Stellung ein. Sie kam aus ihren Anfängen schnell heraus, entwickelte sich besonders im letzten Jahrhundert zu einem neuen Ausdrucke des öffentlichen Lebens und wurde durch staatliche Fürsorge und durch Konkurrenzen zur Gewinnung vorbildlicher Unterlagen und nicht zuletzt durch Veröffentlichungen in technischen Zeitschriften außerordentlich gepflegt und gefördert.

Kannte man noch vor dem Dreißigjährigen Kriege den hohen Wert einer einigermaßen abgeschlossenen Volksbildung wenig und bedurfte es eindringlicher Maßnahmen seitens der Fürsten, einen geordneten Schulbesuch einzuführen, so brach sich doch bald nach diesem die Erkenntnis von der hohen Bedeutung einer Volksschulung Bahn. Eine der ersten Verfügungen auf diesem Gebiete stellt die Kirchenordnung des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg aus dem Jahre 1662 dar, welche die Einrichtung von Schulen in den Dörfern verordnete.

Keineswegs waren die Anweisungen, die nun auch in anderen Ländern folgten, teils schon, wie in Amerika 1642, vorhergingen, von Anregungen oder Vorschriften begleitet über das Schulbauwesen, über die bauliche Herstellung und die Einrichtung der Schule. Man hielt alte vorhandene Gebäude, die für andere Zwecke errichtet waren, oder auch nur Räume davon noch für gut genug, die heranwachsende Jugend im Elementaren zu unterrichten. Kam es aber zu einem Schulneubau, so lehnte man sich treu an alte Überlieferungen an und bildete ihn aus dem Bauernhause heraus; er bekam wie jenes eine geräumige Flur, von der nach oben zur Wohnung die Treppe führte, wenn nicht in ganz kleinen Verhältnissen die Wohnung des Lehrers sich mit im Erdgeschoße befand (Abb. 12) oder gar das Schulzimmer einen wesentlichen Teil der Wohnung bildete. Man brachte die Schulzimmer unter, wo und wie man konnte; man fragte nicht nach Größe, nach der Lage, auch wenig nach Beleuchtung und Heizung und noch viel weniger nach der Lüftung des Schulraumes. Erst in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts

wendete man behördlicherseits diesem hochwichtigen Gebiete mehr Aufmerksamkeit zu. 1836 erschien die Lorinser'sche Schrift: „Zum Schutze der Gesundheit in den Schulen“, welche auf die Nachteile hinwies, die der lernenden Jugend aus den mangelhaften Einrichtungen in den Schulen erwuchsen.

Trotz des ungeheuren Aufschwungs, den das Schulbauwesen in Deutschland und anderen mit ihm wetteifernd um den Besitz geistiger Güter ringenden Ländern nahm und trotz der sich mehr und mehr zum Sonderfach herausbildenden Bauwissenschaft, ist bis jetzt noch keine Normalform gefunden worden.

Die dies bedingenden Momente sind in den örtlichen und klimatischen Verhältnissen, in den Sitten und Gewohnheiten der Bevölkerung, in dem Wechsel der Anschauungen über die Erfordernisse zu suchen. Dabei treten noch die Größe und Form des Bauplatzes und die verfügbaren Geldmittel als wesentlich ausschlaggebende Faktoren auf. Besonders geltend macht sich dies in Deutschland, wo in den meisten Fällen die niederen Schulen auf Kosten der Gemeinden gebaut und unterhalten werden. Mit den hieraus erwachsenden Verpflichtungen hat es leider manche Gemeinde nicht oder nur sehr wenig ernst genommen. Wohl fehlten seither genügende Anhaltspunkte, dem Bauprogramm ländliche Verhältnisse zugrunde zu legen, oder es im Sinne der Tradition auszuarbeiten, so daß man sich genötigt zu sein glaubte, die Stadtschule als Vorbild anzusehen und deren Bauweise und Einrichtung auf das Land zu übertragen. Selbst da, wo gesunde Ansätze zu einer selbstständigen Entwicklung vorhanden waren, wurden sie verdrängt durch die bei den Ortsbehörden wie bei dem Privatmann künstlich herangezüchtete Anschauung, nach städtischen Mustern in „monumentalem“ Ausdruck bauen zu sollen. Unglaublich große Summen sind infolge dieser Anschauung verausgabt und unwirtschaftlich angelegt worden, so daß heute gar manche Gemeinde unter der Last der aufzubringenden Zinsen seufzt. Aber auch in anderer Beziehung hat diese Anschauung beklagenswerte Zustände mit sich gebracht, die an dieser Stelle nicht übersehen werden dürfen. Da, wo manchmal ein in ländlicher Schlichtheit aus den örtlichen Verhältnissen heraus entstandenes Schulgebäude stand, das nur räumlich unzulänglich war, im übrigen seinem Zwecke noch auf Jahre hinaus entsprochen hätte, oder dessen etwaige Mängel man mit einigen Mitteln hätte beheben können, erhebt sich ein Schulbau, der Stadtschule genannt sein möchte. Die außergewöhnliche Höhenentwicklung verschafft ihm eine unangenehm herrschende Stellung den anderen mäßig hohen Gebäuden gegenüber. Er drückt hart und rücksichtslos wie ein Fabrikbau auf seine nächste Umgebung. Das Tal mit seiner Architektur, jener aus Italien entlehnte, mißverständene Bierat, der wohl in guter Form in der Stadt noch anwendungszulässig ist, vermag daran nichts zu bessern. Der Bau sitzt fremd in der Landschaft, fügt sich dieser nicht unterordnend ein und wird ein Fremdling bleiben nicht allein für die Gegend, auch für das zum Vergleichen geeignete Kind, das nur an einfache, heimische Formen gewöhnt ist.

Ein Beispiel dafür, ein zu hunderten auf dem Lande anzutreffender Schulbau, ist in Abb. 13 und 14 zu sehen. Dieser Schulbau eines Ortes mit 1400 Einwohnern verursachte der Gemeinde etwa 80 000 Mark Baukosten, ohne Inventar. Der Bau ist ca. 40 m lang, 11 m breit und enthält 5715 cbm umbauten Raum. Nach allgemeinen Erfahrungssätzen kostet ein Kubikmeter umbauten Raumes bei Schulen in dieser Ausführung 14 Mark, mithin der ganze Bau rund 80 000 Mark. Dieser Bau hat alle die vorerwähnten tadelnswerten Eigenschaften aufzuweisen und dient seiner Umgebung kaum zur Zierde.

Wie man diese Mängel hätte beseitigen können ist in Abb. 15 und 16 darzustellen versucht.

An Stelle des langgestreckten hohen Schulbaues (Abb. 14), der den wartenden oder spielenden Kindern keinen Schutz gegen Wind und Regen bietet, einen traulichen, zugfreien Spielplatz überhaupt vermissen läßt, tritt ein kürzerer, wenig hoher Bau, der aber so gruppiert ist, daß ein Flügel den Schulhof einschließt, gegen Zugluft schützt und den wartenden Kindern ein Obdach bietet. Dieser Bau enthält nur 3900 cbm umbauten Raum. Rechnet man auch hier das Kubikmeter zu 14 Mark, obwohl sich der

Preis zufolge größerer Einfachheit geringer stellen wird, so ergibt sich für diesen ein Kostenaufwand von 56 000 Mark.¹⁾

Angeichts dieses Ergebnisses muß man sich mit Recht erstaunt fragen: Ist denn niemand da, der wenigstens diejenigen Gemeinden berätet, die eine Aufklärung suchen und Belehrung annehmen wollen? — Leider noch nicht! Diejenigen Stellen, die in erster Linie dazu berufen wären, liegen selbst noch mehr oder weniger im Banne jener verwerflichen Anschauung. Es werden erst noch viele Summen, die man sparen könnte, aufgewendet werden, ehe eine Klärung, eine Wendung zum Besseren eintritt.

* * *

In den Schulen kleinerer Ortschaften und Dörfer findet der Unterricht der Knaben und Mädchen in gemeinsamen Schulgebäuden statt, und zwar sind entweder die Schulzimmer für jedes Geschlecht getrennt oder die Einrichtung ist so, daß beide Geschlechter in jeder Klasse gemeinsam unterrichtet werden. In diesem Falle bleibt das Klassenzimmer in seinem räumlichen Bestande bei uns unverändert, während in manchen ausländischen Schulen die Lehrzimmer durch niedrige, leichte Scheidewände oder nur durch Vorhänge in Unterabteilungen zerlegt werden. Dahin, wie es bei größeren Schulen der Fall ist, für die Geschlechter getrennte Eingänge, Treppen und Fluren anzulegen, wird es wohl selten kommen, da eine derartige Einrichtung zu wesentlich höherem Kostenaufwand führt und übrigens auf dem Lande das Bedürfnis einer räumlichen Trennung nicht in dem Grade auftritt wie in den städtischen Schulen.

Wird indessen eine Trennung doch erforderlich, so lege man in den mehrklassigen Schulen die Abteilungen in zwei selbständigen Flügeln des Schulhauses an und versee jede Abteilung für sich mit Eingang, Treppe, Hof, Bedürfnisanstalten, Garderoben u. dergl. Ist eine derartige, also lotrechte Trennung der Abteilungen nicht angängig, so lege man die Mädchenabteilung in das Erdgeschoß, die Knabenabteilung in das Obergeschoß.

In früherer Zeit pflegte man, um an Baukosten zu sparen, im Schulhause für andere Gemeindezwecke Räume mit vorzusehen, wie Gemeindeämter, Spritzenhäuser u. a. m. Ein derartiges Zusammenlegen erscheint, zumal in kleineren Verhältnissen, durchaus zweckmäßig und geboten, da hierdurch nicht allein an Anlagekapital, sondern auch an Unterhaltungs- und Verwaltungskosten gespart wird. Siehe Abb. 17.

Das Schulzimmer als Grundelement des Schulhauses dient entweder für den Unterricht der ortszugehörigen Kinder sämtlicher schulpflichtigen Jahrgänge oder nur eines Teiles oder für den Unterricht der Kinder eines Jahrganges, oder für eine bestimmte, durch Gesetz oder Herkommen geregelte Anzahl von Schülern und Schülerinnen. Die Zusammenfassung einzelner Jahrgänge — gewöhnlich sind es deren zwei oder drei — ist für die Dorfschule am meisten gebräuchlich; die Vereinigung aller schulpflichtigen Kinder in einem Schulzimmer kommt nur in ganz kleinen Verhältnissen vor.

* * *

Die Lage des Bauplatzes ist so zu wählen, daß das Schulhaus möglichst in der Mitte des Schul- oder Ortsbezirkes, aber abseits der dichten Bebauung, freistehend zu liegen kommt. Hochwasserfreie Lage des Platzes, sowie trockene Beschaffenheit des Untergrundes und eine ausreichende Entfernung von allen lärmenden oder raucherzeugenden Gewerbebetrieben und guter ungehinderter Lichteinfall in die Schulzimmer bilden die Hauptanfordernisse für eine Schulanlage. Nach dem Reichsgewerbegesetz dürfen gewerbliche Anlagen, deren Betrieb mit ungewöhnlichem Geräusch verbunden ist, in der Nähe von Schulgebäuden bloß mit besonderer Erlaubnis und nur bedingungsweise errichtet werden.

¹⁾ In Abb. 15 sind die Schulbänke sehr weit gestellt. Mit Leichtigkeit könnte man in den Zimmern ebenso viele Kinder unterbringen, wie bei dem Beispiel Abb. 18, wo die Zimmergröße die gleiche ist, also 55 bzw. 56. Das ergibt zusammen 222 Kinder. Auf jedes entfallen 56 000 : 222 = 252,25 Mark der Bau summe. Mithin würde bei 240 Schülern (wie es in Abb. 13 der Fall ist), sich der Preis auf $240 \times 252,25 = 60540$ Mark stellen, also noch 19 460 Mark billiger als bei letzterem Beispiel (Abb. 13 u. 14).

Das Grundstück soll in seiner Größe so bemessen sein, daß eine vorteilhafte Stellung des Schulhauses in bezug auf die Himmelsrichtungen angeordnet werden kann. An Verkehrsstraßen ist ein möglichst tiefer Vorgarten, von fremden Gebäuden ein Abstand von 15—20 m vorzusehen. Auf das Vorhandensein guten Trinkwassers, insofern letzteres nicht einer Wasserleitung entnommen werden kann, ist besonderer Wert zu legen und der etwa abzuteufende Brunnen gegen ober- und unterirdische Verunreinigungen sorgsam zu schützen.

Um die Erschwernisse und Mehrkosten einer unnötig tiefen Gründung des Schulbaues zu vermeiden, ist in technischer, wie finanzieller Beziehung die Tragfähigkeit des Baugrundes genügend zu erwägen und zu beachten. Eine rechteckige Grundstücksform ist die geeignetste, wobei noch zu beachten bleibt, daß diese für das Unterbringen von Nebengebäuden und für etwaige zukünftige Erweiterungen der Schule Möglichkeit bietet.

Nach der Erfüllung dieser Grundregeln hat sich der Plan jedesmal den örtlichen Verhältnissen und Bedürfnissen anzupassen. Es ist wohl zu überlegen, ob es ratsam ist, die Schule gleich bei der ersten Bauanlage auf diejenige Größe zu bringen, welche für die volle Entwicklung der Schule nötig ist, oder ob eine wesentliche Ersparnis erzielt werden kann, wenn der Bau zunächst auf einen Teil der ganzen zukünftigen Anlage beschränkt wird. In letzterem Falle ist die sparsame und bequeme Ausführbarkeit einer Erweiterung in den Plan zu ziehen und dabei besonders zu berücksichtigen, daß der Schulbetrieb durch den späteren Ausbau so wenig wie möglich gestört wird.

Die bauliche Anordnung der Schulen unterliegt einer sehr verschiedenen Beurteilung, je nachdem diese erfolgt vom Standpunkte der Schulverwaltung, des Unterrichtswesens, der Gesundheitspflege, der technischen Zweckmäßigkeit, der Ästhetik oder der Rücksichtnahme auf die verfügbaren Geldmittel.

Den Hygienikern ist in neuerer Zeit auf die bauliche Gestaltung und innere Einrichtung der Schulen ein um so größerer Einfluß eingeräumt worden, je mehr sich die Erkenntnis Bahn gebrochen hat, wie wichtig es ist, der körperlichen Entwicklung der Kinder in der Schule und während der Schulzeit jeden möglichen Vorschub zu leisten und die Nachteile, welche infolge mangelhafter baulicher Anlage und Ausstattung besonders dem Sehvermögen und der Körperbildung der Kinder erwachsen können, fernzuhalten.

Nicht allein in dieser Beziehung haben sich die Ansprüche an den Schulhausbau gesteigert, sondern es treten noch diejenigen hinzu, die die neuzeitliche Technik mehr und mehr geltend macht. Man ist ferner bemüht, den bedeutsamen Zweck des Schulhauses durch angemessene Geräumigkeit der Flure, der Zimmer und Treppen, der Vorhalle, des Hofes und durch eine schlichte, würdige Gestaltung der Außenseiten zum Ausdruck zu bringen, und immer mehr verschafft sich die Ansicht Geltung, daß die Schulhäuser innen und außen den Kindern in bezug auf Dauerhaftigkeit, Reinlichkeit, architektonische Traulichkeit als Muster dienen und dem Orte, in welchem sie stehen, zur Zierde gereichen sollen. Die zweckmäßige Innengestaltung soll sich nach außen in klarer Weise wahrheitsgetreu widerspiegeln. Auf keinen Fall soll das Äußere auf Kosten einer gediegenen, geschmackvollen Innenausstattung unangemessenen Fassadenschmuck erhalten, was zu einem falschen Rückschluß Veranlassung geben und die Wahrheitsliebe seiner Bewohner erschüttern würde.

Das Schulhaus soll innen wie außen harmonisch und heimatisch in Form und Gestaltung sein. Die Räume, in denen das Kind viele Jahre seines Lebens zubringt, dürfen einen behaglichen Eindruck nicht vermissen lassen; sie sollen hell und in der Farbe wohlthuend wirken. Das Kind soll nicht nur den Sinn für Ordnung, wenn dies nötig ist, sondern auch den Sinn für Schönheit aus der Schule mit nach Hause und mit sich in das Leben tragen.

Hinsichtlich der Himmelsrichtung, nach welcher die Fenster gelegen sein sollen, hat man viel gestritten. Je nach dem Klima des Ortes und nach der täglichen Schulzeit wird die Lage eine andere sein müssen. Geht man von der Annahme aus, daß ein Schulzimmer wenigstens einige Stunden der segensreichen Einwirkung der Sonnenstrahlen ausgesetzt sein soll, daß andererseits ein etwaiger Mangel an Sonnenwärme durch kräftige Heizvorrichtungen unschwer ausgeglichen werden kann, so darf man, wenigstens für gemäßigten klimatischen Verhältnisse, die Regel aufstellen, daß die Klassenfenster am besten nach Nordwesten oder für größere Schulen, die zweibündig angelegt sind, nach Nord-

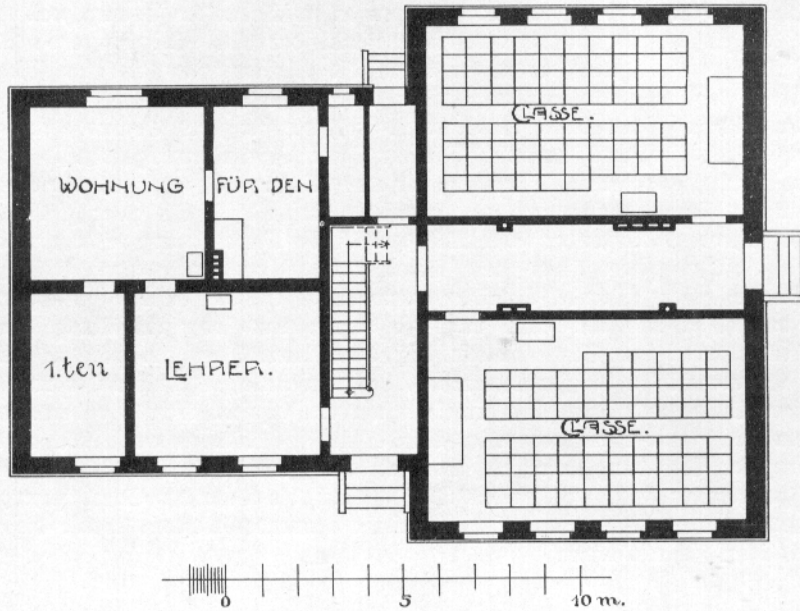


Abb. 12. Zweiklassiges Schulhaus mit Lehrerwohnung in der Provinz Posen.

westen und Südosten gerichtet sein sollen. Die Lage der Fenster nach Norden und Süden ist noch zuzulassen, die nach Südwesten wird jedenfalls zu vermeiden sein.

Die Schulzimmer ordnet man möglichst nur im Erdgeschoße an, was auf dem Lande leicht durchführbar ist, da der Arealerwerb, was die Kostenfrage anbetrifft, keine Schwierigkeiten bereiten kann. Bei Schulen größeren Umfanges ist in Erwägung zu ziehen, ob nicht Schulhausgruppen einer Schule, in der die Klassen in mehrere Geschosse verteilt werden sollen, vorzuziehen sind.

Die Baukosten für sich betrachtet werden sich in den meisten Fällen beim Schulhausgruppenbau niedriger stellen als beim Zentralbau, in dem große Treppenanlagen, breite Korridore, unnötiger Keller- und Bodenraum, stärkere Grundmauern und kräftigere Dachkonstruktion erforderlich werden.

Eine Schulhausgruppe kann aus zwei oder mehreren Einzelbauten bestehen, von denen jeder eine andere Schulgattung aufnimmt. Derartige Anlagen sind namentlich in Belgien und Frankreich unter der Bezeichnung „groupe scolaire“ und in Amerika unter der Bezeichnung „school block“ sehr gebräuchlich und dürften für unsere ländlichen Verhältnisse Beachtung zu finden haben. Es ist eine durchaus falsche, in manchen Lehrbüchern aber zu findende, auf unrichtiger Berechnung beruhende Behauptung, daß einheitliche Bauanlagen sich in der Herstellung billiger stellen als Gruppenanordnung, namentlich dann, wenn ein Beispiel, wie Abb. 18 zeigt, in Frage kommt. Denn eine Gruppe aus zwei zweiklassigen Einzelbauten (Abb. 18) kostet bei je 1716 cbm umbauten Raumes, das Kubikmeter zu 14 Mk. gerechnet, und zuzüglich der isoliert stehenden Abortanlage ca. 25 000 Mk., also bei zwei Einzelbauten $25\,000 \times 2 = 50\,000$ Mk. Rechnet man auch hier, wie auf S. 84, das Beispiel auf 240 Schüler um, so ergeben sich auf 1 Kind $50\,000 : 222 = 225,22$ Mk., auf 240 also $240 \times 225,22 = 54\,052,8$ Mk., während der Vierklassenbau Abb. 13 u. 14 ca. 80 000 Mk. Baukosten verursachen würde.

Bei der Auswahl der Baustoffe verdient das am Orte befindliche Material für die Verwendung den Vorzug. Die Benutzung von Bruchsteinen in einer gebirgigen, dem Transport Schwierigkeiten bietenden Gegend würde die Baukosten nur unnötig verteuern. Hier bediene man sich des Fachwerks, der Verbretterung oder Beschindelung. Holzbauten sind in den Gebirgsgegenden Oberbayern, Schwarzwald, Schweiz und Tirol, im Erz-

gebirge und im Harz landesüblich und verdienen da entschieden den Vorzug, weil das Holz oftmals das einzige vorhandene gute Baumaterial darstellt. Bei den ein-, höchstens zweigeschoßigen, niedrigen Bauten, in denen die Klassenzimmer nur im Erdgeschoße untergebracht werden, spielt die Feuergefährdung keine große Rolle.

Zur Sicherung des baulichen Bestandes ist, wie für jedes Gebäude, so auch für das Schulhaus, sorgsame Gründung, Schutz gegen Grundfeuchtigkeit und eine gute Wasserabführung erforderlich. Darüber, ob das Schulhaus ganz zu unterkellern ist, kann nur das Raumbedürfnis und die Kostenfrage entscheiden. Bei guter Isolierung des Erdgeschoßfußbodens dürften gesundheitliche Gründe die Unterkellerung nicht nötig machen.

Die Abführung des Haus- und Tagewassers ist notwendig für das Schulhaus. Zum Schutze gegen störende Schallübertragung müssen die Gebälke in angemessener Stärke ausgeführt und mit einer möglichst dichten Aus- oder Auffüllung von Sand oder einem anderen den Schall schlecht leitenden Material versehen werden. Aus dem gleichen Grunde müssen die Zwischenwände, welche Lehrklassen voneinander trennen, in der nötigen Stärke und Dichtigkeit hergestellt werden; insofern nicht besondere Vorsichtsmaßregeln durch Anordnung doppelter Wände mit schalldämpfendem Mittel oder durch schalldämpfende Bekleidung getroffen sind, wird eine Mauerstärke von 40 cm als notwendig zu erachten sein. Bildet das Dach zugleich die Decke der Schulzimmer, so ist darauf zu achten, daß zur Herstellung Baustoffe verwendet werden, welche die Wärme und den Schall schlecht leiten.

* * *

Die Größe des Schulzimmers ist natürlich abhängig von der Anzahl der in ihm zu unterrichtenden Kinder. Ist der Unterricht einheitlich, so dürfen bei Bemessung des Raumes die Grenzen nicht überschritten werden, innerhalb deren die Kinder von der hintersten Bank die Aufzeichnungen an der Wandtafel deutlich erkennen oder innerhalb deren der Lehrer sich, ohne seine Stimme auf die Dauer übermäßig anzustrengen, verständlich machen kann. Als normale Sehweite der Kinder ist etwa 8 m, als zulässige Sprechweite der Lehrer etwa 10 m anzunehmen. Zwar ist bei uns die Vorschrift getroffen worden, daß in Volksschulen 60 und in niederen Bürgerschulen 50 Kinder für eine Klasse die höchsten Zahlen darstellen sollen, indessen wird die Einhaltung dieser Vorschrift durch die Verhältnisse vielfach erschwert und zuweilen ganz unmöglich gemacht.

Der Flächenraum eines jeden Schulzimmers setzt sich zusammen aus dem Raume, welcher erforderlich ist für den Lehrer und die Schulkinder, für die Unterbringung der Möbel, für die Zwischengänge und, soweit keine Sammelheizung besteht, auch für die Heizvorrichtung.

Für die Aufnahme des Lehrersitzes und der für die Unterrichtszwecke nötigen Möbel, wie Klassenschrank, Wandtafel, Papierkorb u. a. m., sowie des etwa aufzustellenden Ofens wird die Länge der Klasse auf etwa 2 m in Anspruch genommen.

Das Schulgestühl — die Schulbänke — müssen sich den verschiedenen Körpergrößen der Kinder anpassen und zu diesem Zwecke in verschiedenen Gruppen vorgesehen werden. Unter Zugrundelegung der Tabelle von Spieß würde die Abstufung beispielsweise in neun verschiedenen Gruppen zu erfolgen haben, und es würden je drei Gruppen in gleicher Anzahl in jede Klasse einzustellen sein. Die Sitzgröße würde für jedes Kind in der Breite zwischen 50 und 60 cm, in der Tiefe, Bank und Tisch zusammengerechnet, zwischen 68 und 92 cm, im Mittel also 55 bzw. 80 cm betragen.

Der Gangraum ist davon abhängig, ob die Kinder auf zwei-, drei- oder mehrsitzigem Gestühl Platz finden, bzw. davon, in wie viele Reihen parallel zur Fensterwand das Gestühl gestellt wird. Die Breite der Gänge zwischen zwei- und mehrsitzigem Gestühl muß so groß sein, daß zwei Kinder aneinander vorbeigehen können, also etwa 60 cm. Eine etwas geringere Breite (etwa 50 cm) genügt für den Gang zwischen zweisitzigem Gestühl und ebenso für den Gang zwischen dem Gestühl und der Fensterwand, bzw. der Rückwand, für letzteren unter der Voraussetzung, daß die Rückwand der Klasse nicht, wie dies bisweilen der Fall ist, zur Aufnahme der Überkleider und Kopf-

bedeckungen (als Kleiderablage) der Kinder benutzt wird. Soll eine solche Benutzung stattfinden, so ist eine Verbreiterung dieses Ganges auf etwa 1,20 m notwendig. In gleicher Weise muß der Raum zwischen den Bänken und der Mittelwand, dessen Breite für den Verkehr der Kinder beim Betreten und Verlassen der Klasse ungefähr 1 m betragen sollte, wenn die Wand zum Aufhängen der Kleider benutzt werden soll, auf mindestens 1,20 m bemessen werden.

Stellt man diese Maße in Berechnung, und zwar für die Rückwand mit 50 cm und für die Gangwand mit 1 m, so ergeben sich für eine Klasse von 60 Schülern im Mittel folgende Abmessungen:

Zweifßiges	Gestühl in drei Reihen	10,54 m Länge und	6,06 m Tiefe;
dreifßiges	" " zwei "	10,54 " " "	5,46 " "
vierßiges	" " " "	8,94 " " "	6,66 " "
fünßiges	" " " "	7,30 " " "	7,80 " "

Man unterscheidet Langklassen, wenn die Tiefe kleiner als die Länge ist, Quadratklassen und Tiefklassen, wenn die Fensterseitenlänge kürzer als die Tiefe ist. Die beiden letzteren Arten sind zu vermeiden; Langklassen erhalten am besten das Verhältnis 2:3 im Grundriß.

Aus den Abmessungen ergibt sich der auf jedes Schulkind entfallende Flächenraum im Durchschnitt zu 0,8 qm und, unter Berücksichtigung der lichten Höhe des Zimmers (mindestens 3,50 m), der Luftraum im Durchschnitt zu 3 cbm.

Das Licht soll dem Schulzimmer nur von einer Seite, und zwar in der Richtung nach dem Lehrer gesehen, von links zugeführt werden. Die Lichtmenge kann nicht reichlich genug vorgegeben werden, weil die Kinder auf mehreren, der Fensterwand parallel stehenden Sitzreihen Platz finden, die letzte Reihe also schon in einen beträchtlichen Abstand von den Fenstern zu stehen kommt. Daher gilt als Regel, die Fenster auf der ganzen Längswand der Klasse in gleichmäßiger Verteilung so breit und hoch wie möglich anzuordnen. Um die Ablenkung zu vermeiden, welche den Kindern durch den Ausblick aus den seitlichen Fenstern erwächst, gebe man den letzteren tunlichst hohe Brüstung. Die Breite der Fensterpfeiler nehme man nicht größer als 1,20 m an. Die Gesamtfläche der lichten Fensteröffnungen beträgt mindestens $\frac{1}{6}$ der Grundfläche des Schulzimmers. Der Fenstersturz soll der Decke so nahe liegen wie die bauliche Konstruktion irgendwie gestattet; auch empfiehlt es sich, die Fensteröffnungen durch Abschrägung der Leibungen nach innen zu erweitern. Dichtschließende, solide Fenster aus Holz mit eisernen Sprossen sind ganz eisernen Fenstern vorzuziehen, da letztere vollständig zugfrei kaum auszuführen und der leidigen Rostbildung wegen unvorteilhaft sind.

Bei gemäßigten klimatischen Verhältnissen erscheint die Anwendung von Doppel- oder Winterfenstern nicht ratsam, weil sie die Erhellung und die natürliche Lüftung beeinträchtigt; auch ist die Handhabung der doppelten Fenster, die Reinhaltung, die Entfernung der Fenster zur Sommerszeit und ihr Wiedereinsetzen zur Winterszeit mühsam und kostspielig. Bei der einfachen Verglasung besteht allerdings der Nachteil, daß die an der Fensterseite sich senkende Luftsäule von den in der Nähe der Fensterwand sitzenden Kindern zuweilen als Zugluft empfunden wird. Das ist aber auch bei Doppelfenstern nicht vollständig zu vermeiden. Die Fenster sind mit zweckmäßigen Vorkehrungen zur Ableitung des Schweißwassers und zur Feststellung der Fensterflügel in geöffnetem Zustande zu versehen.

* * *

Von außerordentlichem Werte für die Gesundheit und für das Wohlbefinden des Kindes und nicht zuletzt für eine unverminderte Aufmerksamkeit der Schüler und Schülerinnen, die in einem verhältnismäßig kleinen Raum zusammengedrängt sitzen und deren Ausatmung unvermeidlich eine Luftverderbnis mit sich bringen muß, ist eine kräftige und regelmäßige Erneuerung der Luft im Schulzimmer.

Schon früher ist auf die Notwendigkeit hingewiesen worden, das Schulhaus in gesunder, staub- und ruffreier Lage zu erbauen, damit die den Schulzimmern zugeführte

Luft, die doch selbstverständlich niemals besser sein kann, als sie eben das Schulhaus umgibt, rein und gesundheitszutraglich ist. Als besonders dringend muß die Notwendigkeit anerkannt werden, in den Luftzuführungskanälen, im Keller, auf den Fluren und Treppen für die größte Sauberkeit Fürsorge zu treffen.

Am besten entnimmt man die frische Luft unmittelbar aus dem Freien, für kleine Anlagen durch Öffnungen in den Umfassungswandern, für größere durch Kanalführungen. Die Luftwege müssen zugänglich sein, um die Beseitigung des Staubes durch Abfegen der Wandungen zu ermöglichen. Bezüglich des Feuchtigkeitsgrades der zuzuführenden Luft bestehen die verschiedensten Anforderungen. Als Regel nimmt man an, daß ein Feuchtigkeitsgehalt von 35 bis 45 % der vollkommenen Sättigung zweckmäßig ist. Bei Ofenheizung ist die Befeuchtung der Luft mit Schwierigkeiten verknüpft, da keine regelbaren Wasserflächen vorhanden sind; bei Sammelheizung kann die Luftbefeuchtung durch Anbringen von Wassergefäßen in und über den Heizkörpern und in den Warmluftkanälen durch Zuführung von Wasser in Dampfform, am besten aber durch Wasserzerstäubung bewirkt werden.

Damit den in der Nähe der Einströmungsöffnungen sitzenden Kindern die Zuführung der frischen Luft nicht beschwerlich falle, ist für deren Vorwärmung Fürsorge zu treffen. Eine dahingehende Vorkehrung ist zweckmäßig mit der Heizung in Verbindung zu bringen.

Die Abführung der Luft aus den Klassen erfolgt durch Kanäle, die am besten in die starken Mittelmauern gelegt, in denselben aufwärts führen und entweder im Dachboden ausmünden oder besser in einen Sammelkanal zusammengezogen über das Dach geführt werden. Wenn die Ausmündung der Kanäle im Bodenraum erfolgt, ordne man in demselben eine Abzugsöffnung an. Diese auf natürlichem Wege beruhende Lüftung der Schulzimmer, die lediglich auf den Temperaturunterschied zwischen der Innen- und Außenluft angewiesen ist, kann nur eine beschränkte sein, so daß sich während der Sommerzeit eine wirksame Lüftung nur durch Zuhilfenahme der Fenster und Türen erreichen läßt. Sehr vorteilhaft hat sich das Einsetzen von Gazefensterflügeln in das Fenstergerüste bewährt.

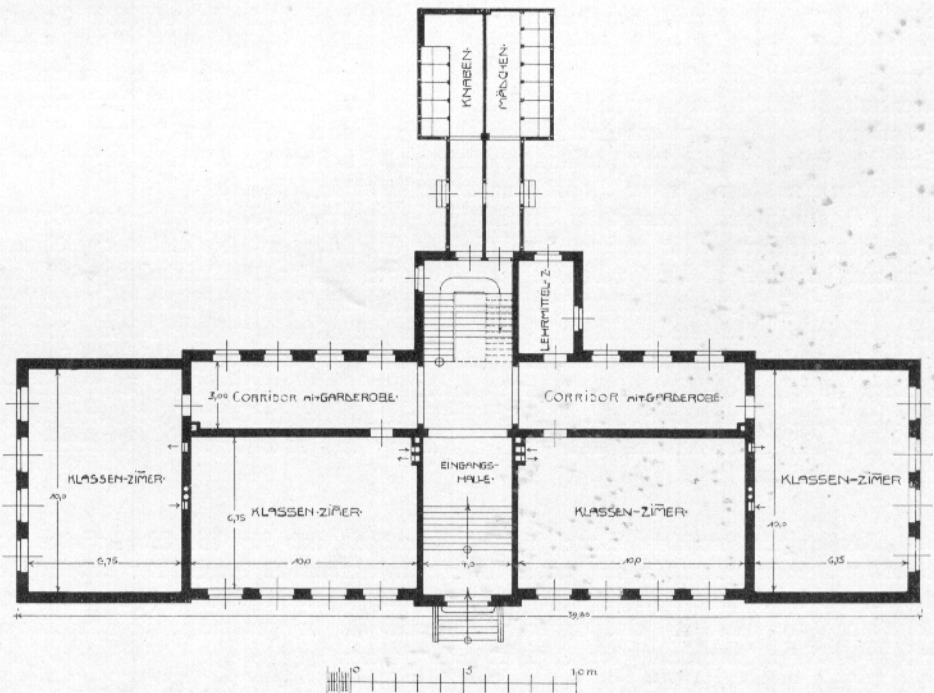


Abb. 13. Grundriß einer vierklassigen Landschule mit Lehrerwohnungen.

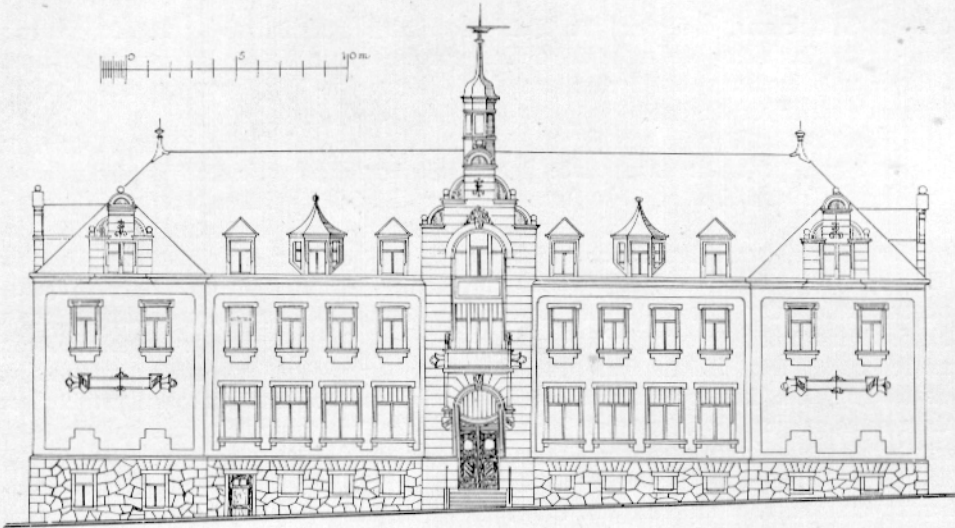


Abb. 14. Ansicht einer vierklassigen Landchule mit Lehrerwohnungen.

Wird nicht empfohlen.

Während der Winterszeit läßt sich eine Steigerung des Luftabzuges unter Anwendung des patentierten Kühnschen Wärmerückstrahlers für Heizkörper oder Zimmeröfen ermöglichen. Jedes Schulzimmer muß mit einer selbständigen Heizvorrichtung versehen sein, durch welche eine Erwärmung der Zimmerluft auf 17—20° C. bei jeder vorkommenden Außentemperatur stattfinden und dauernd erhalten werden kann.

Für die Beheizung der Schule kann entweder eine örtliche — für kleine Verhältnisse — oder eine Sammelheizung — Zentralheizung — in Frage kommen. Die erstere hat den Nachteil, daß das Schulzimmer durch das Einbringen des Brennstoffes, durch Rauch und Asche verunreinigt wird, daß der Betrieb der Heizung den Unterricht stört, daß die Heizung zum Nachteil der einheitlichen und sachgemäßen Bedienung derselben den Lehrern und Schülern überlassen ist und daß der Ofen einen nützlichen Platz fortnimmt. Außerdem läßt sich eine kräftige Lüfterneuerung mit Vorwärmung und Befeuchtung kaum ermöglichen.

Jede Schulheizung soll so angelegt sein, daß eine leichte und sichere Regulierung der zuzuführenden Wärmemengen erfolgen kann. Bei Ofenheizung ist daher der Kachelofen nicht zu empfehlen, weil dessen Wärmeabgabe bei etwaiger Überheizung nicht zu mindern, das Heizvermögen andererseits, wenn vorher zu schwach geheizt wurde, nur langsam zu verstärken ist; auch werden die in der Nähe des Ofens sitzenden Kinder durch Wärmestrahlung stark belästigt. Mit eisernen Regulierfüllöfen, die eine äußere Blechummantelung aufweisen, hat man noch die besten Resultate erzielt, weil sie einen großen Heizeffekt und eine leicht zu regelnde Feuerung haben. Der Zwischenraum zwischen dem Heizkörper und dem Blechmantel kann zur Vorwärmung der Frischluft, deren Zuführungskanal am Sockel des Ofens anzuschließen ist, und zur Aufnahme eines Wassergefäßes für die Luftbefeuchtung benutzt werden; der Blechmantel hebt jede belästigende Strahlung auf.

Von allen den verschiedenen Sammelheizungen für Schulen, als da sind: Luftheizung, Heißwasser- und Dampfheizung, Niederdruck-, Mitteldruck- und Hochdruck-Wasserheizung, Hochdruckdampfheizung, Dampfwasserheizung und Niederdruck-Dampfheizung, hat sich am besten die letztere bewährt. Diese arbeitet bei ununterbrochener Feuerung mit einem ganz geringen Dampfüberdruck (etwa $\frac{1}{5}$ Atmosphäre), also mit offenem Standrohr am Kessel, ohne jede Explosionsgefahr, mit Temperaturen von weniger als 100° C. in den Heizkörpern und mit geringer Kondensation in den Röhrenleitungen. Von den in den Räumen zur Aufstellung gelangenden Heizkörpern hat sich das Radiatorensystem als das geeignetste erwiesen. Die Heizkörper finden ihren Platz in der Regel

an der Mittelwand, weil die zum Betriebe erforderlichen Dampf- bzw. Wasserröhren dort gegen Einfrieren besser geschützt sind und die ganze Anlage zusammengedrückter billiger und bequemer ausführbar wird, als wenn die Heizkörper in den Fensterleibungen untergebracht sind.

Über die Ausführung der Wände, Türen, Fußböden und Decken ist im allgemeinen folgendes zu sagen: Die Außenwände sind bei Steinausführung so stark zu konstruieren, daß keine Niederschläge auf der Innenseite der Wände sich bilden und zu Schimmelbildungen Anlaß geben können. Der innere Wandputz soll so glatt wie möglich hergestellt werden, damit der Staub auf demselben nicht anhaftet. Den unteren Teil der Wände, etwa 1,5 m hoch, läßt man der besseren Haltbarkeit wegen mit Zementzusatz putzen. Alle Ecken sind in vorteilhafter Weise durch hölzerne Eckverkleidungen gegen die sonst unvermeidlichen Beschädigungen zu schützen. Die Zimmertüren sind einflügelig mindestens 1 m im Lichten breit und 2 m hoch herzustellen und müssen nach außen aufschlagen. Die Ausgangstüren müssen sich jedenfalls nach außen öffnen; bei zweiflügliger Anordnung müssen die Riegel des feststehenden Flügels so konstruiert sein, daß sie leicht mit der Hand aufgezo-gen werden können.

Den Fußboden nehme man aus Rücksicht auf Dauerhaftigkeit und Staubverminderung aus Kiefer, wenn nicht aus Eiche, und zwar aus schmalen Bretchen. Soll aber der minderwertige fichtene Fußboden zur Verwendung kommen, so nehme man schmale Streifen, damit keine breiten Schwindfugen entstehen können, aus denen beim Begehen des Fußbodens der Staub aufwirbelt, der die Zimmerluft verunreinigt. Fußböden auf Kellergewölben und ebenso in nicht unterkellerten Klassen sind besser auf Betonunterlage in Asphalt herzustellen, als auf Lagerhölzern. In größeren Schulbauten verwendet man in neuester Zeit selten Balkendecken, mehr die Massivdecke. Wohl gewähren letztere eine größere Feuer-sicherheit, zu welchem Vorteil noch derjenige kommt, daß das Einnisten von Ungeziefer in die Fußbodenkonstruktion und ein Aufstauben, wie es bei Holzfußboden infolge der Ausfülle nicht gänzlich zu beseitigen ist, ausgeschlossen erscheint, aber die Schall-dichtigkeit wird kaum vergrößert, und der Preis ist auch ein höherer als bei den Balkendecken. Aus diesem Grunde wird man bei kleinen Schulbauten selten dazu kommen, eine Massivdecke zur Anwendung zu bringen. Alle Vorsprünge an Decken und Wänden sollten zur Verhinderung der Staubablagerung vermieden werden.

Für die Anordnung der Kleiderablagen, die in den älteren Schulen fast ausnahmslos in den Schulzimmern an der Rückwand angebracht waren, wähle man, wenn irgend zugänglich, die Flur, im Interesse der Ordnung und Reinlichkeit sowohl, als auch um die Ausdünstungen der Überkleider, namentlich im Winter, aus dem Schulzimmer fernzuhalten. Ist ein klassenweises Abteilen der Kleiderablagen durch Anordnung von verschließbaren Schränken auf der Flur des Kostenpunktes wegen nicht möglich, so bringe man Haken in Reihen mit fortlaufenden Nummern für jedes in dem betreffenden Zimmer befindliche Kind an. Raumersparnis ist es in diesem Falle, die Haken an der Fensterwand zu befestigen; zu diesem Zwecke werden die Brüstungen der Fenster so hoch über Fußboden geführt, daß die Hakenreihe in angemessener Höhe angebracht werden kann. Die gegenüberliegende vom Fenster gut beleuchtete Wand verbleibt dann für wertvollere Zwecke. Zum Öffnen und Schließen der Fensterflügel bediene man sich in diesem Falle einer mechanischen Einrichtung.

Wascheinrichtungen sind seither in den Schulen wenig gebräuchlich, man wendet ihnen aber, überzeugt von dem großen Nutzen, in unserer Zeit volle Aufmerksamkeit zu und führt sie hier und da bereits ein. In englischen Volksschulen werden die Kinder angehalten, beim Eintritt in die Schule Gesicht und Hände zu waschen; die Waschräume sind so bemessen, daß gleichzeitig je zwanzig Kinder die Waschstände benutzen können.

Für die Lehrerschaft und für die Schulkinder sind die Bedürfnisanstalten nach den Geschlechtern zu trennen und so zu legen, daß sie leicht beaufsichtigt werden können, daß die Kinder keine weiten Wege zurückzulegen haben und während der Benutzung gegen starken Temperaturwechsel geschützt sind. Als ratsam erscheint, die Bedürfnisanstalten für die Schulkinder außerhalb des Hauses in besonderen, nach Möglichkeit mit den

Schulen verbundenen Gebäuden anzulegen. Für die Lehrerschaft können die Aborte im Schulhause untergebracht werden, nur sorge man dafür, daß die Zugänge den Blicken der Kinder tünlichst entzogen sind. Auf 100 Knaben rechnet man 2 bis 3, auf ebensoviel Mädchen 4 bis 5 Aborte; außerdem kommen den Knaben noch 2 bis 3 Pissoirstände, auf 100 Schüler gerechnet, zu. Für häufige und gründliche Reinigung des Fußbodens und der Wände des Pissoirs ist Sorge zu tragen; Fußboden und Wände sind so herzustellen, daß sie ohne Schaden für die Haltbarkeit nicht nur mit Wasser, sondern auch mit desinfizierenden Flüssigkeiten abgewaschen werden können. Für wirksame Lüftung sind geeignete Vorkehrungen zu treffen durch Anbringen von Jalousiefenstern oder durch einen mit Jalousie geschlossenen Dachaufbau.

* * *

Wenn für die in einer Schule tätige Lehrerschaft oder auch nur für einen Teil derselben keine Dienstwohnungen im Schulhause vorgesehen sind, ist an geeigneter Stelle in der Nähe der Schulzimmer ein Geschäfts- oder Lehrerzimmer anzuordnen, welches vorteilhafterweise so zu legen ist, daß von ihm aus der Schulhof oder Spielplatz übersehen werden kann.

Obwohl aus mancherlei Bedenken, von denen die gesundheitlichen die wichtigsten sind, das Unterbringen von Dienstwohnungen im Schulhause nicht zu empfehlen ist, erscheint es oft mehr wie erwünscht im Hinblick auf den vielfachen dienstlichen Verkehr, welchen die Schulvorsteher mit den Eltern der ihre Lehranstalt besuchenden Kinder haben und auf die großen Vorteile, die erwachsen, wenn die bauliche Instandhaltung, Heizung und Reinigung des Schulhauses der persönlichen Aufsicht eines verantwortlichen Beamten unterstellt sind, eine Wohnung im Hause zu haben. Mehrere Lehrerwohnungen in die Schule aufzunehmen, empfiehlt sich nicht, doch können Verhältnisse vorliegen, die dazu zwingen. Wirtschaftlich vorteilhafter ist es für einen Unterbeamten — Schuldiener oder Gemeindediener — eine Wohnung im Schulhause einzubauen. Dieser Beamte kann neben andern Dienstleistungen die Bewachung und Reinigung von Haus und Hof, sowie auch oftmals die Bedienung der Lüftungs- und Heizanlage übertragen bekommen. Als Mindestanforderung einer Wohnung für eine Lehrersfamilie sind zwei Stuben und zwei Kammern und Küche nebst Wirtschaftszubehör anzusehen.

Werden die Lehrerwohnungen in einem besonderen Gebäude untergebracht, so empfiehlt es sich aus Sparamkeitsrückichten, die Wohnräume in zwei Geschossen, und zwar im Erdgeschoße Wohnzimmer und Küche, im Obergeschoße die Schlafzimmer unterzubringen. Eine zweckmäßige Erweiterung dieses Bauplanes ist darin zu suchen, daß die Wohnung des Schuldieners, wenn sie sich nicht in der Schule befindet, in das gleiche Gebäude, und zwar in das Erdgeschoß verlegt wird. Angemessene Trennung der Familienwohnungen, namentlich Trennung der Aborte ist zu berücksichtigen. Für einen unverheirateten Lehrer rechnet man gewöhnlich eine Stube und eine Kammer; die gleichen Räume genügen auch für eine unverheiratete Lehrerin; doch ist eine kleine Küche mit Vorratsgefäß hinzuzufügen. Die Wohnung des Schuldieners besteht aus drei mittelgroßen Räumen, Küche, Vorratskammer, Keller und Bodenraum.

* * *

Um denjenigen Kindern, die zu früh zur Schule kommen und denen, die Erholung in den Pausen suchen, Schutz gegen Regen und Wind zu bieten, empfiehlt es sich einen Vorbau oder eine Kolonnade an dem Eingang zu errichten, der auch spielenden Kindern einen willkommenen Aufenthalt zu bieten vermag und insofern in Verbindung mit dem Spielhof einen wichtigen Bestandteil der Schule bildet, als den Kindern Gelegenheit geboten wird, sich im Freien diejenigen körperlichen Bewegungen und Übungen zu verschaffen, die geeignet sind, die den jugendlichen Körpern nachteiligen Folgen des Unterrichts in der Klasse aufzuheben. Damit diese Vorteile auch voll erreicht werden können, muß der Hof einen zugfreien Aufenthalt gewähren; er ist durch Anpflanzung, Mauern

oder wie Beispiel Abb. 15 zeigt, durch Flügelbauten zu schützen, damit auch im Sommer ein schattiger Aufenthalt geboten wird.

Außer vorgenannten Anforderungen ist der Oberfläche des Hofes eine befestigte Planie mit Entwässerung zu geben. Die Bepflanzung ist so anzuordnen, daß die Fenster der Schulzimmer durch die Bäume nicht verdunkelt werden können. Zur weiteren Ausstattung des Hofes gehören einige Bänke in ganz geschützter, zugfreier Lage und ein Trinkbrunnen.

Für den pünktlichen Betrieb der Schule ist es sehr wünschenswert, daß das Schulhaus mit einer Uhr versehen wird, deren Zifferblatt so angeordnet ist, daß die Zeiger vom Schulhofe aus deutlich sichtbar sind.

Schließlich sei noch die Anlage eines Schulgartens sehr empfohlen, um den Kindern die Anschauung für den botanischen Unterricht zu erleichtern, um ihnen Anregung zum

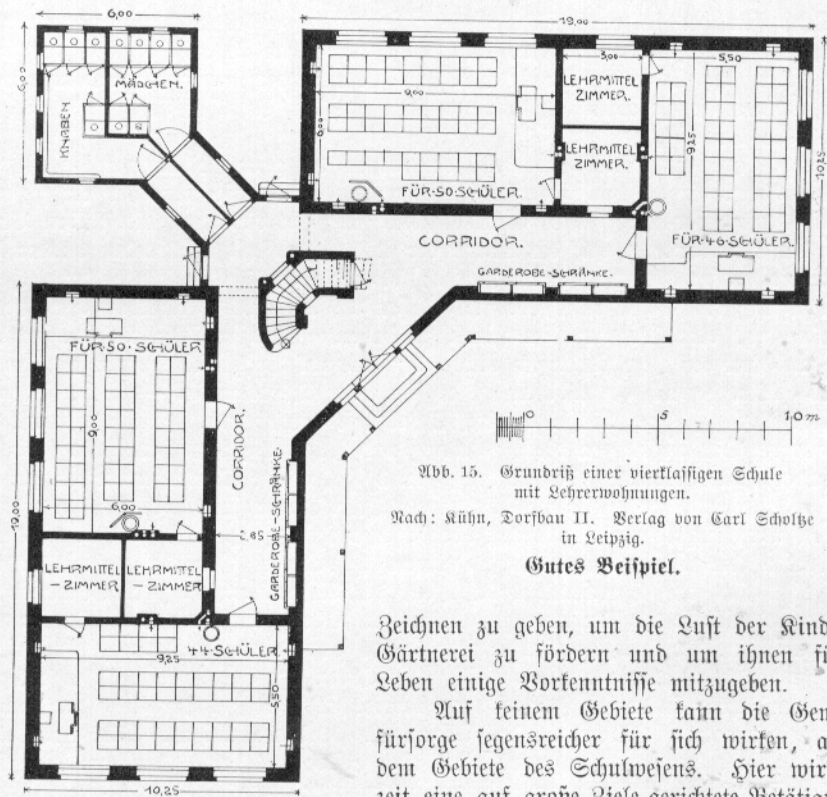


Abb. 15. Grundriß einer vierklassigen Schule mit Lehrerwohnungen.

Nach: Kühn, Dorfbau II. Verlag von Carl Scholze in Leipzig.

Gutes Beispiel.

Zeichnen zu geben, um die Lust der Kinder zur Gärtnerei zu fördern und um ihnen für das Leben einige Vorkenntnisse mitzugeben.

Auf keinem Gebiete kann die Gemeindefürsorge segensreicher für sich wirken, als auf dem Gebiete des Schulwesens. Hier wird allezeit eine auf große Ziele gerichtete Betätigung im Bau und in der zweckmäßigen, den Anforderungen

der Neuzeit Rechnung tragenden Einrichtung tausendfältigen Ertrag bringen, durch dessen Besitz der einzelne wie die Gemeinde in den Stand gesetzt wird, an der Lösung der großen nationalen Aufgaben den gebührenden Anteil zu nehmen — zum Wohle unseres Landes.

III. Gemeindeamtshäuser.

Durch die Ansiedelung der Industrie auf dem Lande oder auch durch andere Gründe erweitert sich zuweilen der Geschäftskreis der Gemeinden; die Obliegenheiten des Gemeindeamtes nehmen nicht allein an Umfang zu, sondern es treten überhaupt neue Zweige des Verwaltungsfaches auf, die neue Anforderungen stellen. Der Arbeitsbereich, der früher von einem Gemeindegliede als Nebenberuf übersehen und verwaltet wurde, — der

ehemalige Nebenberuf wird zum Hauptberuf. Neue Kräfte sind notwendig, sie sind von gemeindewegen anzustellen, um die auflaufenden Arbeiten zu bewältigen; im Gemeindegewesen beginnt sich ein Beamtenkörper zu kristallisieren, für dessen Unterkommen baulich fürzuzuforgen ist.

Die aus den Verhältnissen herausgewachsenen Anforderungen können verschiedenartige sein. Oft wird ein vorhandenes Gebäude, zumal wenn man eine abwartende Stellung einnehmen zu sollen glaubt, zur Erfüllung der Forderungen bei mehr oder weniger Veränderung ausreichen. Führen aber die gesteigerten wirtschaftlichen Verhältnisse zu einem Neubau, so wird man zu erwägen haben, ob nicht zur Verminderung der Baukosten, wie es in früherer Zeit beliebt war, noch Räumlichkeiten für andere behördliche Zwecke (Spritzenhaus, Wägebau, Posthilfsstelle u. a. m.), oder auch für Privat Zwecke (Verkaufsladen, Restauration, Logierhaus u. a. m.) geschaffen werden können. Diese Räume können später im Falle einer Erweiterung des Amtes zu behördlichen Zwecken mit einbezogen werden. Sie haben eine gute Verzinsung ihres Anlagekapitals herbeigeführt und kommen nunmehr der Verwaltung gut zustatten.

Für die Lage des Bauplatzes ist im allgemeinen zu fordern, daß er an einem Platze oder an einer Hauptstraße, jedenfalls so liege, daß das später darauf zu stehende Gemeindehaus sich im Mittelpunkte des Ortsbezirkes befindet und von jedem, besonders von Fremden, leicht zu finden ist. Der Platz hat in ausreichender Entfernung von allen lärmenden oder raucherzeugenden Gewerbebetrieben zu liegen und muß genügenden Abstand von den Nachbargebäuden aufweisen, um den Amtszimmern dauernd gute Lichtverhältnisse zu sichern und störende Einblicke zu verhüten. Die freie Lage ist aus Rücksicht auf gute Beleuchtung der Amtsräume der eingebauten Lage vorzuziehen. Auf das Vorhandensein guten Trinkwassers ist besonderer Wert zu legen und der etwa abzuteufende Brunnen gegen ober- und unterirdische Verunreinigung zu schützen. In technischer und finanzieller Beziehung ist die Tragfähigkeit des Baugrundes zu beachten, um die Erschwernisse und Mehrkosten einer tieferen Gründung des Gemeindehauses möglichst zu vermeiden. Für die Abgrenzung des Platzes ist zu erwägen, inwieweit eine etwaige zukünftige Erweiterung des Gemeindehauses ausführbar bleiben soll. Der Plan hat sich den örtlichen Verhältnissen und Bedürfnissen bestmöglich anzupassen.

An die bauliche Anordnung werden sehr verschiedene Forderungen gestellt, je nachdem man ausgeht vom Standpunkte des Gemeinderates, der wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit, der Ästhetik oder der Rücksichtnahme auf die verfügbaren Geldmittel.

Auf dem Lande pflegt man die dem Amte dienenden Räumlichkeiten im Erdgeschoß unterzubringen, sie könnten aber bei einer anderweitigen guten Verwendung des Erdgeschoßes auch im Obergeschoße zweckmäßig Unterkommen finden. Die mit dem Gemeindeamte verbundene Dienstwohnung würde bei letzterer Ausnutzung in das zweite Obergeschoß zu verlegen sein.

Für den Durchschnittsfall ist das Raumverfordernis das folgende:

- 1 Zimmer des Gemeindevorstandes, evtl. mit Vor- oder Sprechzimmer,
- 1 oder mehrere Expeditionsräume,
- 1 Zimmer mit Sparkasseneinrichtung (Tresor),
- 1 Sitzungs- oder Beratungszimmer mit Garderobe,
- 1 Vorhalle für Bekanntmachungen u. dergl.,
- 1 Nebenraum,
- 1 Dienstwohnung des Gemeindevorstandes, bestehend aus 4—5 Zimmern, Küche und Zubehör, Boden- und Kellerraum,
- 1 Dienstwohnung eines Unterbeamten, etwa des Gemeindedieners, welchem neben seinen Dienstleistungen für die Gemeinde die Bewachung und Reinigung des Hauses, sowie die Bedienung der Heizung übertragen wird. Die Wohnung hat aus 2—3 Räumen, Küche und sonstigem Zubehör zu bestehen.

Über die Anordnung und Ausstattung der einzelnen Räume ist folgendes zu sagen:

Der öffentliche Verkehr macht es erforderlich, den Zugang so zu legen, daß er von der Straße leicht bemerkbar und erreichbar ist. Seitliche, versteckt liegende Eingänge sind

zu vermeiden. Im Freien vor dem Eingange liegende Treppenstufen sind entweder durch ein Vordach oder durch eine Vorhalle gegen Schnee und Eisbildung zu schützen, um auch älteren Personen den Verkehr im Gemeindehaus mit Sicherheit zu ermöglichen. Die Vorhalle läßt sich leicht dadurch bilden, daß man den Eingang um 1—2 m in das Gebäude hineinrückt. Im Falle in diesen Vorraum Treppenstufen nicht zu liegen kommen, könnte derselbe dazu benützt werden, an den Seitenwänden Bekanntmachungen und sonstige die Öffentlichkeit angehende Mitteilungen auszuhängen. Hinter dem Eingange, der zur gleichmäßigen Warmhaltung des Hauses tunlichst mit Windfang zu versehen ist, ordne man einen allgemeinen Raum an, von dem aus man die Amtsräume unmittelbar betreten kann, der sich zum Warten eignet und darum hell und heizbar sein sollte. Für diese allgemeine Verwendung eignet sich Steinfußboden am besten. Die Decke könnte gewölbt sein. Der Raum würde alsdann den Anstrich einer Halle erhalten und die Aushängetafeln könnten hier sehr geeigneten Platz finden, falls es in der Vorhalle nicht möglich wäre, sie unterzubringen. An den Wänden sehe man einige Sitzgelegenheiten und eine Kleiderablage für das wartende Publikum vor. Die Türen zu den Amtsräumen sind mit Aufschriften zu versehen, aus denen deutlich die Zweckbestimmung des Raumes und der Name des diensttuenden Beamten ersehen werden kann. Nach Befinden kann für Anmeldungen und Erteilung allgemeinerer Auskunft der Gemeinbediener oder ein Unterbeamter sein Arbeitsplatzchen in dieser Halle erhalten.

In guter Lage des Hauses, von der Halle durch ein Vor- oder Sprechzimmer aus erreichbar, aber trotzdem mit dieser durch direkten Zugang verbunden, sei das Amtszimmer des Gemeindevorstehers gelegen. Die Größe dieses Zimmers ist von dem Umfange seiner Benutzung abhängig. Für gewöhnlich würde eine Grundfläche von 20—25 qm ausreichend sein. Werden indessen in diesem Zimmer die standesamtlichen Trauungen mit vorgenommen und sollen auch sonst in Ermanglung eines Sitzungs- und Beratungszimmers größere Besprechungen im Arbeitszimmer des Gemeindevorstehers stattfinden, so dürfte auf eine Grundfläche von 25—30 qm zu rechnen sein. Unter geeigneten Umständen ließe sich auch das neben dem Arbeitszimmer gedachte Vor- oder Sprechzimmer zur Vornahme besonderer amtlicher Handlungen zweckmäßig ausgestalten und einrichten. Dient das Zimmer des Gemeindevorstehers lediglich als Arbeitszimmer, so genügt ein breites Fenster, an welchem der Arbeitstisch so Aufstellung zu finden hat, daß einesteils das Licht von links kommend den Arbeitsplatz beleuchtet, andernteils die eintretenden Personen vom Arbeitenden leicht bemerkt werden können.

In bezug auf die bauliche Anlage, auf Raumausstattung und Einrichtung gilt das bereits vorher auf Seite 71 Gesagte.

Werden in diesem Zimmer größere Handlungen vorgenommen, dann sind ihm auch wenigstens zwei breite Fenster zu geben, vor allen Dingen aber jene freundliche Traulichkeit und Würde, die man dem Raume für eine eindrucksvolle Handlung, wie sie die standesamtliche Trauung bildet, gern angedeihen läßt. Zur Erreichung dieser Absicht gibt man diesem oder demjenigen Zimmer, welches für diese Handlung bestimmt ist, eine erkerartige, breite Ausbuchtung mit reichlich großen Fensteröffnungen mit lichtabdämpfendem farbigen Glas und sieht seitlich desselben einen stattlichen Tisch und Stühle, sowie eine durch bessere Arbeit ausgezeichnete Bank für die zu trauenden Personen vor. Der Wand gebe man einen kräftigen, aber nicht grellen, warmen Farbenton, der in Verbindung mit dem Holzton diesem Teil ein harmonisches Gepräge verleiht.

Das Sitzungszimmer dient internen Besprechungen und Verhandlungen der Gemeindegörperschaften und braucht, sofern die Sitzungen meist bei künstlicher Raumbelichtung stattfinden, keine bevorzugte Lage, auch keine direkte Verbindung mit den anderen Amtsräumen zu haben. Die Größe des Raumes ist abhängig von dem Umfange der Beteiligung an den Sitzungen. In kleinen Körperschaften pflegt man die Sitzungen an einem Tische vorzunehmen, an dem jedes Sitzungsmitglied seinen bestimmten Platz angewiesen erhält. Da die Zahl der zur Körperschaft gehörenden Mitglieder festgesetzt ist, ergibt sich die Größe des Tisches, der den Mittelpunkt des Raumes bildet, sehr leicht, wenn man bei bequemen Sitzen 75 cm Platzbreite für jeden Teilnehmer rechnet. Außer dem erforder-



Abb. 16. Vierklassige Schule mit Lehrervohnungen.

Aus: Mülln, Dorfbau II. Verlag von Carl Scholze in Leipzig.

Gutes Beispiel.

lichen Umgang um die Stühle, der mindestens 1,20 m zu betragen hat, möchte noch Raum verbleiben für das bei öffentlichen Sitzungen zugelassene Publikum, welcher an einer Schmalseite des Raumes am besten zu halten ist, und ferner möchte noch Platz zum Aufstellen von Staffeleien und Nebentischen, die für Ausbreiten von Karten, Zeichnungen, Büchern u. a. m. Verwendung finden, vorhanden sein. Die bauliche Ausstattung des Raumes sei eine dem Zwecke angemessene. Reichliche Lichtfürsorge, ein angenehmes Raumverhältnis, das 1 — $1\frac{1}{2}$ fache der Raumtiefe zur Länge, etwa $\frac{4}{5}$ der Tiefe zur Höhe, sowie eine dauerhafte Ausstattung des Fußbodens und der Wände werde diesem Hauptraum zuteil. In seiner Nähe sollte sich eine Kleiderablage mit Waschgelegenheit und ein Abort befinden. Das Vor- und Sprechzimmer liegt zweckmäßig zwischen dem Sitzungszimmer und dem Arbeitszimmer des Gemeindevorstehers.

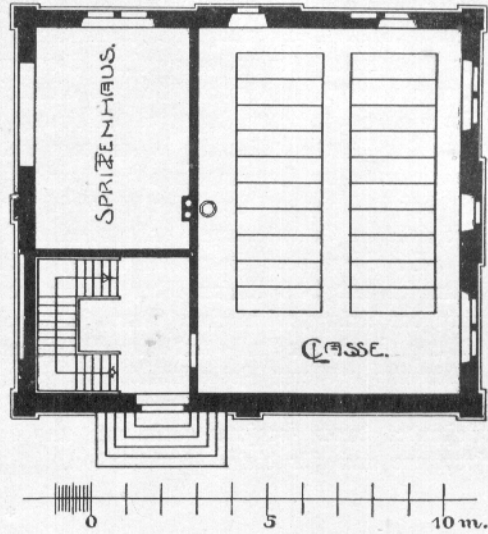


Abb. 17. Einflüssiges Schulhaus mit Spritzenhaus und Lehrerwohnung von Gadenheim.

Gutes Beispiel.

Die Expedition ist in nahe Verbindung mit dem Gemeindevorstandszimmer zu bringen; für sie eignet sich am besten ein Eckzimmer, weil dieses eine zweiseitige Fensteranordnung ermöglicht, somit reichlich viel Arbeitsplätze abzutheilen gestattet. Zugunsten breiter Wandflächen, zum Aufstellen von Regalen und Schränken, ordne man die Verbindungstüren tunlichst seitlich an und wähle nur einflüglige, deren Breite im Lichten mit 80 cm schon genügt. Den Verkehrsraum des Publikums pflegt man vom Arbeitsraum der Beamten durch Geländer oder schmale Abfertigungstische abzugrenzen. Die Ausstattung der Türen und des Fußbodens muß in diesem Räume, der großen Inanspruchnahme und der damit verbundenen starken Abnutzung wegen, äußerst solid und dauerhaft sein; man lasse daher an den Türen kräftige Beschlagteile anbringen, und den Fußboden stelle man nicht aus Fichtenholz her, denn dieser läuft sich zu schnell aus, sondern man wähle Kiefern- oder Buchenholz dazu, auch Linoleumbelag auf Korkfries hat sich bis jetzt gut bewährt. Linoleum auf Holzfußboden zu legen empfiehlt sich erst nach Verlauf einer längeren Zeit, innerhalb welcher der ganze Bau seine vollendete Trockenheit, besonders was das Holzwerk anlangt, erhalten hat.

Für den Kassenraum gilt gleichfalls das Vorgesagte: Dazu kommen noch die Vorkehrungen, die den Anforderungen der Sicherheit gegen Einbruch entsprechen. Zur Erreichung derselben versieht man die Fenster mit Eisengittern, und außen wie innen mit eisernen verschließbaren Läden. Die Türen beschlägt man entweder mit einem Netz von Eisenbändern, oder man bringt außer den hölzernen Türen, die nach außen zu ihren Schlag zu bekommen hätten, noch einen zweiten eisernen Türverschluß nach innen zu an. Außerdem haben Fußboden und Decke eine massive Ausführung zu erhalten. In kleinen Verhältnissen würde schon die Anlage eines allseitig stark gemauerten Schranke mit eisernem Türverschluß genügen, der räumlich so groß bemessen sein müßte, daß ein oder zwei Kassenschranke darinnen Platz finden können. Die zur Abtrennung des Verkehrsraumes von den Arbeitsplätzen der Kassenbeamten aufzustellenden Schranken mit Zählstischen würden aus Gründen der Sicherheit mit einem Gitterwerk und mit Schaltern zu versehen sein.

In jedem neuen Gemeindeamtsgebäude sollten, insoweit nicht anderorts Vorsorge getroffen ist, eine oder mehrere Arrestzellen oder wenigstens ein Raum vorgesehen sein, der geeignet ist, auf kurze Zeit in menschenfreundlicher Weise einer verhafteten Person

Unterkommen zu bieten. Dieser Raum liegt wirtschaftlich am besten in der Nähe der Gemeinbedieners-Wohnung, da seitens dieses Beamten die Überwachung und Verpflegung der inhaftierten Person am ehesten übernommen werden kann. Die Größe einer Zelle betrage etwa 6 qm Grundfläche, als Mindestbreite dürfte 1,80 m anzusehen sein. Der Raum ist so zu legen, daß eine Beheizung vorgenommen werden kann.

Der Abort ist räumlich so zu legen und zu bemessen, daß außer den Beamten auch dem jeweilig im Gemeindeamte verkehrenden Publikum Benutzungsöglichkeit geboten ist und daß in bezug auf Lage, bauliche Beschaffenheit und Einrichtung den auf Seite 72—73 beschriebenen Anforderungen entsprochen wird.

Ob Ofen- oder Sammelheizung zur Anwendung kommen soll, hängt von den Verhältnissen und dem Umfange der Bauanlage ab. Das erstere System erfordert jedenfalls nicht das Anlagekapital einer Zentralheizung, hat aber die Nachteile der größeren Staubbildung, sowie der Ruß- und Rauchbelästigung gegen sich, abgesehen davon, daß auch die Bedienung größeren Zeitaufwand erfordert.

Über Auswahl und Verwendung der Baustoffe, sowie über Sicherung des baulichen Bestandes durch sorgsame Gründung und dergleichen gilt das im vorigen Abschnitt Besprochene auch für diesen Gemeindebau.

* * *

Im Hinblick auf den dienstlichen Verkehr und die oft schnell zu erledigenden Obliegenheiten des Gemeindevorstandes gegen das allgemeine Publikum und gegen die Behörden und auf die Notwendigkeit, die bauliche Zustandhaltung, Heizung und Reinigung des Gemeindeamtes der persönlichen Aufsicht des Vorstandes zu unterstellen, erscheint es geboten, die Dienstwohnung des Gemeindevorstandes im ersten oder zweiten Obergeschosse des Gemeindeamtsgebäudes vorzusehen. Dieselbe bestehe aus vier bis fünf Zimmern, Küche mit Zubehör, Bad, Keller- und Bodenraum, dazu noch Haus- und Wirtschaftsgarten.

Als selbständigem Teil, der mit dem Amte in keiner Beziehung steht, kommt ihm die Geschosstreppe zu, wenn das Amt sich nur auf Räume des Erdgeschosses beschränkt. In diesem Falle kann der Eingang und das Treppenhaus vom amtlichen Eingange des Gemeindehauses abseits, vielleicht an einer Schmalseite des Hauses liegen. Das untere Podest der Treppe möchte alsdann, zur Erleichterung des Verkehrs zwischen Amt und Wohnung, durch eine Nebentür mit ersterem verbunden sein.

Bezüglich der baulichen Anlage, der Ausstattung und Einrichtung der Wohnung des Gemeindevorstandes sei auf die Ausführungen und Ratschläge verwiesen, die bei der Besprechung des Pfarrhauses vorstehend angegeben worden sind. Eine empfehlenswerte Lösung siehe: Kühn, Dorfbau II. Verlag von Karl Scholze in Leipzig.

Wie vorher die Ansicht vertreten wurde, daß die Herstellung der Gemeindebauten in konstruktiver Beziehung das Beste erstreben soll, um dem Bauwesen des Ortes als Muster dienen zu können, so sei hier der Wunsch ausgesprochen, daß eine künstlerische Durchbildung der Bauformen, im Äußern und im Innern, nicht nur als zulässig, sondern als gerechtfertigt und sogar als geboten angesehen werden möge. Die Gemeindebauten im allgemeinen, das Gemeindehaus aber im besonderen, stellen des Ortes bedeutendste Profanbauten dar, als die Gebäude, in denen das Gemeinbewesen sich gleichsam verkörpert und seinen eigentümlichen Ausdruck finden soll. Gleichwie die Kirche des Ortes Zeugnis ablegt von der Macht und Leistungsfähigkeit des Glaubens und der religiösen Entwicklung, so sollen die andern Bauten der Gemeinde Kunde geben von deren Gemeinssinn und Bewußtsein der Zusammengehörigkeit.

Der äußere individuelle Ausdruck eines Gemeindeamts Hauses soll, obzwar seine freie Lage wohl dazu verleitet, nichts an sich haben, was an eine Villa erinnert, wohl aber soll es, im ländlichen Sinne aufzufassen, den Eindruck eines öffentlichen Gebäudes erwecken, es soll dem Vorübergehenden klar sagen, welchem vornehmen Zwecke es zu dienen hat.

* * *

IV. Über Ortserweiterungen.

Die in manchen Gegenden Deutschlands infolge landesbehördlicher Verordnung von den Gemeinden aufgestellten Ortserweiterungspläne, die meist nur darin bestanden, auf das für die Vergrößerung des Ortes vorgesehene Terraingebiet ein rechteckiges möglichst symmetrisches Straßennetz willkürlich zu werfen, dabei aber alle Rücksichten auf Eigentums-grenzen und die von der Natur aus gegebenen Bedingungen fallen ließ, führten in vielen Fällen zu Bauverbot, zum zwangsweisen Grundstückstausch und zu der Notwendigkeit die Enteignungsbefugnisse der Ortsbehörden zu erweitern, woraus den Verwaltungen eine nie versiegende Quelle von Verdrießlichkeiten entstand; anderseits entstanden Straßengestaltungen, die den an eine Straße zu stellenden Anforderungen an Brauchbarkeit und Schönheit Hohn sprachen, und den Gemeinden große Baukosten unnötig verursachten.

Heute nun können wir uns dieser Erfahrungen bedienen und dazu raten, diese Fehler nicht mehr zu begehen, die darin bestanden, daß seither die Terrainunterschiede gar nicht, oder nur ungenügend berücksichtigt wurden, was zur Folge hatte, daß Straßen entstanden, die infolge ihrer großen Steigung sich als unbrauchbar herausstellten, ferner daß sich zuweilen mächtige Aufschüttungen nötig machten, die nicht nur den Straßenbau in unnötiger Weise verteuerten, sondern auch wegen der sich nötig machenden tiefen Gründung die Baukosten der anliegenden Häuser unnütz steigerten.

Zum anderen wurde auch die Differenzierung der einzelnen Straßen nicht genügend vorgenommen. Fast allen Straßen wurde gleiche Breite gegeben. Eine Verkehrsstraße muß natürlich genügend breit sein, aber wozu gab man Nebenstraßen dieselbe Breite? Man hat doch zu bedenken, daß nicht allein die Herstellungskosten einer Straße mit der Breite wachsen, sondern auch die Unterhaltungskosten dadurch höhere werden.

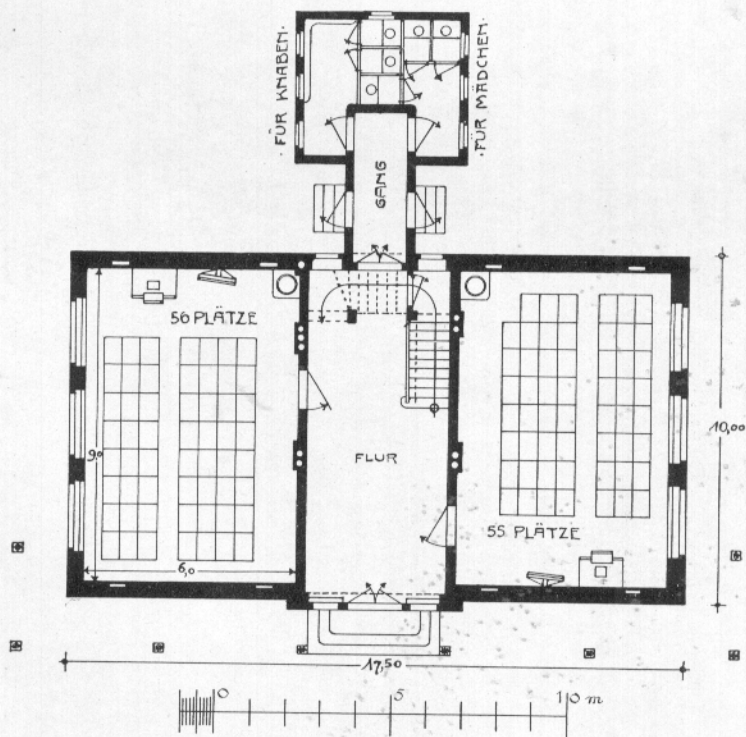


Abb. 18. Grundriß einer zweiklassigen Landschule mit Lehrerwohnung.

Nach: Kühn, Dorfbau II. Verlag von Karl Scholze in Leipzig.

Gutes Beispiel.

In hügeligem Gelände lege man Straßen an, die die zulässige Steigung für Fahrverkehr nicht überschreiten. Diese werden nicht, wie es wohl bisher der Fall war, in Richtung der größten Steigung einer Anhöhe zu führen sein, sondern in einem Winkel gegen dieselbe, gegebenenfalls in einer Serpentine. Um aber für den Fußverkehr doch eine rasche Verbindung zu haben, ordne man in Richtung der größten Steigung schmale Fußwege, eventuell Treppen an.

Aber auch noch in anderer Beziehung sind die wirtschaftlich-öffentlichen Interessen wahrzunehmen und den örtlichen Verhältnissen aus alter Zeit mehr als bisher Beachtung zu schenken. In oft rücksichtsloser Weise wurden bei Aufstellung der Straßenfluchtenpläne, scheinbarer Vorteile wegen, alte bestehende, dem Orte zur Zierde gereichende Gebäulichkeiten angeschnitten und abgebrochen. Manches eigenartige Straßenbild ist durch diese Willkürherrschaft verschwunden und Geschmackloseres ist an dessen Stelle getreten. In gedankenloser Weise sind oft neue Straßen gebildet worden, während die alte Straße, die gut mit zu benutzen gewesen wäre, nur aber, weil sie den örtlichen oder Eigentumsverhältnissen angepaßt, mit einigen Wendungen versehen war, beseitigt wurde und damit nochmals Kosten entstanden.

Es erscheint als selbstverständlich, wenn gefordert wird, daß die Interessen der Grundstücksbesitzer bei Aufstellung der Fluchtenpläne im Orte selbst wie im freien Felde, also die Eigentums Grenzen, die alten Wege, Wasserläufe und dergleichen volle Beachtung zu finden haben. Erst nachdem der Willkürherrschaft der seither üblichen Planbildungen zu Ortserweiterungen ein Ende bereitet ist und jene alte, selbstverständlichen Gesetzen folgende und einer gesunden Vernunft entspringende Methode wieder zur Geltung gekommen ist, wird ein überflüssiges schädliches Glied unserer heutigen Kultur beseitigt und die Fühlung mit der alten Tradition wieder hergestellt sein.





☞ Haus und Wohnung in alter Zeit. ☞

Von

Peter Jessen.

Mit sechsundvierzig Abbildungen.



Der Mittelpunkt aller Bauernkunst ist das Haus. Bilder und Bildwerke kennt und besitzt der Bauer kaum. Was er in guten Zeiten hat malen oder schnitzen lassen, diente zur Zierde seines Hauses oder seines Hausrates. Denn alle seine Kunst ist im wesentlichen Nutzkunst. Sie ist am stärksten und eigenartigsten dort, wo er seine eigenen Bedürfnisse gestaltet, vor allem in seinem Hause.

Die Möbel und Geräte brauchen auf dem Lande nicht wesentlich anders zu sein, als in den bescheideneren Hausständen der Städte. Wo der Bauer mit städtischer Kultur näher bekannt geworden ist, hat er Möbelformen und Gerättypen von dort her übernommen und oft auch Stücke aufgekauft, die man dort abgelegt hatte. Auch in seiner Kleidung hat er sich nach städtischen Vorbildern gerichtet. Nur in einem ist der Bauer selbständig gewesen: das ist sein Haus.

Der ländlichen Kunst, ihrer Vergangenheit und ihrer Zukunft gerecht werden kann man nur, wenn man das Bauernhaus voranstellt. Die Wohnungen und Wirtschaftsräume des Landmanns sind auf dem Lande selbst entstanden. Hier konzentriert sich seine kunstsöpferische Arbeit. Denn andere Profanbauten kennt er nicht, und seine Dorfkirche baut er nicht selbst. Seine Möbel sind meist nur soweit eigen und beachtenswert, als sie mit der Bauweise und dem Schmuck seines Hauses übereinstimmen; erst im Rahmen des Ganzen gewinnen sie eigenes Leben.

Dieses eigentümliche Leben des alten Bauernhauses mit all seinem Hausrat gilt es hier zu betrachten. Nicht um des historischen Wissens, sondern um der künstlerischen Anschauung willen. Das Alte soll uns eine Lehre werden. Gerade die schlichten, einfachen, anspruchslosen Werke der alten ländlichen Kunst sind aus den gegebenen Bedingungen erwachsen, aus dem heimischen, nächstliegenden Material, aus ehrlicher Handwerkstechnik, aus den Ansprüchen des Klimas, des Bodens und der Wirtschaft, aus lebhaftem Formgefühl. Das sind die Grundbedingungen aller gesunden Handwerkskunst, von denen wir wünschten, daß sie unserm ganzen Volke, den Ausführenden und den Bestellern, wieder selbstverständlich werden möchten. Deshalb ist die tüchtige Bauernkunst unserer Vorfahren heute auch für einfache städtische Aufgaben lehrreich. Vor allem aber zeigt sie uns, wie es auf dem Lande ausgesehen hat, und wie es noch heute überall aussehcn könnte, wenn wir die heutigen Aufgaben ebenso ernst und sachlich angriffen, wie es einst die Alten getan haben.

Man sollte meinen, daß wir Deutsche diesen Weg vom Alten zum Neuen besonders leicht finden müßten, weil wir an schönen alten Bauernhäusern so reich sind wie kein

anderes Volk. Von der dänischen Grenze und den Nordseeküsten bis hoch hinauf über die Alpen, von den Vogesen bis zur Weichsel, von Holland bis nach Siebenbürgen gibt es eine Fülle von Grundformen mit zahllosen Abarten, verschieden nach Anlage und Grundriß, nach Baustoffen und Handwerksweisen, nach Nutzformen und Zierat. Zum Teil von alters her bodenständig, zum Teil übertragen und selbst versprengt, spiegeln sie den bewegten Gang der deutschen Geschichte, die Wanderungen der deutschen Stämme, ihre Kämpfe mit den Vorgängern und mit den Nachrückenden, die ungeheure Kulturarbeit zweier Jahrtausende wider. Was früher ein Wirrsal schien, ist durch die Mühen der Forscher und Kunstfreunde nach und nach gelichtet worden, obwohl noch viele Rätsel bleiben und vielleicht immer bleiben werden.

Die Gelehrten haben dieser bunten Welt erst spät ihre Augen geöffnet. Erst gegen die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts haben einzelne Architekten die Bauten einiger Gebirgsgegenden, des Schwarzwalds und der Schweiz, zu zeichnen angefangen. Zusammenfassend haben erst im Jahre 1882 Meitzen und Henning ihre beiden grundlegenden Schriften über das deutsche Haus veröffentlicht. Seither haben die Künstler und die Gelehrten, die Architekten und die Freunde der deutschen Volkskunde einzelne Landschaften aufgenommen und beschrieben und auch die Zusammenhänge klarzustellen gesucht. Ein reiches, neues Material wächst uns im letzten Jahrzehnt zu durch die großen Publikationen der deutschen, österreichischen und Schweizer Architekten „Das Bauernhaus in Deutschland, Österreich und der Schweiz“ (Dresden, Gerhard Rühlmann), denen wir mehrere Abbildungen haben entnehmen dürfen. Weitere Einzelwerke werden dadurch nicht überflüssig, sondern vielmehr geradezu angeregt werden. Man hat eingesehen, wie vieles noch in letzter Stunde wenigstens im Bilde gerettet werden müßte, und wie viele Fragen noch zu lösen sind.

Das Vergängliche zu erhalten sind inzwischen auch unsere Museen bemüht. Nur wenige haben schon vor fünfundsiebenzig Jahren einige anziehende Gebiete bäuerlicher Kunst gesammelt, Kerbschnitzereien, Silberschmuck, Stickerien u. a., so vor allem das weitfichtige Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg. Neuerdings sind fast überall

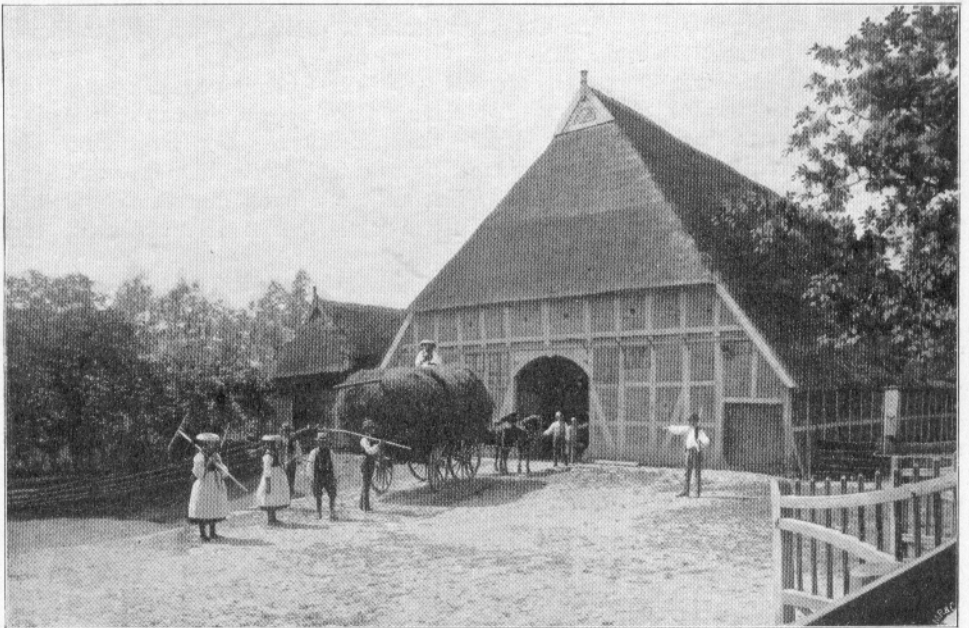


Abb. 1. Niedersächsisches Bauernhaus aus Kurstat in den Vierlanden.
Nach einer Photographie von Carl Griefe, Hamburg.

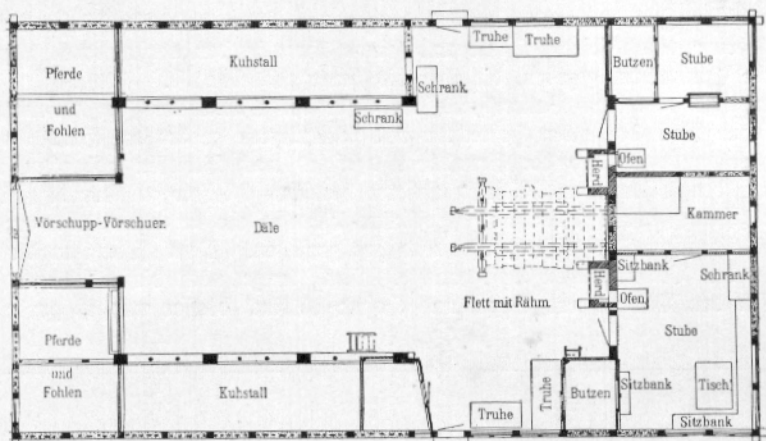


Abb. 2. Grundriß eines niedersächsischen Bauernhauses aus Brackel, Kreis Winfen.

Aus: Das Bauernhaus in Deutschland, Hannover, Tafel 7. Verlag von G. Rühlmann, Dresden.

Volksmuseen entstanden, für Länder, Provinzen, Landschaften, Städte, selbst Dörfer; manche davon ausdrücklich für volkstümliche und bäuerliche Kunst. Das Museum für deutsche Volkskunde in Berlin und das Germanische Museum in Nürnberg suchen Beispiele aus ganz Deutschland zu vereinigen. Am richtigen Punkte haben unsere nordischen Nachbarn den Hebel angefaßt, indem sie nicht nur einzelne Geräte oder Innenräume gesammelt, sondern ganze Häuser im Freien aufgebaut haben. Das Beispiel des großen Volksfreundes Hazelius in Stansen bei Stockholm hat nach Norwegen und Dänemark und auch in unser Schleswig-Holstein hinüber gewirkt. Die Bruchstücke in unseren Museen, den berücktigten Totenkammern, drohen Leichen zu bleiben. Um die Häuser und Gehöfte in dem waldigen Park von Stansen aber weht ein lebendiger Hauch volkstümlicher Poesie, der diese schlichte Kunst in tausend Herzen hineinträgt und auch dem Städter die Freude an der Heimat und an der Arbeit seiner Vorfahren weckt.

Wollen wir die Arbeit würdigen, die der deutsche Bauernstand an seinem Haus und in seiner Wohnung geleistet hat, so dürfen wir nicht vergessen, wie langsam und mühselig er sich die Grundlagen seiner Existenz und einer bescheidenen Kultur hat erkämpfen müssen. Denn erst auf weiten Umwegen ist aus dem freien, wehrhaften Ackerbürger der germanischen Frühzeit der Bauer geworden, wie wir ihn heute kennen (Bartels, Der Bauer). In den meisten deutschen Landschaften waren die freien Germanen nach und nach Hörige geworden in den Jahrhunderten, da die neuen aristokratischen Gewalten, die Kirche und der Adel, sich herausgehoben und Land und Macht in Besitz genommen hatten. Während die einstigen Freien sanken, stiegen andererseits viele ehemals Unfreie, die Reste unterworfenen Völker, Untertanen der Klöster und Höfe, zu leidlicher Selbstständigkeit empor. Als das Rittertum sich mehr und mehr absonderte und zugleich in den Städten eine eigene Kultur sich konzentrierte, ward alles jenes Landvolk, das den Boden bearbeitete, zu einem eigenen Stand. Die alte Freiheit der Urzeit freilich hatten diese Bauernschaften nur in wenigen, begünstigten Landschaften behauptet, im harten Kampfe gegen den Adel und die Fürsten: die Ditmarsen in ihren schwer zugänglichen Niederungen, die Schweizer auf ihren Bergen. Hier ist der Bauer, wie ein Ritter, mit dem Schwert umgürtet, wenn er in seine Versammlungen geht. Auch ahmte er wohl ritterlichen und städtischen Luxus nach; gegen seinen Aufwand an kostbaren Kleidern wurden Verbote erlassen. In seiner großen Masse aber war der deutsche Bauer ein Höriger, der in harter Arbeit sein Tagewerk besorgte, froh, wenn er zum Leben das Nötigste erwarb und nicht durch Fronen und Zinse, durch Raub und Krieg verzehrt wurde. An Kultur mußte er mit dem wenigen fürlieb nehmen, was ihm die Herrenhöfe, die Klostergüter und die Städte übrig ließen. Trotz alledem hat der deutsche

Bauer in dieser Zeit, während die Wohnburgen der Ritter und die Häuser der Städter sich verfeinerten, auch seinem Hause und seinem Hofe in den verschiedenen Landschaften die typische Grundform gegeben, die ihm bis heute geblieben ist.

Allerdings war das Bauernhaus am Ende des Mittelalters im wesentlichen nur ein Nutzbau. Nach den alten Hofrechten und Weistümern gehört das Haus des Bauern noch zur fahrenden Habe; der Grundherr darf es nach Belieben abbrechen und versetzen. Auf den Bildern und Stichen unserer deutschen Meister zu Dürers Zeit ist der Bauer in seinem groben Kittel und zerrissenen Gewand ein ärmlicher, plumper Geselle; sein Haus ist schmucklos, oft geflickt und arg zerfallen. Man sieht ihm die Not an, die sich in den Bauernkriegen Luft machte. Noch lange nach diesen Kriegen hat der Städter für den Bauern nur Spott und Hohn: „Trink Wasser und isz grobes Brot“,



Abb. 3. Diele mit Herd, Herdrähm und Siddel, aus Ostenfeld bei Husum, jetzt im Museum zu Uttona.

heißt es unter Joß Ammans Bauernbilde. Und noch im siebzehnten Jahrhundert war es der deutsche Landmann, der mit Haus und Hof, mit Gut und Blut die mörderischen Kosten der dreißig Kriegsjahre zahlen mußte. Wieder blieben nur die glücklichen Bauernschaften im äußersten Norden und Süden unseres Vaterlandes, in den Marschen und in den Alpentälern, verschont.

Der Bauer im Inneren des deutschen Reiches hat erst seit dem großen Kriege freundlichere Zeiten gesehen. Überraschend schnell haben die nächsten Generationen die ungeheuren Verluste an Menschen und Gütern ersetzt. Manche Härten der alten Hörigkeit milderten die Fürsten und ihre Beamten. Erst jetzt haben die Bauern der einzelnen Landschaften und Dörfer ihre eigenwillige Tracht angenommen; jetzt werden auch das Haus und die Wohnung im einzelnen reicher ausgebildet und um mancherlei städtischen Brauch und Schmuck verfeinert. Namentlich die bewegliche Habe in unseren alten Bauernhäusern trägt großenteils den Stempel des achtzehnten Jahrhunderts. Nur im Osten, wo die großen Grundherren ihre Herrschaften stetig auszudehnen und abzurunden

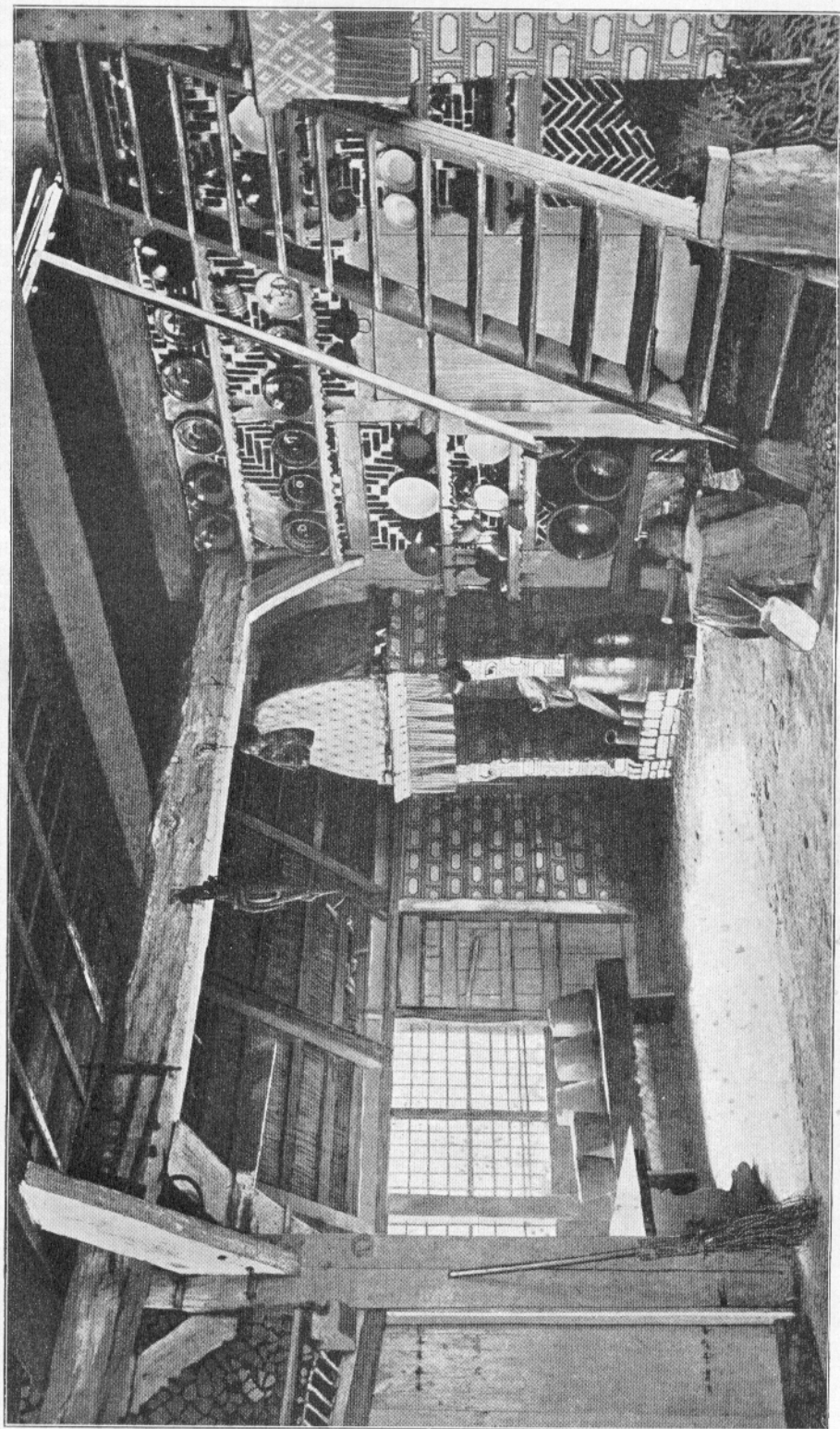


Abb. 4. Diele aus dem Alten Lande bei Hamburg. Aufgenommen vom Architekten- und Ingenieur-Verein in Hamburg.
Aus: Das Bauernhaus in Mecklenburg, Hannover, Verlag von G. Neumann, Dresden.

trachteten, hatte der Bauer einen schweren Stand. Die wackeren Kolonisten, die einst diese Lande den Slawen wieder abgerungen hatten, haben nur hier und da eine eigene bäuerliche Kultur ausbilden können.

Dem deutschen Bauern ist mit dem neunzehnten Jahrhundert eine neue Sonne aufgegangen. Als die Hörigkeit gemildert und aufgehoben wurde, war dem Bauernstand freie Bahn geschaffen, und gewaltig ist der Weg, den er im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts vorangeschritten ist. Auch in der Schätzung durch seine Volksgenossen. Einst das Gespött der Dichter, ward er jetzt ihr Ideal. Die Romantiker des neunzehnten Jahrhunderts gingen auf die Dörfer wie zu einem Jungbrunnen, so wie man hundert Jahre früher in das vermeintliche Paradies der Urzeit oder zu den Wilden geflüchtet war. Was die stadtmüden Dichter dort zu sehen glaubten, entsprach nicht immer der Wirklichkeit. Aber auf die städtischen Bauernmavellisten sind echte Bauern-dichter gefolgt, selber Bauernsöhne, die es getrost wagen durften, uns den Bauern zu zeigen, wie er ist. Jetzt wissen auch wir deutschen Städter, daß wir eines Volkes mit ihm sind.

Ein Stück solcher Romantik steckt auch in der Begeisterung für die Bauernkunst: das dürfen wir uns nicht verhehlen. Man hat alles, was man auf dem Lande an Kunst fand, als Volkskunst angeprochen, als Niederschlag uralter und ursprünglicher Kunsttradition, als ungetrübte Äußerung der künstlerischen Volksseele. Ja man hat gehofft, daß aus den Resten dieser Bauernkunst dem ganzen deutschen Volke unmittelbar eine neue, zeitgemäße Kunst erblühen könne. Das ist begreiflich in einer Zeit, da wir übersättigt sind von der oberflächlichen Scheinkultur unserer Kunstindustrie und nach derber Hausmannskost verlangen; begreiflich, weil wir der großen, neuen Ansprüche

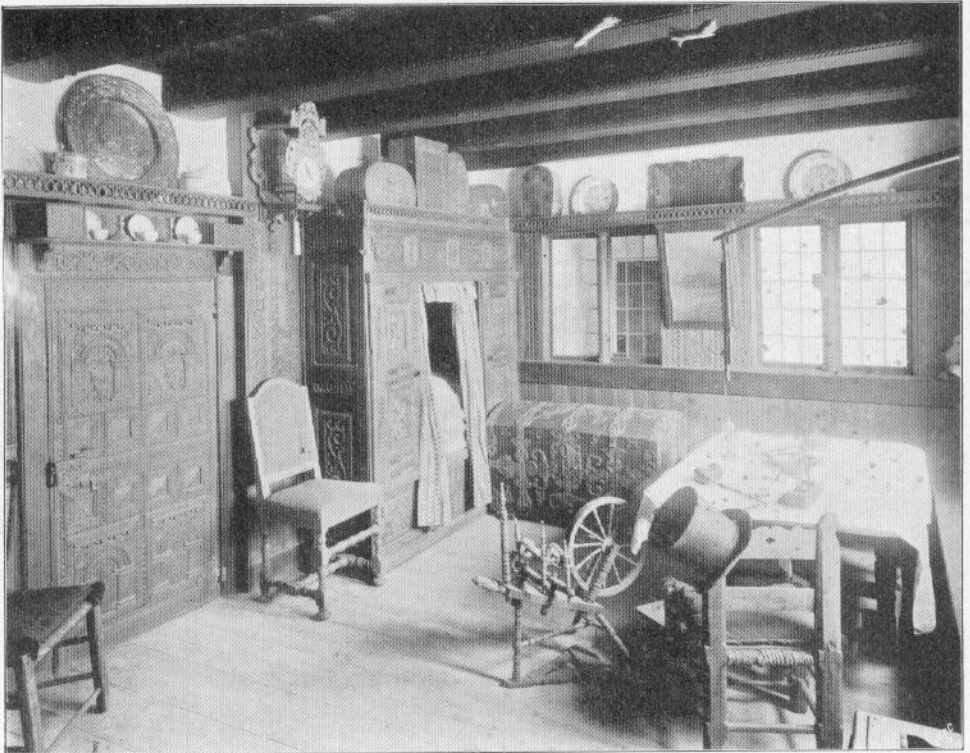


Abb. 5. Wohnzimmer eines niedersächsischen Bauernhauses aus der Gegend von Diepholz in Hannover, jetzt im Germanischen Museum in Nürnberg. Verlag von J. L. Schrag, Nürnberg.

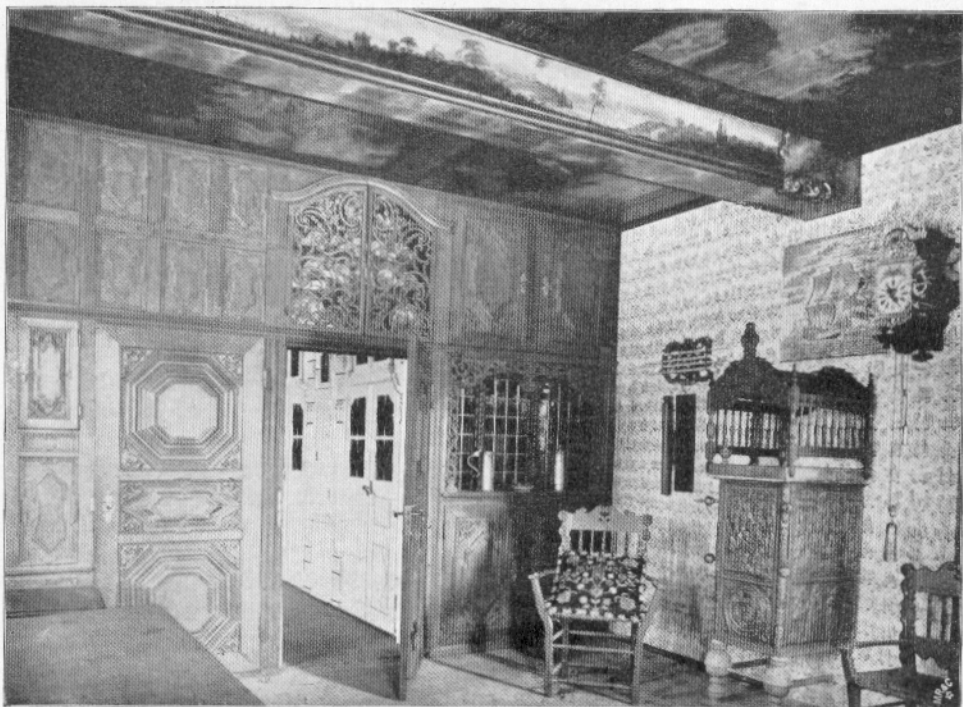


Abb. 6. Befelstube aus der Wislertal, jetzt im Museum zu Altona.

unserer Tage künstlerisch noch nicht Herr geworden sind und uns an jedes Vorbild klammern, von dem wir Trost und Hilfe hoffen. Allein je schärfer wir beobachten lernen, um so mehr verblaßt der freundliche Traum. Um so deutlicher wird es, daß die allermeisten Formen und Motive der Bauernkunst recht jungen Datums sind; nicht ursprünglich und aus sich selbst entwickelt, sondern aus dem Formenkreise der allgemeinen Kunstentwicklung abgezweigt, Niederschläge der städtischen Kunstkultur. Nur das Haus in seiner Grundgestalt weist in frühe Zeiten hinauf, obwohl heute kaum ein Bauernhaus steht, das sich vor das Jahr 1500 datieren ließe. Aber der Bierat der Häuser und vor allem das bewegliche Gerät stammen im wesentlichen aus der Formenwelt des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts und bewahren nur hier und da leise Anklänge an ältere Zeiten, meist unverständlich und des ursprünglichen Sinnes beraubt. Altgermanische Schnitzornamente sind selbst an den entlegenen Blockhäusern in Norwegen nur ganz vereinzelt erhalten. Auf die Zeit des romanischen Stils gehen die Kerbschnittmuster und einige derbe Stuhlgerüste zurück, vielleicht auch einzelne Bogen- und Friesmuster an Schweizer Hausbalken. Die derbgefügte nordische Truhe, Tiroler Möbel und Getäfel, der Filigranschnuck und allerlei eisernes Herdgerät bewahren den Geist des ausgehenden Mittelalters, während die Einzelheiten des gotischen Stils sich kaum erhalten haben. Auf den Formenkreis der Renaissance dagegen lassen sich in Süd und Nord an Haus und Gerät, aus Holz und Metall, aus Ton und Wolle die verschiedensten Anregungen zurückführen. Was der Künstler in der Stadt im sechzehnten Jahrhundert erfand, haben der Bauer und sein Dorfhandwerker im siebzehnten Jahrhundert verarbeitet, und die Formen der Spätrenaissance haben sich auf dem Dorfe oft durch das ganze achtzehnte Jahrhundert hin gehalten, als in der Stadt längst der Barockstil vom Rokoko und Klassizismus abgelöst worden war. Dort aber, wo der Landmann den Kulturzentren näher war und am Weltverkehr teilnahm, wie in der Umgegend von Hamburg, an den friesischen Küsten und in der oberbayerischen Klostergegend, da läßt sich in feinen Schnitzereien

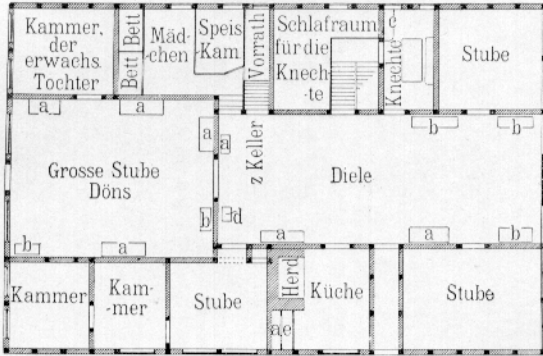


Abb. 7. Grundriß aus Brieschendorf auf der Insel Fehmarn.
Aufg. v. Stoffers.

Aus: Das Bauernhaus in Deutschland, Schleswig-Holstein, Tafel 7.
Verlag von G. Küstmann, Dresden.

Klang bewahrt. Der Bauer in guten Tagen wehrte sich lange gegen das Fremde; nahm er es endlich an, so hatte er die Kraft, es sich zu eigen zu machen; der Kern seines Wesens blieb unberührt. Für seine Kunst war ihm die Zweckmäßigkeit der tiefste Grund. Er verschloß sich nicht gegen neue Ansprüche feinerer Lebensweise und fügte in sein Haus Wohnzimmer und Ofen ein, wo ihm einst die Diele und der Herd genügt hatten. Aber niemals hat ein Bauer der Vorzeit sich ein städtisches Wohnhaus ohne alle Abänderung mitten in sein Dorf oder sein Gehöft hineinmauern lassen wie einen wildfremden Eindringling. Was er den Städtern ab sah an Komfort oder an Kunstformen, das wußte er seinen ländlichen Zwecken, seinen altgewohnten Baustoffen, seiner schlichten Arbeitsweise anzupassen. Er wählte und bewahrte das, was zu seiner Art stimmte, den Kerbschnitt, den er mit dem eigenen Messer üben konnte, das Blumenornament des Barock, das zu seinem Herzen sprach, oder verständliche Symbole, wie die schnäbelnden Tauben der Poppzeit. Und was er wählte, verarbeitete er so sicher und folgerichtig, daß es unter seinen Händen ein eigenes Leben gewann. Das ist der Charakter der gesunden Bauernkunst; durch ihn ist sie stark und vorbildlich.

Dieser handfeste Charakter erklärt sich vor allem aus den Arbeitsbedingungen. Freilich liegt die Zeit weit zurück, da jeder nur für den eigenen Bedarf arbeitete und diesem Bedarf selbst genügen konnte; das war die Zeit der eigentlichen Volkskunst. Aber bei dem deutschen Bauern hat sich doch weit über das Mittelalter hinaus der altgermanische Grundsatz erhalten, daß jeder Hausvater sein eigener Baumeister sei. Solange der Bauer nur mit Mühe und Not sein tägliches Brot verdiente, mußte er wohl oder übel sich selber helfen. Er selber mußte sich sein Bauholz zur Ausbesserung seines Hauses oder zu einem Neubau aus dem Gemeindewald heranzuschaffen suchen; er selber wußte die Balken zu fügen und mit bescheidenem Zierat zu schmücken. Sein Gerät zu schnitzen bot ihm der lange Winter Muße genug. Um seiner selbst willen wählte er das dauerhafteste Holz, das er finden konnte, und bearbeitete es so sorgfältig wie möglich. Und aus Freude an der Arbeit zierte er die einfache Grundform mit launigen Einfällen; diese Freude an der Arbeit, dieser Überschuß an Kraft ward auch ihm zur Quelle der Kunst. Die fröhlichen Kerbschnitzereien, die unsere Museen bewahren, sind lebendige Zeugnisse. Nicht immer freilich konnte er nur zum eigenen Nutzen und zur eigenen Freude schaffen. Der hörige Bauer mußte an manchen Orten seinem Grundherrn als Naturalleistung auch Werkzeuge und Hausgeräte fertigen. Heute hebt leider der Bauer seine Art oder sein Messer zur Nutzarbeit selten, zur Kunstarbeit fast nie. Länger als der Mann ist die Frau die Trägerin der Bauernkunst gewesen. Ihr Webstuhl stand vor alters in eigenen Räumen, zuerst in besonderen Webkellern unter der Erde, die nicht heizbar waren und im Winter mit wärmendem Dung belegt wurden.

Im Mittelalter mußte auch sie dem Grundherrn gesponnenes Garn, Gewebe und selbst fertige Kleidungsstücke liefern. Erst in der freieren Kultur der späteren Jahrhunderte hat sie für die kunstvollen Stickereien Zeit gefunden, mit denen sie nun sich selber und die Ihrigen schmückte. In dieser bäuerlichen Stickerei besaßen wir noch vor zwei Generationen eine wirkliche Volkskunst.

Für die schwereren Arbeiten aber waren schon seit langer Zeit eigene Handwerker eingetreten. Sie hatten sich ja schon im frühen Mittelalter als Stand herausgebildet, zunächst für die Herrenhöfe, die Klöster, die Städte. „Handwerker wohnen nur wenige unter ihnen,“ heißt es von den Bauern noch im sechzehnten Jahrhundert. Dafür aber gab es wandernde Dorfhandwerker, vor allem Zimmerleute, die von Dorf zu Dorf zogen und gegen Kost und Wohnung „in Stör“ arbeiteten. Das war nicht mehr der alte Hausfleiß. Aber man muß sich vorstellen, daß der Bauer, der sein Haus bessern oder ein neues richten ließ, dabei mitarbeitete; wenn er nicht selbst Hand anlegte, so stellte er doch das Bauholz, gab das Programm in allen Einzelheiten und mag auch über die Wahl des Zierats und der Hausprüche oft entschieden haben. Er kannte seinen Bedarf und hielt fest an der Tradition seiner Väter. Und so haben sich auch in den Zeiten, da der berufsmäßige Handwerker das Haus zimmerte, alte Gewohnheiten und Typen in den einzelnen Landschaften, ja oft in einzelnen Tälern und Dörfern gehalten, unendlich verschieden durch das weite Deutschland hin, aber doch jedes in seiner Art sachgemäß, konsequent, kernig herausgewachsen aus den jeweiligen Zweckansprüchen, aus den Grundbedingungen, auf denen alle gute Kunst ruht.

Gemeinsam ist dem alten deutschen Bauernhaus, daß es wesentlich aus Holz gezimmert ist. „Das deutsche Bauernhaus steht noch mit seinen Füßen im Walde, wenn auch sein Haupt die alte moosbewachsene Strohkappe abgeworfen hat“ (Rhamm, Dorf und Bauernhof in altdeutschem Lande). Auf den Alpen herrscht der altertümliche Blockbau, bei dem die Wände aus übereinander gelagerten Balken bestehen, die rund oder kantig behauen und an den Ecken übereinander geblattet werden. Im Schwarzwald und in den österreichischen Gebirgen stellt man einzelne kräftige Balken aufrecht, in die Schwellen eingezapft, und füllt die Zwischenräume mit wagrechten Bohlen: das ist der Ständerbau, den man für jünger hält als den Blockbau. Wo das Holz spärlicher wurde, verband man schwächere Pfosten durch Querringel und Streben und füllte die Gefache dazwischen mit Lehm über Flechtwerk oder mit Mauerwerk aus Ziegel- oder Bruchsteinen aus: dieser Fachwerk- oder Riegelbau herrscht im größten Teile Deutschlands, sowohl in Mitteldeutschland wie an den eigentümlichen Bauernhäusern in Niedersachsen. Die altertümliche Stufe des Blockbaues werden wir auch bei den urwüchsigsten

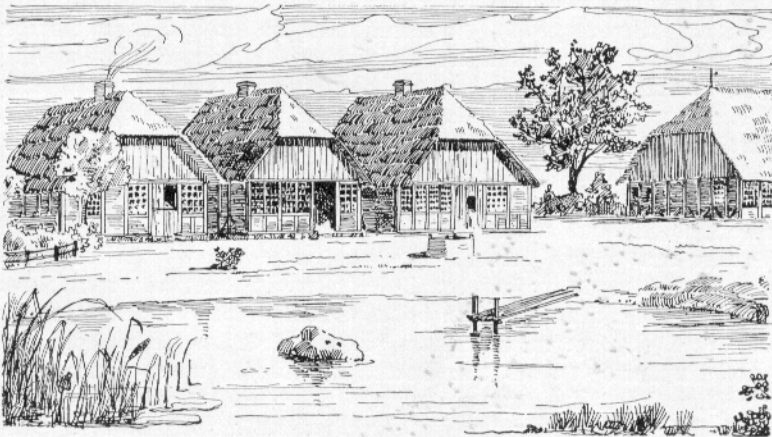


Abb. 8. Dorfteich in Puttgarden auf Fehmarn. Aufg. v. Stoffers.

Bauernhütten des skandinavischen Nordens und in den slawischen Gegenden des östlichen Deutschlands wiederfinden.

Dagegen ist der Steinbau den Deutschen erst bekannt geworden, als sie sich mit der römischen Kultur berührten; erst von den Römern haben sie die technischen Ausdrücke für das „Mauern“ übernommen: die Mauer murus, der Ziegel tegula, der Kalk calx, der Mörtel mortarium u. a. m. Wir werden sehen, wie im Süden seit langer Zeit die Sockel, die Erdgeschosse, bisweilen die ganzen Fassaden gemauert werden.

Wohnung, Stall und Scheuer sind die Bestandteile des bäuerlichen Gewebes. Sie lassen sich in unzähligen Variationen zusammensetzen, wie es die Landschaft und das Klima, die Wirtschaft und der Besitz, das Baumaterial und die Tradition bedingen. Sie können in getrennten Gebäuden eines Gehöftes liegen oder unter das eine große Dach des Einheitshauses zusammengezogen werden. In dem Einheitshause können die Wohnräume von den Wirtschaftsräumen getrennt oder mit ihnen in einer weiten Halle vereinigt liegen. Wenn wir jetzt diese verschiedenen Typen des deutschen Bauernhauses betrachten, schließen wir jedesmal auch die Wohnung sowie die Möbel und Geräte an.

Es empfiehlt sich, zuerst das niedersächsische Haus zu besprechen. Zwar ist es nicht erwiesen, daß es die zeitlich älteste Form des deutschen Hauses, seine eigentliche Urform darstelle. Aber es ist ein so geschlossener, ursprünglicher und sicherlich uralter Typus, daß es sich besonders dazu eignet, vom Wesen des Bauernhauses eine Anschauung zu geben. Es bewahrt am stärksten den Gegensatz zur städtischen Bauweise. Darum nimmt es nicht wunder, daß es zuerst von allen Bauernhäusern die Augen auf sich gezogen hat und noch heute als Typus besonders bekannt und beliebt ist. Es ist oft beschrieben worden, sowohl seine reichereren wie auch seine einfacheren Arten, wie sie sich noch in den Heidegegenden von Hannover, aber auch in Schleswig und an anderen Orten finden.

Ein langgestrecktes Rechteck unter einem mächtigen Strohdach, das nicht nur an den Längsseiten tief über die niedrigen Wände herabhängt, sondern oft auch die Giebel in steiler Senkung als Walmdach überzieht und schützt (Abb. 1). Die Wände aus Fachwerk; eichene Pfosten und Riegel, mit Lehmstaakwerk gefüllt oder mit roten Backsteinen ausgemauert. An der vorderen Giebelseite in der Mitte ein mächtiges Tor, groß genug, um den voll beladenen Getreidewagen einzulassen. Dann werden der Mittelpfosten und die Schwelle herausgenommen; für den täglichen Gebrauch ist es der Quere nach geteilt, so daß unten die Bewohner hindurchgehen können. Bei einfacheren Häusern ist an der ganzen Giebelseite außer dem großen Scheumentor keine weitere Öffnung, weder Fenster noch Tür.

„So einfach ein solcher Bau von außen erscheint,“ schildert der dänische Forscher Meiborg in seinem trefflichen Werk über das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig (Schleswig, Julius Bergas 1896), „so mannigfaltig ist der Anblick im Innern. Beim ersten Blick in die offene Halbtür der Einfahrt erhält man freilich nur den Eindruck eines großen, düsteren Raumes, in dem nur eben ein paar unbestimmte Linien zu unterscheiden sind. Aber bald blickt das Auge schärfer in den Hintergrund, wo ein Torffener auf offenem Herde glimmt, während gedämpfter Tageschein hellere Lichtstreifen quer über den Boden fallen läßt, und nach und nach tritt der Raum in seinen Hauptzügen aus dem Dunkel hervor. Geht man in die Halle (Diele) hinein, die sich von Giebel zu Giebel erstreckt, so zeigt sich wieder ein Neues; zu beiden Seiten taucht aus dem Dunkel ein Kopf neben dem andern hervor, und der Fremde steht sich von einer Menge von Augenpaaren beobachtet. Vorn auf der Diele halten sich die Männer auf, nach hinten die Frauen; hinter Verschlagen an den beiden Seiten schauen die Köpfe der Pferde und Kühe heraus . . . Wir gehen weiter zum hinteren Teile der Diele. Hier glänzt alles Holzwerk von Ruß, und frei auf dem Boden steht der gemauerte, niedrige, offene Herd, einem heidnischen Opfertische nicht unähnlich.“ In den alten Häusern muß der Rauch dieses Herdes sich selber seinen Weg ins Freie suchen; an den kräftigen Ständern der Diele hinauf zieht er zu den schweren Balken und räuchert die daran hängenden Würste und Schinken, durchzieht das Heu und das Stroh, das über dem Boden bis hoch unter

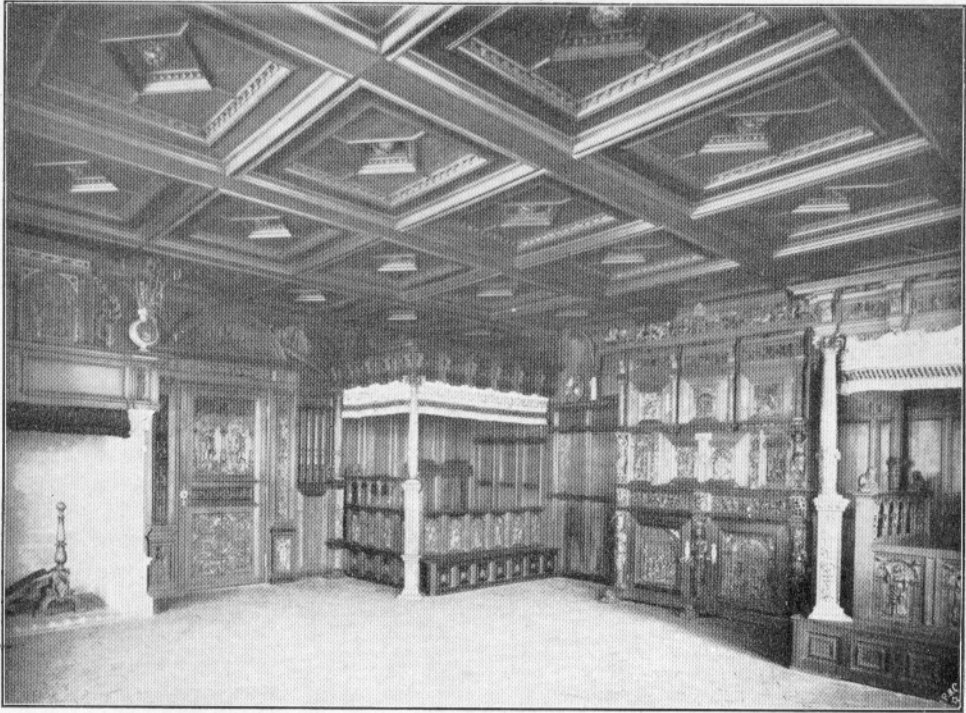


Abb. 9. Pefel des Marcus Schwin zu Lehe (Dithmarschen), jetzt im Museum zu Meldorf.

die Dachsparren lagert, und findet einen Ausweg unten durch das große Tor oder oben durch ein kleines Abzugsloch, das Ahlenluk, in der Siebelwand oder in der Haube über dem Walmdache. In dem Hersteile, dem Flet, dem wichtigsten und ursprünglichsten Teil des Hauses (denn das Wort Flet wird auch für das Haus schlechthin gebraucht), um die Feuerstelle, weilten einst die Bewohner, die Herrschaft und das Gefinde, bei Tag und bei Nacht, in einem großen Raume mit ihrem Vieh und ihren Vorräten, mit aller ihrer Habe vereinigt (Abb. 2).

Die Vorteile dieser Anlage, in einer etwas reiferen Gestalt, hat Justus Moeyer in seinen Patriotischen Phantasien frühzeitig erkannt und in klassischen Worten geschildert, die berühmt geworden sind und auch hier nicht fehlen dürfen: „Die Frage, ob die hiesigen Hausleute (im Osnabrückischen) ihre Wohnungen nicht bequemer einrichten können, ist oft aufgeworfen worden. Diejenige, welche solche zu entscheiden haben, mögen nachfolgende Vortheile der hiesigen Bauart nicht aus der Acht lassen. Der Heerd ist fast in der Mitte des Hauses, und so angelegt, daß die Frau, welche bey demselben sitzt, zu gleicher Zeit alles übersehen kann. Ein so grosser und bequemer Gesichtspunkt ist in keiner andern Art von Gebäuden. Ohne von ihrem Stuhle aufzustehn, übersieht die Wirthin zu gleicher Zeit drey Thüren, dankt denen die hereinkommen, heißt solche bey sich nieder setzen, behält ihre Kinder und Gefinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller, Boden und Kammer, spinnet immerfort und kocht dabey. Ihre Schlafstelle ist hinter diesem Feuer, und sie behält aus derselben eben diese grosse Aussicht, sieht ihr Gefinde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer anbrennen und verlöschen, und alle Thüren auf und zugehen, höret ihr Vieh fressen, die Weberin schlagen, und beobachtet wiederum Keller, Boden und Kammer. Wenn sie im Kindbette liegt, kann sie noch einen Theil dieser häuslichen Pflichten aus dieser ihrer Schlafstelle wahrnehmen. Jede zufällige Arbeit bleibt ebenfalls in der Kette der übrigen. So wie das Vieh gefüttert

und die Dresche gewandt ist, kann sie hinter ihrem Spinnrade ausruhen, anstatt daß in andern Orten, wo die Leute in Stuben sitzen, so oft die Hausthür aufgeht, jemand aus der Stube dem Fremden entgegen gehen, ihn wieder aus dem Hause führen und seine Arbeit so lange versäumen muß. Der Platz bey dem Heerd ist der schönste unter allen. Und wer den Heerd der Feuergefähr halber von der Aussicht auf die Deele absondert, beraubt sich unendlicher Vortheile. Er kann sodann nicht sehen, was der Knecht schneidet und die Magd futtert. Er hört die Stimme seines Viehes nicht mehr. Die Einfurth wird ein Schleichloch des Gefindes, seine ganze Aussicht vom Stuhle hinterm Rade am Feuer geht verlohren, und wer vollends seine Pferde in einem besonderen Stalle, seine Kühe in einem andern, und seine Schweine im dritten hat und in einem eigenen Gebäude driecht, der hat zehn Wände und Dächer zu unterhalten, und muß den ganzen Tag mit Besichtigen und Aufsicht haben zubringen. Ein rings umher niedriges



Abb. 10. Bauernstühle im Kunstgewerbemuseum zu Berlin.

Strohbach schützt hier die allezeit schwachen Wände, hält den Lehm trocken, wärmt Haus und Vieh, und wird mit leichter Mühe von dem Wirthe selbst gebessert. Ein grosses Vordach schützt das Haus nach Westen, und deckt zugleich die Schweintoben, und um endlich nichts zu verlieren, liegt der Mistpfal vor der Ausfahrt wo angespannet wird. Kein Vitruv ist im Stande, mehrere Vortheile zu vereinigen.“

Von dieser Grundgestalt des niederländischen Hauses gibt es in dem weiten Gebiete, das es einnimmt, die verschiedensten Variationen. Sie finden sich heute nebeneinander, für die größere oder die kleinere Wirtschaft, in abgelegenen, ärmlichen Heidegegenden oder in üppigen Marschstriften. Man darf schließen, daß sie sich einst nacheinander herausgebildet haben vom Einfachsten zum immer Reicherem. Besonders wichtig war dabei die Entwicklung der Feuerstätte.

Ursprünglich lag sie in der Mitte des Flets, so daß die Bewohner ringsherum am Tage arbeiten und des Nachts ihr dürftiges Lager breiten konnten. Dann lagen die Scheite oft unmittelbar auf dem Boden, auf dem gestampften Lehm oder gepflasterten

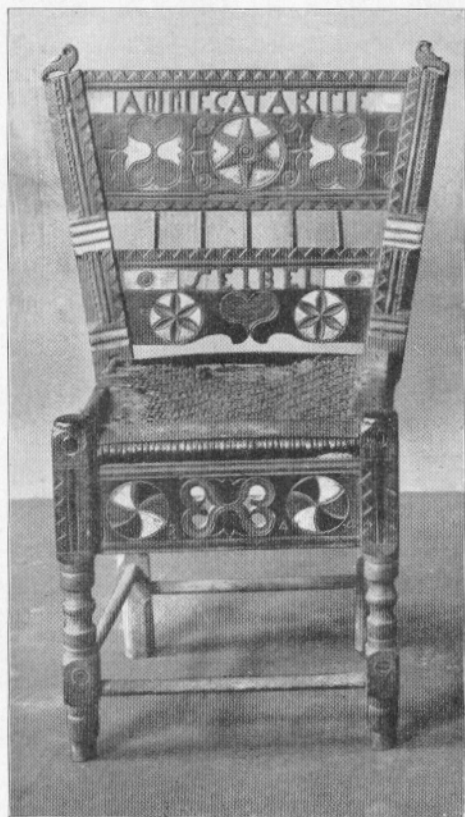


Abb. 11. Deutscher Bauernstuhl im K. K. österreichischen Museum für Kunst und Industrie zu Wien.

er auch dort offen, oben durch das Rähm geschützt. Der Kessel hing jetzt wohl von einem drehbaren Balken herab, Drehrahm, Halbaum, Wendesäule genannt, der sich bisweilen bis zum Brunnen in der Ecke des Flets schwingen ließ. Es lag nahe, die gefährliche Feuerstelle zu ummauern; der Herd ward erhöht, an den Seiten gewandt und oben durch einen „Schwibbogen“ geschlossen (Abb. 4). Die Bäuerin in den Vierlanden bei Hamburg verschließt diesen Herd, ihre „Digge“, durch eine große Holztür, die oben in zierlich durchbrochenen Löchern den Rauch durchläßt und innen das Kochgerät zu tragen pflegt. Hier ist auch der Herd oft nicht mehr hinten an der Giebelwand, sondern im Flet an eine Seitenwand gerückt. Schornsteine stammen meist erst aus recht junger Zeit; in alte Häuser sind sie oft nachträglich eingemauert.

Sohnrey, Kunst auf dem Lande.

Feldsteinen. Auch ward sie wohl niedrig aufgemauert, mit eckigem oder rundem Grundriß. War das Flet mit Holz gedeckt, so mußte die Herdstelle ausgespart werden. Um die Funken abzufangen, hängt — in ganz vereinzelt Beispielen noch heute im Gebrauch — über der Herdstelle ein Rahmen aus schweren, hölzernen Balken, deren Enden gern in geschnitzte Tierköpfe enden, das Herdrähm. Von dem Rähm hing mittels eines eisernen Kesselhafens der Kessel herab (Abb. 3). Vor alters war der Kesselhafen das Sinnbild für das Haus; wer ihn schutzsuchend faßte, stellte sich damit unter den Hausfrieden. Das Feuer wurde sorgsam behütet, auch vor dem Verlöschen; denn es war mühselig, neues Feuer anzuzünden, wenn man es sich nicht vom Nachbar „leihen“ konnte. Darum ward über die glimmende Asche am Abend eine eiserne Stülpe gelegt.

Ein Schritt weiter geschah, wenn man den Herd aus der Mitte rückte und an die hintere Giebelwand stellte. Zunächst blieb

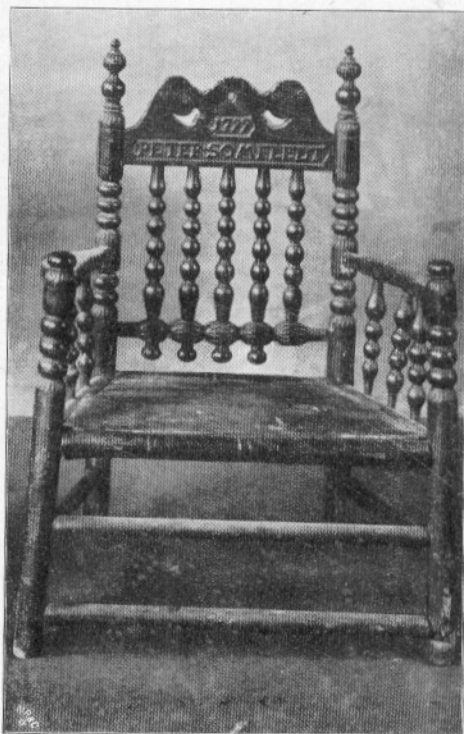


Abb. 12. Bauernstuhl aus dem Alten Lande bei Hamburg im K. K. österreichischen Museum für Kunst und Industrie zu Wien.

Während man den Herd besserte, ward auch das Flet wohnlicher. Früh gab man ihm einen unmittelbaren Ausgang durch eine oder zwei kleine Türen (Nadelöhr) und direktes Licht durch kleine Fenster in den Seitenwänden. Freilich konnten die Fenster nicht größer sein als ein Fach des Riegelwerks, und bis ins späte Mittelalter mußte man sich damit begnügen, sie durch hölzerne Läden zu schließen. Der Bauer wird sich selten die Mühe gemacht haben, sie mit durchsichtigem Pergament oder Papier zu verkleben, bis auch er sich die kleinen, grünlichen Scheiben kaufen konnte, durch die noch heute das Licht so weich und malerisch in die alten Dielen hineinzuspielen pflegt. Auch das Wort Fenster ist im Deutschen jung, ein Lehnwort aus dem Lateinischen; das ältere germanische Wort (englisch window, dänisch vindue) hängt mit Wind zusammen; die Öffnung diente ursprünglich für den Luftzug, nicht zur Belichtung.

Blieb auch das Flet zunächst noch ein einheitlicher Raum, so ergaben sich von selber doch einige Gliederungen. In den niedrigen Seitenschiffen, als Verlängerung der vorderen Ställe, lagen zwischen den Ständerbalken offene, nischenartige Abschnitte, die Klübbing genannt. Darin richtete man „Sitzplätze“ (Siddel) ein mit Bänken und Tisch; für die Mahlzeiten, sei es für den ganzen Hausstand gemeinsam, sei es für das Gesinde getrennt (Abb. 3). Vor allem aber mußte man Schlafstellen schaffen, besondere Verchläge, die im Braunschweigischen Buge, bei Osnabrück Durt oder Duttig heißen; sie finden sich an mancherlei Stellen des Flets, frei im Raum oder in der Klübbing, bisweilen durch Schiebetüren verschließbar, sonst durch Vorhänge aus gewebter und gemusterter Leinwand verhängt. Ursprünglich enthielt jeder dieser Alkoven mehrere Schlafplätze auf Stroh; erst geraume Zeit nach dem Mittelalter sind sie mit Pfählen, Kissen und Bezügen reinlicher und gefälliger ausgestattet, vermehrt und verkleinert worden.

Das ursprüngliche niedersächsisches Bauernhaus hat zweifellos nur den Herdraum mit unmittelbar anschließendem Stallraum gekannt, aber keinerlei geschlossene Wohnräume. Wann und wo man begonnen hat, solche aus dem großen Raume herauszuschneiden und an ihn anzugliedern, wird sich nie feststellen lassen. Aber man ward dazu gedrängt, sobald die Ansprüche an das Leben sich nur ganz mäßig hoben. Und in den allermeisten Anlagen, die wir noch heute beobachten können, sind die Wohnräume an der Rückseite des Hauses, hinter dem Herdraum, abgeteilt. Es kommt vor, daß die Klübbing, das niedrige Seitenschiff, hintenherum geführt wurde. In einzelnen Gegenden, z. B. im Schleswigschen, treten die Wohnräume hinten als besondere Baukörper hervor, niedriger und schmaler als das Haupthaus, so daß das Flet wie ein Querschiff davor liegt. Sonst liegen die Wohnräume fast immer unter dem einen großen Dach zu ebener Erde.

Es pflegt eine größere Stube zu sein, Döns oder Döns genannt, daneben eine Kammer (Abb. 5). In der Wilstermarsch gibt es, oft neben der Döns, ein noch größeres Staatszimmer, den Besel, zu schaffen, von dem wir weiter unten Beispiele kennen lernen werden. Über den Stuben meist der Hausboden; unter der einen oder anderen von ihnen wohl ein Keller. Erst in jüngeren Häusern wird von der großen Diele auch eine kleine, gemauerte Küchendiele abgetrennt oder eine besondere Küche eingerichtet. Für die Knechte und Mägde, für das Geschirr und die Speisen werden besondere Kammern in den Seitenschiffen eingerichtet (Wilangsstube = Blankestube in den Vierlanden), seltener im Oberstock (Opkammer); hin und wieder muß sich das Gesinde auch wohl in Abschlägen neben oder über den Viehställen, auf der Hille oder Hilde, behelfen.

Allerdings ließen sich diese Räume nur zum kleinen Teile heizen. In dem alten niedersächsischen Holzhaue gab es nur eine einzige Feuerstelle, den Herd. Der Backofen stand außerhalb als ein eigenes, gemauertes Bauwerk.

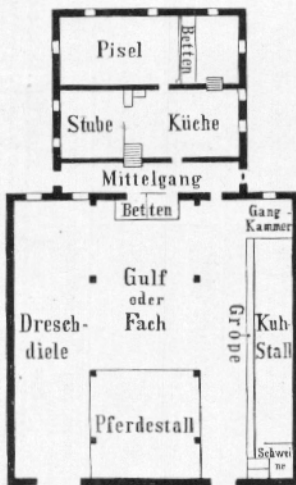


Abb. 13. Grundriss eines ostfriesischen Hauses.

Nach Lafius, Das friesische Bauernhaus. Straßburg, Karl J. Trübner, 1885.

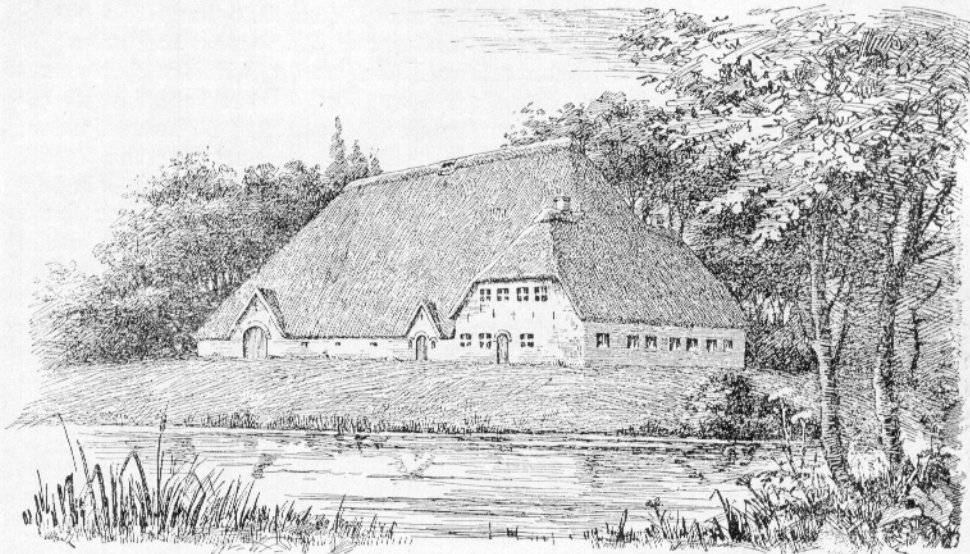


Abb. 14. Hauberg aus der Landschaft Eiderstedt.

Nach Meiborg, Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig. Verlag von Julius Bergas, Schleswig, 1896.

Den stattlichen und wichtigen Stubenofen, den wir als den Mittelpunkt der oberdeutschen Wohnung kennen lernen werden, kennt der Niedersachse nicht. Kachelöfen hat erst im achtzehnten Jahrhundert der wohlhabende Vierländer Bauer gekauft, als man ihrer in Hamburg überdrüssig ward. Der sächsische Bauer behilft sich durchweg mit dem eisernen Ofen, dem Beileger (Abb. 6). Beileger heißt er, weil von außen, neben dem Herde, geheizt wird. Aber mit seinen großen, gußeisernen Platten über den hohen Füßen gab er Wärme genug für die engen Zimmer, und die gesprächigen Reliefs mit ihren biblischen Geschichten und die blanken Messingknöpfe obenauf gaben ihm ein sauberes Ansehen (Abb. 6). In den kleineren Stuben und Kammern mußte man ohne Ofen auskommen. Als Aushilfe greift man noch heute zu den beliebten Feuerkisten, den kleinen, kastenförmigen Kohlenbehältern aus Holz und Messing, die man sich unter die Füße oder unter den Stuhl stellen kann. Langgestielte Bettpfannen aus Messing dienen zum Wärmen der Betten, die jetzt in den Stuben als Verschläge ein- und ausgebaut wurden, oft auch nach der Diele zugänglich, um das Vieh zu überwachen.

So einfach die Grundgestalt des niederdeutschen Hauses sich uns darstellt, gibt es doch mancherlei Abarten und lokale Sondertypen. Schon der Unterschied des Besitzes

führt darauf: das Haus des vornehmen Vollbauern mit den vielen Bewohnern und der Fülle wirtschaftlicher Ansprüche muß weit reicher gegliedert sein als das Wohnhaus des armeligen Kätters oder des bescheidenen Ostseefischers. Und das niederdeutsche Haus reicht über viele Landschaften, über das ganze Gebiet des alten Stammes der Niedersachsen, den alten karolingischen Sachsengau. Als Mittelpunkt das

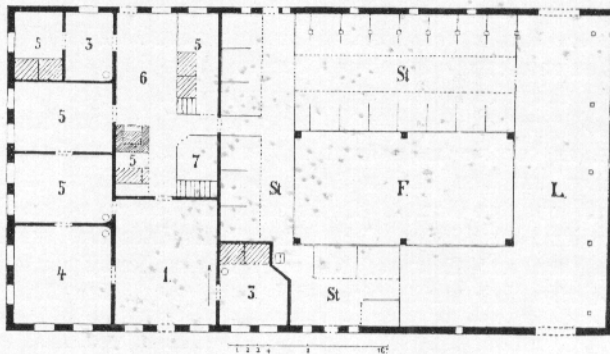


Abb. 15. Grundriß eines Eiderstedter Hauberges. Nach Meiborg.

heutige Hannover, Westfalen und Braunschweig, nach Westen über den Rhein bis an die Maas, nach Süden bis gegen das alte Franken und Thüringen, im Norden bis Schleswig; nach Osten haben die niederdeutschen Kolonisten ihr heimisches Haus durch Mecklenburg, Pommern und die nördlichen Gebiete der Mark Brandenburg mit sich geführt. Dabei sind wohl auch Mischungen mit den Haustypen anderer Stämme entstanden.

Besonders finden sich in Westfalen wie in Holstein Häuser von jüngerem Typus, bei denen die Diele bis zur hinteren Giebelwand durchgeht, der Herd an der Seite steht und alle Räume in den Seitenschiffen liegen. Oft ist der Stall ganz aus dem Hause hinaus verlegt, so daß selbst die Wohnräume neben dem vorderen Giebel Platz finden. So in den reichen Bauernwirtschaften Dithmarschens und auf der Insel Fehmarn. Hier bleibt im Mittelschiff vorn die große Diele und schließt sich hinten eine große Stube an. Die Seitenschiffe werden in Stuben, Kammern und Küche aufgeteilt (Abb. 7). Deshalb hat das ganze Haus außen ringsum ansehnliche Fenster, die sonst am niedersächsischen Hause so klein und dürrig sind (Abb. 8). Auch die Fischerhäuser an der Küste von Hinterpommern sind als Wohnhäuser ähnlich angelegt.

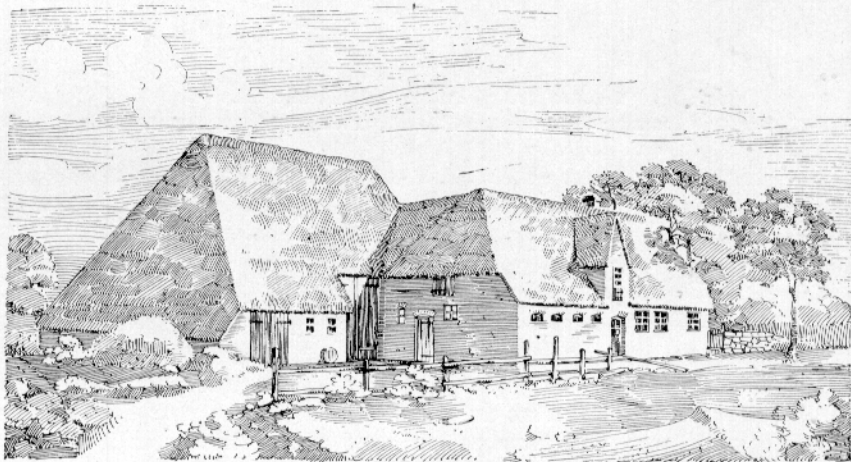


Abb. 16. Aus Boldigum auf Föhr. Ausgenommen von Stoffers und Auhagen.

Aus: Das Bauernhaus in Deutschland, Schleswig-Holstein, Tafel 9. Verlag von G. Küttmann, Dresden.

Mit besonderer Freude an gefälligen Zieraten haben die Bauern in den Elbmarschen bei Hamburg gebaut. Der Name der Vierlande ist jedem Freunde ländlicher Kunst geläufig, weil das Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe ihre Arbeiten seit langer Zeit sammelt und begeisterte Freunde der Volkskunst (Schwindrazheim u. a.) die vierländer Art weithin bekannt gemacht haben. Wer die vier Kirchspiele auf dem rechten Elbufer oberhalb Hamburgs durchwandert, freut sich der vielen sauberen Fachwerkhäuser mit den ehrwürdigen Strohdächern. Freilich sehen sie vom Deich und seiner Straße aus zunächst ungewöhnlich aus; denn sie wenden dem schützenden Deich ihre Rückseite zu, an der die Wohnräume mit den vielen kleinen Fenstern liegen; die vorderen Giebelseiten mit dem großen Tor und der Diele liegen zweckmäßigerweise hinten gegen das Feld und den Garten. Dafür wird auch die gegen den Deich gekehrte Seite am reichsten verziert; die Pfosten, Schwellen und Konsolen sind profiliert und beschnitzt mit Friesen, Rosetten und Sternen, die an den alten Kerbschnitt erinnern; die Ziegelsteine in den Gefachen sind mit launiger Erfindung zu hübschen Mustern gefügt; auf den Türen und an den Balken fehlt selten der Name des Besitzers oder ein treffender Spruch; die Jahreszahlen reichen noch heute bis 1559 hinaus. Vereinzelt stehen zwischen den Häusern noch alte Kornspieker, ganz aus Holz gezimmert, ähnlich wie die Glockentürme neben den



Abb. 18. Friesische Stube aus Niedlum, jetzt im Museum zu Zlensburg.

Kirchen auf den Friedhöfen mitten im Dorf. Die Kirchen, außen Fachwerk, innen mit stattlichem Gestühl, launigem Schmiedewerk und voll farbenfroher Malerei; auf dem Kirchhof ehrwürdige Grabsteine und als Eingang neben dem Pfarrhaus ein kräftiges Holztor aus gediegenem Zimmerwerk: das gibt mit den Wohnhäusern zusammen ein Bild einer kraftvoll geschlossenen, künstlerischen Kultur.

Allerdings darf man nicht vergessen, daß diese Vierländer, deren Kunst man gern als Beispiel der Bauernkunst schlechthin vorführt, ganz ungewöhnlich begünstigt waren. Unabhängige Bauern, fanden sie für ihr Vieh und besonders für das Gemüse und Obst ihrer Gärten in der nahen Großstadt bequemen und höchst lohnenden Absatz. Durch den Markt in beständigem, fast täglichem Verkehr mit der städtischen Kultur, konnten sie von Hamburg her bessere Handwerker beziehen und manche Stücke ihres Hausrats für alt oder für neu kaufen. Den schönen Silberschmuck für ihre Frauen lieferte das nahe Landstädtchen Bergedorf; und die Schreiner, die sich in einem der vier Dörfer selber anständig machten, fanden dort nicht nur wohlhabende, sondern auch leidlich aufgeklärte Käufer. Und trotz aller dieser Einflüsse hat der Vierländer erst seit zwei Generationen von seiner alten, guten Art gelassen, und erst heute sieht man mit Wehmut auch in diesen reichen und schönen Dörfern die abgeschmackten Karikaturen städtischer Bauweise. Leider hat auch im Innern der Althändler halb alles geplündert, nicht nur die Möbel und die Geräte, die Stickereien und den Schmuck, sondern auch die Wände der Stuben. Ein schwerer Verlust; denn die Wohnung des vierländer Hauses konnte lehren, wie viel eine begünstigte Bauernschaft sich an Kunst auch innerhalb des Hauses schaffen kann.

Im allgemeinen war das Mobiliar im alten sächsischen Hause schlicht und derb, wie die Pfosten und Balken des Hauses. Was an Bänken und Tischen im alten Flet oder in den Kübbungen stand, war spärlich und einförmig. Der Zimmermann oder der Bauer selber fügten es aus stämmigen Eichenbohlen. Erhalten sind aus gotischer Zeit wohl auch einzelne Truhen und Schränke, von denen sich indes nicht immer

bestimmen läßt, ob sie nicht ursprünglich für den Städter hergestellt und erst später als Aufstachen ins Bauernhaus verschlagen sind. Aber seit dem sechzehnten Jahrhundert, seit in den besseren Häusern die Wohnstuben abgetrennt wurden, wuchsen die Ansprüche. Wer das Geld und den Mut hatte, sich eine Stube zu bauen, wollte darin behaglich wohnen. Dazu mußte die Wand mit Eichenholz getäfelt werden, in einfachem Rahmenwerk oder auch mit kunstreicheren Schnitzereien, antikischem Säulenwerk oder Kollzieraten, die der niederdeutsche Bildschnitzer sich so trefflich zu eigen gemacht hatte. Solches Tafelwerk im Charakter der Spätrenaissance ist aus den Dörfern der schleswig-holsteinischen und westfälischen Häuser in die Museen gewandert und findet sich leider an Ort und Stelle immer seltener. Einen Aufwand, der fast schon Luxus zu nennen ist, trieben die stolzen und reichen Bauern der Wishtermarsch in ihrem ungewöhnlichen großen Prachtzimmer, dem Besel. Mit Recht berühmt ist der kostbare Raum, den im Jahre 1568 der Bürgermeister Marcus Schwin zu Lehe bei Lunden in Dithmarschen sich herrichten ließ (Abb. 9); er lag als Anbau hinten an der großen Diele, die — auch dies ein Zeichen reiferer Wohnsitten — nicht mehr Tenne, sondern nur Vorplatz war für die Stuben und Küche zu ihren Seiten. In der Beselstube waren die Wände und die Kassettendecke, die beiden Himmelbetten, ein großer Schrank und die Kappe des großen Kamins auf das sauberste aus Eichenholz getischlert und mit einer Fülle der schönsten Schnitzereien verziert, mit einem Aufwand und einer Kunst, die keiner stolzen Ratsstube Schande gemacht hätte. Jetzt steht der Besel, nach einem schweren Brande restauriert, in dem schönen Museum in Meldorf, ein stolzes Denkmal auf einen deutschen Landmann.

Auch in späterer Zeit nahmen die Beselstuben in der Wishtermarsch es mit dem feinsten Bürgerzimmer auf. Die teuerste Tischlertechnik der deutschen Barockzeit, die zierlichsten Profilierungen und Verkröpfungen, untermischt mit breiten Laubschnitzereien und feinen Einlagen, kann man heute an den Marschzimmern in den Museen zu Altona (Abb. 6), Flensburg und Nürnberg bewundern. Wie die Wände, so die Türen und die Verkleidungen der Ofen; so auch einzelne Schränke, Tische und Stühle. Hinter dem eleganten gußeisernen Ofen pflegt die Wand nach holländischer Sitte mit Kacheln bekleidet zu sein; ein Guckfenster mit zierlichem Schmiedegitter gestattet dem Bauern und seiner Hausfrau, vom Zimmer aus auch den Flur zu überwachen.

In etwas anderer Technik, mit besonderer Vorliebe für die Intarsia, haben auch die vierländer Bauern sich manches trauliche Stübchen getäfelt. Das schönste dieser Art, von 1685 und 1687 datiert, für Henke Bud und seine Frau Befe Bud in Neuen- gamme getischlert, steht im Museum für Kunst und Gewerbe zu Hamburg; gemischt aus Motiven der reinen Renaissance, Flechtbändern und Arkaden, dem knorpeligen Laubwerk der Spätrenaissance und den Wellenleisten der echten Barockkunst.

So freundlich uns diese Beispiele ländlicher Wohnungsfreude anmuten, dürfen wir eines nicht übersehen. Ein allgemein gebräuchlicher Typus für die Wohnstube, wie wir ihn in Oberdeutschland kennen lernen werden, hat sich in Niedersachsen nicht herausgebildet. Im niedersächsischen Hause bleibt die Wohnstube ein jüngerer Einschießel. Sie wird bald in diese, bald in jene Ecke eingebaut, bald auch zwischen zwei andere Stuben oder Kammern hinein; und so wird sie auch mehr nach dem Gefallen des einzelnen als nach örtlichen oder gar landschaftlichen Traditionen eingerichtet. Einiges freilich ergab sich von selbst und wiederholte sich daher oft. Der Ofen, der von außen geheizt werden sollte, mußte an der Wand gegen die Diele stehen. Wenn sich neben ihm die Tür von der Diele her öffnete, war an dieser Seite wenig Platz mehr. Die Ofen wurden deshalb zweckmäßig vor die Zwischenwand gebaut, denn die Außenwände mußten für die Reihen der kleinen Fenster frei bleiben. Dann ergab es sich leicht, daß man die Bänke, auf die man nicht gern verzichtet, unter den Fenstern entlang führte, sei es nur an einer Wand, oder, wenn das Zimmer eine Ecke einnahm, auch durch den ganzen Winkel hin. So wurde der große, schwere Eichentisch oft in die Fensterecke gerückt und auf den inneren Seiten mit beweglichen Bänken oder Stühlen umstellt. Aber es finden sich vielerlei andere Anordnungen, wie der Grundriß des Hauses und die Reigungen der Bewohner es fügten.



Abb. 19. Nordfriesische Küche. Gemälde von Carl Ludwig Jessen.

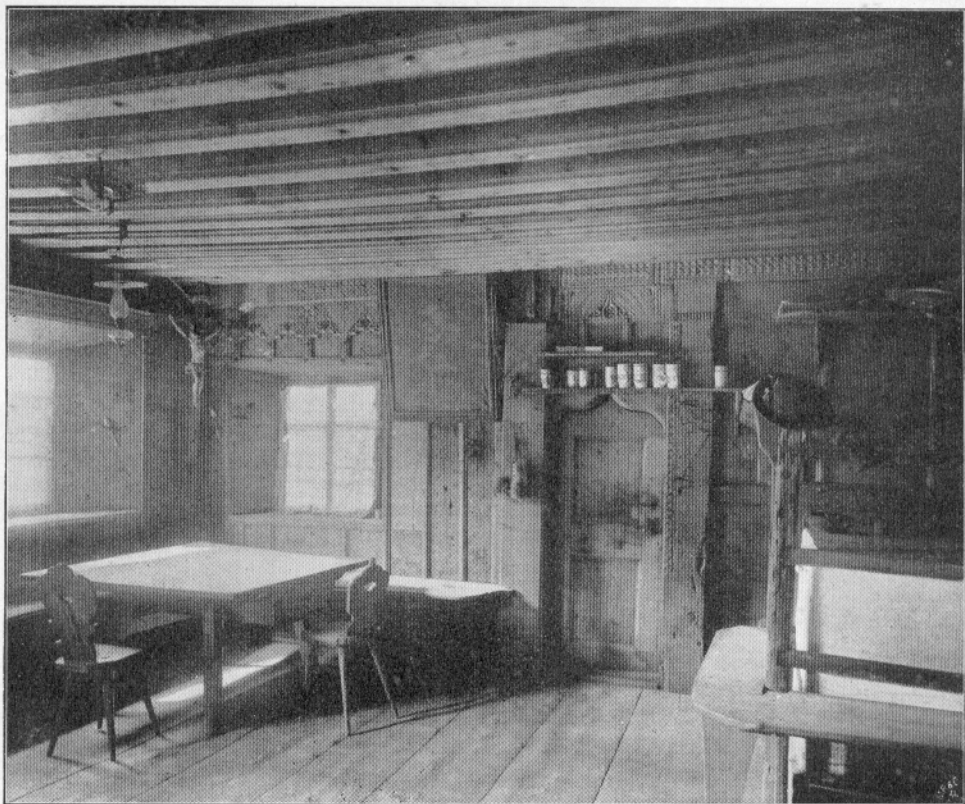


Abb. 20. Stube mit gotischer Tafelung, aus Klausen (Tirol).

Wie die Wohnung, so sind auch die einzelnen Möbel des niedersächsischen Hauses nicht für das ganze Gebiet typisch, weder ihr Platz im Hause, noch ihre Gestalt. Nur das Material und die Konstruktion bleiben sich für die älteren Zeiten gleich. Wie das norddeutsche Haus, so sind auch die norddeutschen Möbel aus Eichenholz gefügt gewesen, in festem Bau aus Pfosten und Riegeln; der Tischler wohnte nicht weit vom Zimmermann. So sind die Truhen, die Schränke und auch die Tische und Stühle gebaut. Geschmückt wurden sie von alters her durch Schnitzerei. Aus unseren Bauernhäusern stammt die große Masse der prächtigen, reich geschnitzten Möbel, die jetzt den Stolz der Museen in Hamburg, Bremen, Kiel, Flensburg u. a. ausmachen. Allein es ist schwer, den Anteil der ländlichen Kunst daran zu bestimmen. Daß berufsmäßige Bildschnitzer aus der Stadt an diesen redseligen Geschichten aus der Bibel oder der antiken Historie das Beste getan haben, ist sicher. Ja man muß annehmen, daß ein guter Teil dieser Möbel für das Bürgerhaus angefertigt und erst später, als sie aus der Mode kamen, aufs Dorf gewandert ist. Dagegen wissen wir auch, daß in den Wejer- und Elbmarschen und längs der Nordseeküste die Lust an kunstvoller Schnitzerei und die Begabung dafür von alters her blühten, und daß mancher kernige Landmann noch in jüngster Zeit sein Schnitzmesser geschickt zu handhaben weiß. Vor allem ist ja hier die Heimat des bäuerlichen Kerbschnitts. Der Bauer und der Schiffer betätigten ihre Kunst seltener an Möbeln als an mancherlei Kleingerät für den Hausbedarf, besonders Stücken, deren die junge Frau für ihren Hausstand bedurfte, und die deshalb der Liebende mit besonderer Lust und Sorgfalt für seine Braut zierte. Mangelbretter, unter denen die Wäsche, um die Rollhölzer gewickelt, geglättet wurde, Wäscheklopfer, Löffelbretter, stattliche Salzfüßer

und Kästchen, Ellen und Spinnräder, auch wohl Schuhleisten und andere Werkzeuge. Aber auch an Möbeln findet sich derselbe Kernschnitt, auch aus anderen Gegenden, z. B. aus den Fischerhäusern von Pommern und Rügen; man darf sicher annehmen, daß manches Stück auch des größeren Hausrats solchem Hausfleiß seine Gestalt und seinen Schmuck verdankt.

Erst im siebzehnten Jahrhundert hat sich die südliche Kunst der Intarsia den Rhein hinab auch in die Marschen verbreitet und auf dem Eichenholz neue, anmutige Zieraten geschaffen. Namentlich die vierländer Tischler wußten Blumen und Vögel, Vasen und Sterne, Jahreszahlen, Namen und Sprüche kunstvoll zu fügen; hier ist die alte Tradition noch heute nicht völlig erloschen. Mit dem achtzehnten Jahrhundert ist an den Küsten, dort, wo der Niedersache sich mit den Holländern und Friesen berührte, auch die bunte Bemalung in Gebrauch gekommen. In der Nähe von Hamburg pflegten die Bewohner der Altenlande, auf dem linken Ufer elbabwärts, solche Möbelmalerei.

Die Möbeltypen selbst sind bald aufgezählt. Das eigentliche Kastenmöbel ist die Truhe; diesen ältesten Typus hat der Bauer bis in das neunzehnte Jahrhundert sich bewahrt. Wie sie im sechzehnten Jahrhundert aus eichenem Riegelwerk mit kleinen Füllungen dauerhaft gefügt war, hat sie sich in Niedersachsen lange gehalten; erst im achtzehnten Jahrhundert hat die kofferartige Form aus Brettern mit Eisenbeschlag oder Messingbändern und gewölbtem Deckel das alte Gerüst abgelöst. Die Truhen stehen in mancherlei Gestalt durch das ganze Haus verteilt; denn was der Bauer und die Bäuerin an Kleidern und Wäsche in ihnen zu bergen hatten, war ein stattlicher Schatz. Man darf sagen, daß die Truhe das einzige charakteristische Vorratsmöbel des niederdeutschen Bauernhauses bildet. Denn bei den Schränken kann man von einem Typus nicht gut reden. Wohl blitzen uns auf den mächtigen Dielen aus dem Rauch und Dunst oft große, zweitürige Schränke entgegen, in denen die Gewänder und der Leinenschatz bequemer verwahrt sind als in den altertümlichen Truhen; prachtvolle Beispiele der Schreinerkunst aus der Barockzeit, mit riesigen Säulen und breiten Friesen, die Kapitelle, Zwickel und Karmiese oft köstlich geschnitzt, das Eichenholz oft durch schwarze und bunte Hölzer belebt, Stücke, deren die Museen sich nicht schämen. Das sind die großen Schränke, die in Holland und Friesland und in den holländisch beeinflussten Ostseestädten wie Danzig sich finden und auch als „Hamburger Schap“ (wohl gleich dem nordischen „Skap“) bekannt waren. Manche von ihnen mag sich einst der wohlhabende Bauer bestellt haben; zumeist aber muß man annehmen, daß auch sie aus der nahen Stadt erst dann ins Bauernhaus verschlagen worden sind, als das Bürgerhaus für sie zu eng wurde. Ein Ergebnis der Bauernkunst sind sie nicht.

Da im niederdeutschen Hause zum Nachtlager durchweg der Kofen diente, so war kein Anlaß, gesonderte Bettstellen auszubilden. Nur die Wiege pflegte man in den Vierlanden zierlich zu gestalten und zu schmücken, ein Geschenk für das junge Paar, mit den Namen und dem Hochzeitsjahr bezeichnet.

Die lehrreichsten Möbel aus dem sächsischen Bauernhaus sind die Stühle. Sie haben aus der alten Überlieferung manchen einfachen, aber gesunden Gedanken gerettet aus der Zeit, da der Bauer oder sein Dorfhandwerker den Stuhl lediglich dazu bauten, daß man bequem auf ihm sitzen könne. Sie legten die Rücklehne genau an die Stelle, an der das Kreuz des Sitzenden Halt sucht und braucht (Abb. 10); sie neigten das stützende Rückbrett leicht nach hinten und rundeten es schwächer oder stärker aus; sie weiteten die Armlehnen in bequemer Biegung aus; sie machten den Sitz vorne breiter als hinten, mochte sein Grundriß viereckig oder dreieckig sein. Sie konstruierten die Stühle wie ihre Truhen aus stämmigen, senkrechten Pfosten, durch geradlinige Riegel und Zargen verbunden; handfester als ihr süddeutscher Fachgenosse, der sich mit schräggestellten, eingezapften Beinen und mit einer Brettlehne behalf. Die hinteren Pfostenfüße stiegen über den Sitz hinauf, um die Riegel oder Bretter der Rücklehne zu halten, die vorderen Füße hielten die Armlehnen; die Sitze wurden aus Brettern oder lieber aus gespaltenen Weidenruten oder Rohrgeslecht gebildet, um mit einem Kissen belegt zu werden. Und die Zierlust des Dorftischlers in den Elbgegenden wußte diese gesunden Grundformen mit passendem Schmuck auszustatten, der doch dem Stuhl nichts von seiner Zweckmäßig-

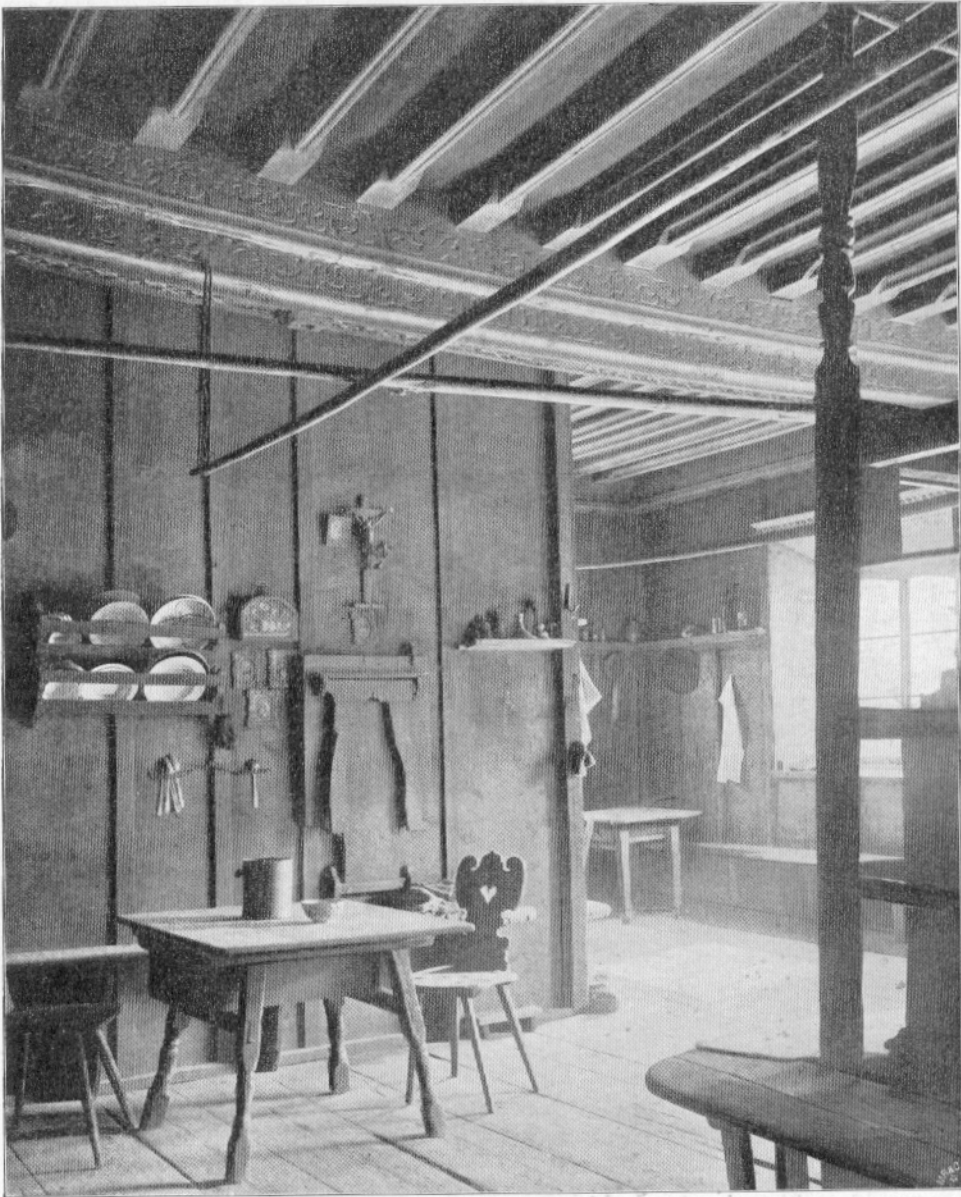


Abb. 21. Stube mit gotischer Tisfelung, aus Tirol.

keit raubte. Die Pfosten wurden gedrechselt oder abgefaßt, die Rückbretter leicht geschnitten oder eingelegt, die Armlehnen durch lustige Doeken gestützt (Abb. 12). So sind diese Bauernstühle aus ländlicher Art heraus in der Tat zu kleinen Kunstwerken geworden, die uns in ihrer Zweckmäßigkeit und schlichten Anmut mancherlei lehren, was wir erst in jüngster Zeit, zum Teil auf dem weiten Umwege über England und Amerika, wieder gelernt haben.

Die Formenlust, die sich am Möbel übte, machte nicht im Hause Halt. Sein landwirtschaftliches Gerät hat der Bauer noch lange selbst geschnitten, als er Kasten

und Stuhl schon vom Dorfschreiner bezog. Leider ist dieses Gerät vergänglich und nur in spärlichen Belegen erhalten. Da finden sich namentlich Joche des Ochsenjagges nachgemäÙ geformt und mit Ornamenten verziert. Einige prächtige Beispiele bäuerlichen Gefährtes sind uns erhalten, in den Museen von Hamburg, Altona und Berlin; Wagen und Schlitten, bei denen jedes Rahmenholz und jedes Brett, jede Stange und jeder Eisenbügel von der gefunden, sachlichen Handwerkskunst erzählt, die noch vor hundert Jahren lebendig gewesen ist.

Damit nehmen wir Abschied vom niedersächsischen Hause, dieser starken und eigenartigen Schöpfung des sächsischen Stammes. Es gibt in Deutschland keinen zweiten Typus, der sich so entschieden mit dem Bauerntum eines bestimmten Volksstammes deckt. Darum läÙt sich schwer glauben, daß dieses sächsische Haus ursprünglich keltisch gewesen sei, wie Meitzen vermutet hat. Weshalb sollte nur gerade der eine uralte Sachsenstamm, der Stamm, der die deutsche Rasse am reinsten bewahrt, die fremde Hausform entlehnt haben? Wie es aber entstanden ist und sich aus dem Hause der Germanen, bevor sie sich in Stämme sonderten, herausgebildet hat, wird wohl auf immer ungewiß bleiben. Gewisser scheint leider seine Zukunft. So sehr uns sein malerisches Strohdach hinter den Linden, Pappeln oder Eschen anheimelt, so köstliche Bilder das Spiel des Sonnenscheins auf der dämmerigen Diele hervorzaubert, so klar und übersichtlich seine Räume sich zueinander fügen, so wird dieses Bauernhaus als Organismus den Ansprüchen der Hygiene und der Bequemlichkeit auf die Dauer schwerlich standhalten. Rauch und Zugluft, Viehgeruch und Stallschmutz wird der Bauer in dem Hause, in dem er wohnt, nicht lange mehr als etwas Selbstverständliches hinnehmen. Und wenn die Wohnung von den Ställen, die Küche von der Wohnung geschieden wird, dann ist das alte, ehrwürdige Sachsenhaus in seinem eigentlichen Wesen dahin. Um so ernster sollten wir daran arbeiten, daß die neuen Wohnungs- und Häusertypen in den niederdeutschen Landen mit der künstlerischen und handwerklichen Treue der alten ländlichen Zimmerer und ihrer Bauherren gestaltet werden. Dann werden sie sich von selber auch zu dem Alten fügen.

Nun gilt es eine Bauart zu besprechen, die dicht neben dem Sachsenhaus, an den Küsten der Nordsee zu Hause ist und sich mit ihm mehrfach berührt: das friesische Bauernhaus. Es zieht sich von Holland durch das holländische Westfriesland, durch das hannoversche und oldenburgische Ostfriesland über die Weser und Elbe hinauf bis gegen Dänemark hin, allerdings in mancherlei Unterarten und oft dem sächsischen Hause so verwandt, daß man es nur für eine jüngere, kultiviertere Abart des letzteren erklärt hat. „In den friesischen Marschen,“ sagt der ehrwürdige Otto Lajus, der das Haus dieser Landschaften zwei Menschenalter lang beobachtet hat (Das friesische Bauernhaus, Straßburg 1885), „an den Küsten der Nordsee haben andere Bedingungen eine vom sächsischen Hause gänzlich verschiedene Einrichtung hervorgerufen. Die Gegend liefert gar kein Steinmaterial und nur wenig Bau- und Brennholz; sogar der in den westfälischen Niederungen reichlich vorhandene Torf wird in den Marschdistrikten nur stellenweise und nur durch schwere Arbeit gewonnen; daher das Feuer des Herdes auf das äußerste eingeschränkt, auch Wohnhaus und Stallung gegen eindringende Kälte sorgfältig geschützt werden. Das von dem fechtigen Volksstamme meistens von der Ostsee her bezogene Bauholz und der ausschließliche Ziegelsteinbau fordern zu großer Einschränkung im Materialverbrauch auf; Annäherung an holländische Sitte und Schiffergewohnheit führen zu strenger Sonderung und reichlicherem Abschluß der Gebiete für Menschen und Vieh; auch erhalten Pferde, Rindvieh, Schweine zc. getrennte Räume, — dennoch bleibt alles unter einem Dache vereinigt.“

Die Wohnräume und die Scheune werden konstruktiv getrennt (Abb. 13). In der Scheune liegt das Heu nicht, wie im Sachsenhaus, oben über der Tenne auf dem von den Ständern getragenen Boden, sondern zwischen der Tenne und den Ställen auf der Erde selbst. Es wird von einer Holzkonstruktion überspannt, die an ihren vier Ecken von mächtigen Pfosten gehalten wird. Dieses Fach heißt Bierkant oder Gult; in dieser Konstruktion liegt die Eigenart aller friesischen Bauten. Seitwärts neben dem hohen Bierkant,



Abb. 22. Leinwandschrank aus dem Allgäu.

Nach Zell, Volkskunst im Allgäu. Verlag der Vereinigten Kunstanstalten, N.-G., München.

dem Mittelschiff, liegen, unter demselben Dache, einerseits die Tenne und anderseits der Kuhstall; die Küche stehen nicht nach innen, sondern nach der niedrigen Außenwand gerichtet, so daß der Stallgang innen liegt. Der Pferdestall wird vorne in das Mittelschiff eingebaut. Am hinteren Ende, dem Binnenende, liegt, immer noch unter demselben Dache, das Wohnhaus, durch einen Brandgiebel von der Scheune getrennt. Die Seitenwände des Wohnhauses werden ein wenig eingerückt, um unter dem tiefen Dache für die Seitenfenster mehr Höhe zu gewinnen. Die Räume des Wohnheils sind mannigfach gegliedert. Zunächst der Scheune liegt gewöhnlich ein Quergang. Dann die Küche, ursprünglich sehr geräumig, in der Mitte, noch an die sächsische Herdbiele erinnernd; daneben die Wohnstube und meist die große Stube, der Pöfel, gleich dem Dithmarscher Pöfel, nach dem spätlateinischen *pisalis* und dem französischen *poêle* benannt, ein heizbares Gemach; vielleicht dazu noch eine Kammer und der Keller. „Von der von Justus Moeser hochgepriesenen Übersichtlichkeit ist nicht viel mehr übrig geblieben als das kleine Fenster in der Schlafkammer des Hauswirts, durch das er die Viehställe übersehen kann,

und neben welchem an der Scheunenseite ein Kofen für die Viehmägde befindlich ist. Statt des niedrigen Herdes im mittleren freien Raume des sächsischen Hauses brennt in der geschlossenen Küche ein geschlossenes Feuer; der Haupteingang liegt an der Seite und hat einen Vorplatz oder Windfang.“ Man muß zugestehen, daß diese Anordnungen den Ansprüchen der Neuzeit besser entsprechen als das Sachsenhaus. Sieht man über den grünen ostfriesischen Weiden die schmucken Gehöfte und Dorfhäuser liegen mit den hohen Ziegeldächern, den tiefroten Backsteinwänden und den grüngestrichenen Türen und Scheumentoren an der Giebelfront, so möchte man wünschen, daß unsere ländlichen Baumeister sich gerade hier Vorbilder und Anregung holen möchten.

Bisweilen wird das Wohnhaus auch völlig abgetrennt und als Kreuzhaus oder Krüffelhaus quer vor die Scheune gestellt. Es hat sich mit den steigenden Ansprüchen von dem Einheitshaufe getrennt; man darf nicht umgekehrt annehmen, daß das friesische Haus aus getrennten Gebäuden zusammengewachsen sei. Die altertümlichen Steingebäude, die sich in friesischen Landen finden, ritterburgartig, zur Verteidigung eingerichtet, sind nicht zur bäuerlichen Bauweise zu zählen.

Zu einem seltsamen Eigentypus hat diese friesische Anlage, die sich besonders in Ostfriesland findet, sich an den nordfriesischen Küstenstrichen umgebildet, in den saftigen, üppigen Marschen nördlich der Eider, auf der reichen Halbinsel Eiderstedt. Hier wohnt auf grasreichem Boden von alters her ein kräftiger, eigenwilliger Bauernschlag. Der hohe Vierfant des ostfriesischen Hauses, der das Heu birgt und schon dort gelegentlich Berg genannt wird, ist hier hoch wie eine Kirche mit zwei oder mehr Gefachen und vier, sechs oder mehr riesigen Pfosten und in überaus kühner, holzsparender Konstruktion. An diesen „Berg“ nun legen sich nicht nur, wie im übrigen Friesland,

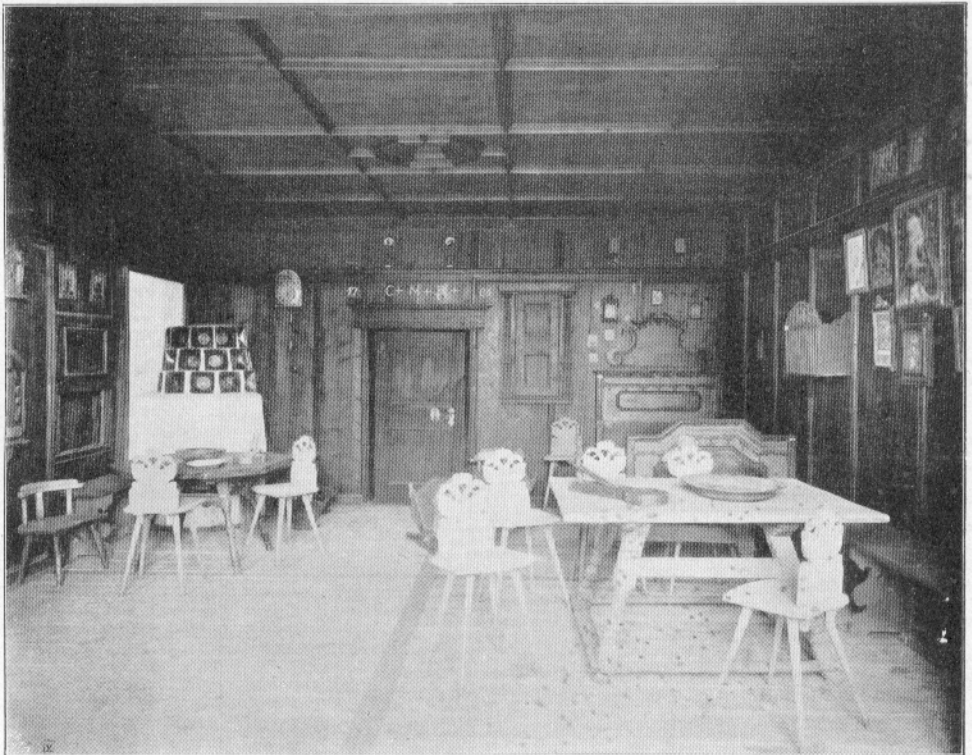


Abb. 23. Nordtiroler Bauernzimmer mit der Jahreszahl 1706, jetzt im Germanischen Museum in Nürnberg.
Verlag von F. V. Schrag, Nürnberg.

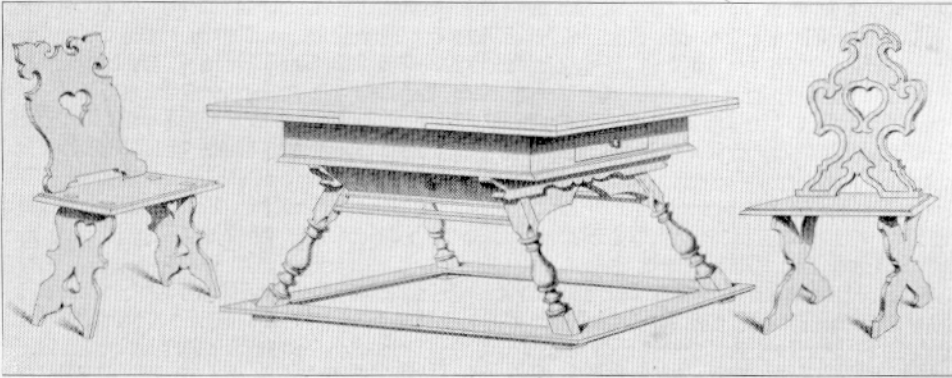


Abb. 24. Tisch und Stühle, Schweiz.
Nach Varin, *L'architecture pittoresque en Suisse*.

an den Längsseiten die Seitenschiffe an, sondern rings um ihn herum an allen vier Seiten werden die Ställe, die Dreschtemme und die Wohnung gelegt. Das ganze Geviert, oft quadratisch, sonst nur wenig länglich, unter einem einzigen, steilen, gewaltig hohen Strohdach. Das ist der eigentümliche Eiderstedter Hauberg, die Heuberge (Abb. 14). Allerdings hat man die Wohnräume schon früh, wie auch in Ostfriesland, gern unter einen besonderen Dachstuhl gelegt, dessen Enden beiderseits mit Giebeln aus dem hohen Hauptdach hervorragen. Nach Meiborg, der in seinem schon genannten schönen Werke auch die Heuberge beschrieben hat, gab es in den Niederlanden schon im Mittelalter solche Bauten und in Ostfriesland im sechzehnten Jahrhundert. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert kam die Bauart im Eiderstedtischen immer mehr in Aufnahme und ward um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts herrschend. Die Wohnräume werden verschieden geordnet. In dem Hause, das wir nach Meiborg abbilden, einem Hof aus der Gegend von Garding (Abb. 15), trennen nach dänischer Art Diele (1) und Küche (6) die Wohnräume von den Wirtschaftsräumen, dem Bierkant (F), den Ställen (St), der Tenne (L). 3, 4 und 5 sind Stuben und Kammern; 7 der Keller.

Auch hier sind, wie in den übrigen friesischen Landen, die Wände nicht aus Holz oder Fachwerk, sondern ganz aus Ziegelsteinen aufgeführt. An den stattlichen Giebeln findet sich eine eigene Art von Ziermotiven, kleine Bogenstellungen nach Art des romanischen Stils. Durch das Baumaterial und diese Verzierungen sind den großen friesischen Bauernhäusern auch die bescheidenen Häuschen verwandt, in denen auf den Nordseeinseln, dicht über der brandenden Flut, die friesischen Schiffer und Bauern ihre trauliche Wohnung bergen.

Auf diesen nordfriesischen Inseln, den blumigen Halligen und auf Sylt und Föhr, stehen jene eigentümlichen Häuser, gegen die die See und das städtische Badevolk sich verschworen haben. Was noch zu beobachten war, hat wiederum Meiborg am schönsten geschildert. Auf dem feuchten Boden, den das Meer bespült und überflutet, muß der Bewohner sich zuerst seine Hofstatt selber aufhohen. Er wirft sie auf aus dem Graben, den er als Grenze und Schutz ringsum gegraben hat. Seine Warf (Wurf) ist kostbarer Besitz und wird schon in den alten Rechten besonders geschützt; wer eines Nachbarn Land aufgräbt und die Erde auf seinen eigenen Warf bringt, verwirkt die höchste Buße für Feldbeschädigung. Von diesen Gegenden wußte schon Plinius in seiner Naturgeschichte zu berichten: „Zweifeln möchte man, ob es Land oder Meer sei, was man sieht. Da wohnt das armselige Volk in seinen Hütten auf Hügeln, von Menschenhand aufgeworfen, um der Flut zu trotzen, Schiffenden gleich, wenn die Gewässer die Gegenden bedecken, Schiffbrüchigen, wenn die Wasser sich verlaufen haben. Getränke haben sie nur vom Regen, den sie in Gruben im Vorplatz ihres Hauses aufbewahren.“ Heute sind die Häuser auf diesen kostbaren Landstücken sauber mit roten Ziegeln gemauert, die Türen

hellgrün gestrichen, die Messingklinten und die Fenster Scheiben blitzblank gepuht (Abb. 16). Auf den Halligen pflügt die Tür in der Mitte der Langseite zu liegen, unter einem ansehnlichen Giebel, der in das Dach einschneidet. Sie führt auf einen Flur, der Wohn- und Wirtschaftsräume trennt. Dahinter oder daneben die helle, geräumige Küche mit Kamin; neben ihr im Hause meist der Backofen. Seitwärts der Pösel nebst kleineren Stuben und Kammern. Die Wirtschaftsräume auf der anderen Seite des Flurs werden oft durch einen besonderen Anbau nach der Seite oder nach rückwärts erweitert. Sie brauchen meist nicht umfangreich zu sein; denn Korn liefert das Land gar nicht oder nur in geringer Menge, und die Heuvorräte sind bescheiden, da das Vieh solange wie möglich auf der Weide grasht.

Tobt draußen um das kleine Haus und sein Rohrdach der Sturm, dann wird es in den kleinen Stuben um so behaglicher (Abb. 17). Die friesische Stube ist bei Malern und Kunstfreunden berühmt durch ihre trauliche Enge und das lustige Farbenspiel. Diese Enge ist dem Fischer gerade recht; denn er fühlt sich heimisch wie in der Kajüte auf seinem Schiff, die er ebenso sauber hält und gern ebenso fröhlich bemalt. Bedingt sind die engen Zimmer überdies durch die Konstruktion des Hauses, durch die es gegen die wilden Stürme wetterfest gemacht wurde. Denn innerhalb der Steinmauern haben die einzelstehenden Häuser der Inseln starke, erdfeste Ständer aus Eichenholz, auf denen die Schwellen und Unterzüge für das Dachgerüst lagern. Die Ständer und Balken sind oft durch kräftige Streben verbunden. Zwischen diesen dichtgestellten Ständern nun bilden sich im Innern an den Außenwänden der Zimmer kleine, erkerartige Räume, wie Fensterbänke, deren Decke in der Richtung des Daches schräg verschalt ist (Abb. 18). So entstehen reizvolle Winkel und Räume, in denen die Sonnenstrahlen ihr fröhliches Spiel treiben können. Wohin sie treffen, stoßen sie auf bunte Farben. Denn der Seemann liebt die Sauberkeit und sah es gern, als im achtzehnten Jahrhundert statt der früher üblichen



Abb. 25. Bauernstube aus Wallern in Oberösterreich.

Nach Martin Gerlach, Volkstümliche Kunst. Verlag von Gerlach & Wiedling, Wien.

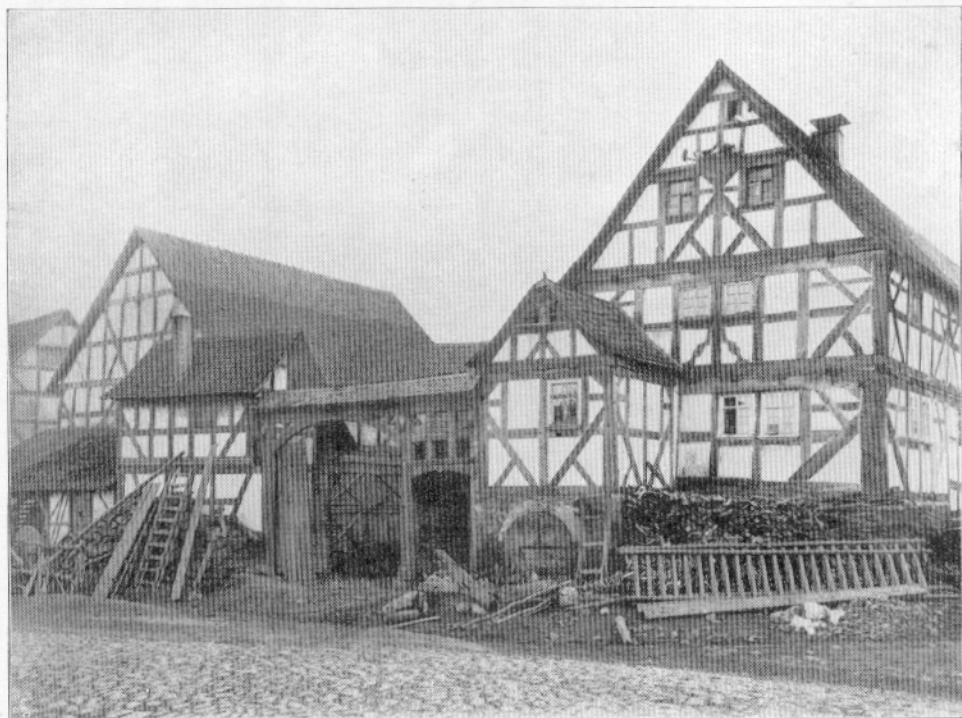


Abb. 26. Fränkisches Gehöft, aus Fronhausen.

Nach L. Wickell, Hessische Holzbauten. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, Marburg.

Schnitzereien, in denen die alten Friesen Meister gewesen waren, die holländische Mode der Bemalung Eingang fand. In den seltsamen, noch heute wohl erhaltenen Fischerdörfern an der Zuydersee und im holländischen Westfriesland mochte er sie zuerst gesehen haben, diese Stübchen und Möbel in dem fecken Rot mit dem hellen Blau und lebhaften Grün, voll zierlicher Ornamente, Blumen und Sträuße, Blattwerk und Symbole, so wie sie aus dem weltfremden Städtchen Hindeloopen heute auch in die Museen übertragen worden sind, nach Berlin und in das Germanische Museum zu Nürnberg, über dessen Bauernstuben Dr. Otto Lauffer in den Mitteilungen des Museums sorgfältige Studien veröffentlicht. Nun strichen Maler, die man wohl vom Festland, vielleicht gar aus Holland kommen ließ, auch dem friesischen Seefahrer und Bauern sein Stübchen in kräftigen Farben, mit einem lebhaften Grundton, darum Fasen, Kanten und Borten, und in den Füllungen Ornamente und Blumenstücke in der sicheren, handwerklichen Art, die, wenn nicht Bauernwerk, so doch Bauerngeschmack ist. Von den Holländern oder ihren einheimischen Nachahmern bezog man auch die blanken Kacheln an der Ofenwand, mit kleinen frommen Bildern aus der Bibel; über dem eisernen Beisegerosen gern ein ansehnliches, größeres Kachelbild, am liebsten ein Schiff mit schwellenden Segeln, ein stolzer Dreimaster mit dräuenden Geschützen, einst die Sorge und die Liebe des Mannes, der hier am warmen Ofen von den Nöten der Seefahrt ausruhte. Vor den Alkoven hingen buntfarbige Vorhänge, über dem Tisch breitete sich die saubere Linnenbede, auf der Bank und den Stühlen lagen die gestickten Kissen, und durch das Fenster lugten vom Fensterbrett die frohsarbenen Bauernblumen herein. Auch in den Küchen reichte sich neben dem Herde das köstliche Blau und Buntgeschirr aus Delft (Abb. 19). Kein Wunder, daß alle diese bunten Harmonien heute dem Auge feinsinniger Maler eine willkommene Welt geworden sind, und daß der Kunstfreund, der ihnen nachgeht, wünscht, es



Abb. 27. Bauernhaus aus der Umgegend von Elberfeld.
Nach einer farbigen Lithographie von Rudolf Ritter.

möge noch einmal wieder in deutschen Landen eine Kultur erblühen, die auch im Kleinen solche Früchte zeitigt.

Wir verlassen jetzt die norddeutsche Ebene mit dem sächsischen und dem ihm verwandten friesischen Hause, um in das weite Gebiet der oberdeutschen Bauernwohnung hinaufzusteigen. Grundverschieden von dem niederdeutschen Hause, reicht das oberdeutsche Haus durch die deutschen Mittelgebirge bis über die Alpen, zieht sich nach Frankreich hinein und ist mit den deutschen Kolonisten gen Osten in slawische Länder gewandert, so daß man es auch das mitteleuropäische Haus hat nennen wollen.

Außerlich allerdings, nach Bauweise und äußerer Anlage, stellt dieser Wohnungstypus sich überaus verschieden dar. In Mitteldeutschland, nach Süden bis an die Gebirge hin, pflegen das Wohnhaus und die Wirtschaftsgebäude gesondert um einen mehr oder minder geschlossenen Hof zu liegen: das ist das Gehöft, das man nach dem alten Stamme, dem es besonders eigen ist, das fränkische Gehöft genannt hat. Dort aber, wo im rauheren Gebirge der Bauer sich gegen Sturm und Wetter schützen und seinem Hause auch unter dem Schnee innere Verbindungen sichern muß, legt er alles unter ein Dach; so entstehen das Schwarzwaldhaus, das Schweizerhaus, das oberbayerische Haus und das Haus der innoösterreichischen Gebirge.

Aber alle diese äußerlich verschiedenen Häuser haben als Grundlage einen gemeinsamen Typus der Wohnung. In dieser oberdeutschen Wohnung sondert man in getrennte Räume 1) die Menschen und das Vieh, 2) die Herdstelle und die Wohnstube. Man zimmert oder mauert gesonderte Räume für das Wohnen und für die Wirtschaft und gliedert den Wohnungsteil selber in Küche und Stube.

Offenbar spricht hieraus eine reifere Wohnungskultur als aus dem alten nieder-sächsischen Einheitshause, dessen weite Halle die Menschen und das Vieh, den Herd und

die Wohnstatt ohne jede Scheidewand miteinander birgt. Wie und wo die südlicheren deutschen Stämme diese höhere Wohnform ausgebildet haben, wird sich schwerlich je entscheiden lassen. Es ist gewiß nicht unwahrscheinlich, daß sie durch die feinere Zivilisation ihrer römischen Nachbarn darauf geführt worden sind. Die schärfsten Beobachtungen über das oberdeutsche Haus hat der unermüdlische Hausforscher Oberst Bancalari aus Linz uns hinterlassen (Die Hausforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen, Wien 1893, und ein Aufsatz in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, Wien 1896).

Man hat versucht, auch für diesen oberdeutschen Typus primitive Beispiele zu finden, die auf seine Geschichte Licht werfen könnten. Es läßt sich erweisen, daß der Urraum, die Urzelle dieses Gebildes die Herdstätte gewesen ist, die vorzeiten eins war mit dem Flur, der Halle; so wie ja auch im niedersächsischen Hause das Flet, der Herdraum, den Mittelpunkt und Ausgangspunkt bildete. Von dem einheitlichen Herdflur haben sich die Küche als ein besonderer Herdraum und das Wohngemach getrennt. Erinnerungen daran klingen noch heute in den Namen nach, die für den Flur in verschiedenen Landschaften üblich sind. In Vorarlberg heißt er Hus, Haus, anderwärts Borhaus; im fränkischen Hause Ehren, Ehren, verwandt dem angelsächsischen ærn, das gleichfalls als Bezeichnung für das ganze Haus gebraucht worden ist. In Bayern kommt der Name Flez, Fleze vor, wohl dem sächsischen Flet verwandt. Auch in einzelnen primitiven oberitalienischen Häusern wird noch der Herdflur la ca, das Haus, genannt; ebenso in Frankreich la maison. Beispiele ursprünglicher Einheitshäuser sind freilich selten. In den italienischen Alpen wohnen ärmliche Hirten wohl noch in hüttenartigen Häusern, die nur aus einem Raume bestehen, welcher Herdraum und Stube zugleich ist. Häufiger findet man, daß der Herd, wie vor alters, noch im Flur steht; aus dem südlichen Württemberg ist ein Haus bekannt geworden, wo er noch nicht einmal an die Wand gerückt ist, sondern die Mitte des Flurs einnimmt. Aber in allen reiferen oberdeutschen Bauernhäusern, die heute als Typus für ihre Landschaft gelten können, gibt es stets eine eigene Küche hinter oder neben dem Flur.



Abb. 28. Dorfstraße aus Hümme in Hessen.

Nach L. Wickell, Hessische Holzbauten. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, Marburg.
Sohreny, Kunst auf dem Lande.

Noch aber bewahrt der Herd selbst oft ältere Formen. Noch fehlt in vielen Häusern der Schornstein, und der Rauch sucht aus der Küche und durch das Haus sich selber seinen Weg. Wo von solch offenem Feuer die Funken aufsprühen und dem Gebälk Gefahr drohen, wird über den Herd eine Kappe (Kugel, Feuerhut) gewölbt, aus Lehmstaken oder Mauerwerk. Der Rauch aber wallt hinauf, sei es ins Freie durch eine Dachluke über der Küche, die sich mit Stangen von unten offen stellen läßt, in Bayern Hurrloch genannt, sei es in die Getreidevorräte im Obergeschloß unter dem Dach, die er trocknet und konserviert.

Nach und nach hat sich der Schornstein entwickelt. Früh ward die ganze Küche gemauert, oft nach oben verengt; und über dem Herd wird ein eigener Schlot hochgeführt, oft nur aus Holzstakwerk, das mit Lehm umschmiert ist. Dem städtischen Wohnbau sieht man bald auch reifere Konstruktionen ab. Vollends in unseren Tagen durchbricht man mit frisch gemauerten Schornsteinen den alten Holzbau, indessen unten der moderne Sparherd einzieht. Dann verschwindet zum Leidwesen des Kunstfreundes auch das alte, kernige, geschmiedete Herdgerät mit seinen schlichten, sachlichen Formen: der Feuerbock, auf dem die Holzscheite lagerten, der Dreifuß für die Pfannen, der Kesselhaken und mit ihm der hangende Kessel und vollends der Kesselhengst, der drehbare Balken, den wir schon von der sächsischen Herdstätte her kennen.

Zu ihrer Küche hat die Bauersfrau nicht nur für ihre Familie und ihr Gefinde zu kochen. Auch die Futterkessel für das Vieh und die Waschkessel finden sich hier auf besonderer Herdstatt. Vor allem gehört der Backofen von alters her zur Wirtschaft. Er pflegt in Oberdeutschland nicht ein gesondertes Gebäude zu bilden, sondern ist ins Haus eingebaut, am liebsten von der Küche aus; denn die Frau will ihn selber bescheiden und überwachen. Damit er gut Wärme halte, gräbt man ihn gern tiefer in die Erde und mauert die große Haube über ihm aus dicken Steinen. Hier und da ist er nach außen vor die Hauswand ausgebaut und durch ein Vorgelege mit der Küche oder dem Flur verbunden. Wo das Wohngeschoß nicht zu ebener Erde liegt, hat man ihm wohl gar eine Art von Balkon auf hölzernen Ständern errichtet.

Das eigentliche Kennzeichen aber für die oberdeutsche Wohnweise ist der Ofen in der Wohnstube.

Wohl wissen wir, daß der Deutsche vor alters sich bescheidener behelfen mußte. Tacitus erzählt in seiner Germania, daß die alten Deutschen unterirdische Höhlen ausgruben und mit Dung belegten, als eine Zufluchtsstätte für den Winter; Plinius erwähnt Keller, in denen die Frauen ihre Arbeit verrichteten. Hier standen der Webstuhl und die Spindeln. Die Erinnerung an diese Webkeller hat sich noch hier und da erhalten. In einem besonders vornehmen Bauernhause im österreichischen Schlesien ist noch heut die „Garnstube“ der einzige feuerichere Raum, gewölbt und reich verziert.

Allein diese primitiven Warmestätten sind in der oberdeutschen Wohnung schon früh durch heizbare Wohnräume ersetzt worden. Zum Mittelpunkt der Wohnung ward statt des Herdes der Ofen, statt des Herdraumes die Stube. Die Stube, stuba, vom lateinischen stufa, zuerst das heizbare Badezimmer, die Schwitzkammer, war den Alemannen schon im achten Jahrhundert bekannt. Vermutlich ein Geschenk der römischen Kultur, anknüpfend vielleicht an eine ältere germanisch-slawische Tradition, wie sie bei den Russen im Schwitzbad noch heute herrscht. Aber unser Ofen ist eine Einrichtung, die der Romane nicht gekannt hat. Dieser plumpe, ründliche Bau aus Steinen und Lehm, der ursprünglich für handwerkliche Zwecke, zum Schmelzen der Metalle, Brennen der Tonwaren und besonders zum Backen des Brotes benutzt worden war, wurde in das Wohnzimmer gestellt. Im späteren Mittelalter ist der unförmliche Bau durch die Kacheln nutzbarer gemacht und durch die Töpferkunst verschönt worden. Im Alemannischen heißt der Ofenbau wohl noch heute die „Kunst“. Noch heut findet sich die alte Form in tiroler Bauernstuben (Abb. 23), während in die meisten Bauernhäuser von der Stadt her der stattliche glasierte Kachelofen eingezogen ist. Dieser Kachelofen und seine Umgebung sind zum Kern der Wohnung geworden.

Rings um den Ofen und hinter dem Ofen spielt sich ein guter Teil des bäuer-



Abb. 29. Bauernhaus aus Hessen.

lichen Lebens ab. Geheizt wird fast stets vom Flur oder von der Küche aus; meist ist das Feuerloch mit dem Herde selbst verbunden. Wer in oberdeutschen Dörfern einkehrt, darf nicht erschrecken, wenn er auch in den Hundstagen die Wohnstube behaglich angewärmt findet. Da der Ofen von außen beschickt wird, so kann drinnen an allen freien Seiten rings herum die Ofenbank laufen. Hin und wieder ist noch oben auf dem Ofen ein Lagerplatz, den nur der auffuchen möge, der eine Art von Rößthize nicht scheut. In der Schweiz führt bisweilen eine Treppe mit verschlossener Tür hinauf. Der traulichste Winkel bildet sich hinter dem Ofen: wer sich hier auf die Lotterbank legt, wie der

Allgäuer Bauer auf seine bequeme Gautsche oder Gutsche, braucht für den Spott nicht zu sorgen. In diesem Ofenwinkel finden besonders die Alten ihren Platz. Großvater und Großmutter müssen wohl mit der „Hölle“ fürtlieb nehmen, weil sie als Auszügler keine heizbare Wohnstube besitzen. Und wenn's draußen friert, läßt sich selbst der Hund nicht gern „hinter dem Ofen“ locken.

Die Ofenwärme muß noch für weitere Zwecke erhalten. Rings um den Ofen und mindestens über ihm werden auf dem „Ofenstängl“, dem „Ofenrück“, dem „Rösten“ Wäsche und Kleider getrocknet; denn der Regenschirm gehört zum Sonntagsstaat. Am Ofen hat auch wohl das Geschirr seinen Platz, die lustigen, farbigen Tonwaren, die zum Glück in Sachsen und Thüringen, in Hessen und Schlesien noch heute nicht ganz ausgestorben sind.

So nimmt der Ofen, unendlich verschieden nach Größe, Gestalt und Farbe, überall die innere Ecke der oberdeutschen Bauernstube ein. Und wie der Ofen, so bleibt sich auch die übrige Einrichtung der Stube durch all die weiten Landschaften hin, von der Nordgrenze Thüringens bis hinüber über die Alpen, in wesentlichen Stücken gleich. Man kann — für Oberdeutschland — recht wohl von der deutschen Bauernstube reden.

Zwar ist die Ausstattung der Decken und Wände sehr verschieden. Bald sind die starken Deckenbalken offen sichtbar, bald werden sie verschalt oder gar mit einfacher Raffententeilung unterlegt. Die Wand ist, wenn sie gemauert ist, kunstlos verputzt, ge-weißt oder bunt gestrichen, im Holzhaufe der Waldgegenden aber mit Brettern bekleidet und auch stattlicher getäfelt. Solches Wandgetäfel hat sich in den Alpentälern, in der



Abb. 30. Bauernhaus aus dem Schwarzwald.
Aus Martin Gerlach, Volkstümliche Kunst. Verlag von Gerlach & Wiedling, Wien.

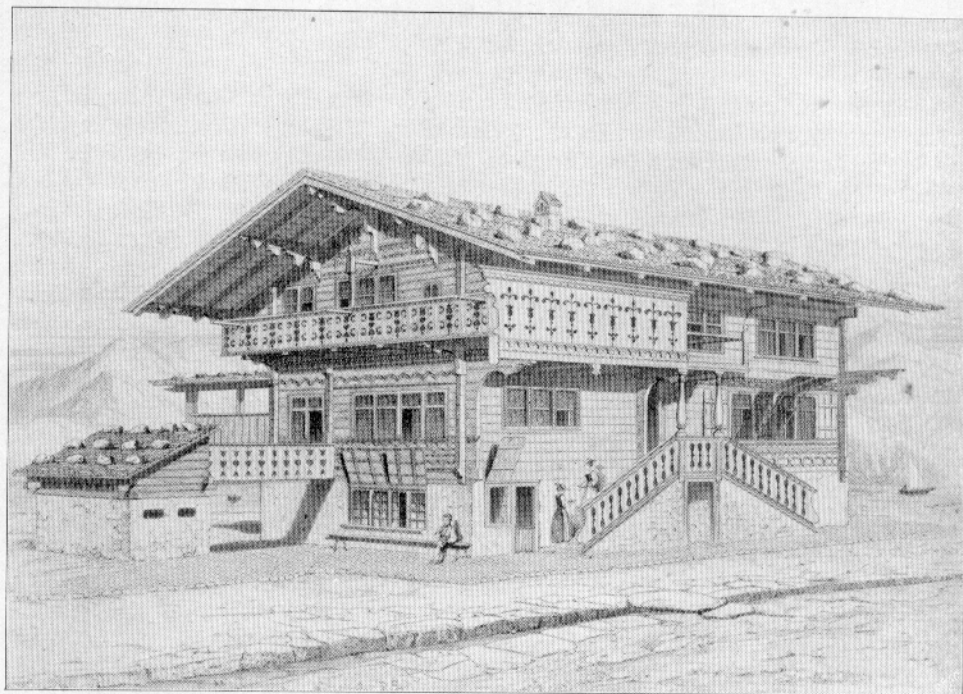


Abb. 31. Schweizerhaus aus Brienz.

Nach Varin, L'architecture pittoresque en Suisse.

Schweiz, in Tirol (Abb. 20, 21) in Steiermark noch aus dem Mittelalter erhalten und erfreut den Wanderer oder den Besucher der schönen Landesmuseen durch den warmen Ton seines Tannenholzes und die breiten, flachgeschnittenen Rankenmuster an den Pfosten, Balken und großen Füllungen. Im Altenburgischen gibt es Wände, die noch nach alter Sitte aus Holzbohlen zusammengeschrötet sind, die sogenannten Bohlenstuben (F. L. K. Schmidt in Wuttkes Sächsischer Volkskunde). Zur Renaissancezeit leistete auch der Bauer, dem die Mittel es erlaubten, sich wohl ein Getäfel in antikischem Geschmack, mit bescheidenen Pilastern und geschnitzten Ornamenten. Im achtzehnten Jahrhundert zog auch in die oberdeutsche Bauernstube, besonders in Bayern, der Stubenmaler ein und strich das Holzgetäfel mit derben Ölfarben. Der Fußboden blieb hell gediebt und wurde mit Sand weiß gecheuert, soweit nicht um den Ofen herum Pflastersteine oder Ziegel ihn deckten.

Die Einrichtung der oberdeutschen Bauernstube aber ist fast durchweg die gleiche. Zu allermeist liegt die Wohnstube an einer Ecke des Hauses, so daß zwei Wände von Fenstern durchbrochen sind. Aus allerlei Ursachen sind die Fenster nur von bescheidenem Umfang. Vor alters konnte man sie nicht groß machen, weil es an Verschlussmaterial mangelte. Das Glasmachen war bis gegen Ende des Mittelalters eine seltene Kunst. Noch lange wußten die Glasbläser nur die kleinen runden Buzenscheiben zu blasen. Auch als man etwas größere Flächen herstellen konnte, mußten die grünlichen Scheiben in breite Bleirahmen gefaßt werden und ließen ein für die Zwecke der Zeit genügendes, malerisches Licht ins Zimmer. Wo die Bauernschaft auf sich hielt und gar aus alter, freier Zeit nach Ritterweise eigene Wappen führte, liebte man auch gemalte Scheiben; sie wurden zur Weihe des neuen Hauses von den Freunden und Nachbarn gestiftet und beim festlichen „Fensterbier“ eingeweiht. Große Fenster vermied man, schon um die Wärme zu halten und um sie durch Läden fest und handlich sichern zu können. Auch gebot die Holzkonstruktion, daß man die Wand nicht durch allzu weite Öffnungen schwäche.

Aber ihre sauber gezimmerten Rahmen und das freundliche, milde Licht brauchte man nicht durch Gardinen abzublenden, wie die öden „Palastfenster“ der heutigen Stadt-wohnung.

Unter den kleinen, hochliegenden Fenstern der beiden Außenwände ziehen sich die Bänke entlang und stoßen im Winkel gegeneinander. In dieser Ecke pflegt der Tisch zu stehen, der Sammelpunkt der Bewohner bei den Mahlzeiten und bei geselligen Anlässen. Der Tischwinkel gilt, wie vor alters die Herdstätte, heute oft wie eine geheiligte Stätte im Hause. In katholischen Landen pflegt der fromme Bauer hier, im „Herrgottswinkel“, sein „Altari“ aufzubauen, den Heiland am Kreuz oder seinen Heiligen, liebevoll geschmückt mit Blumen und Spruchbildchen, auch wohl mit einem gestickten Altartuch darunter. Auf diese beschauliche Ecke fällt der erste Blick des Eintretenden, für den an der Tür auch der Weihbrunn mit dem heiligen Wasser hängt. Der Herrgottswinkel ist dem Bauern ein Quell der Poesie und Erbauung. Das weiß er zu danken. „Hjer Hæarget“ — unser Herrgott — in der Stube gilt im Allgäu als niet- und nagelfest. Er wird bei Besitzveränderungen nicht mitgenommen, sondern den neuen Inwohnern des Hauses zurückgelassen; selbst bei Ganten wird er nicht verkauft.

Die Bänke und der Tisch in der Ecke bilden den Kern des Mobiliars in der Bauernstube. Was hinzukommt, gehört schon einer reiferen Kultur an. Die beweglichen Möbel haben sich erst nach und nach aus dem festen Gerät entwickelt, oft unter dem Einfluß und nach dem Vorbild städtischer Wohnheiten. Früh waren aus den Wandbänken, die einst zugleich als Behälter, als feste Truhen, Tröge, eingerichtet waren, die beweglichen Kastenruhen und die freien Bänke herausgelöst worden, die sich schließlich auch in der Bauernstube bis zum gepolsterten Sofa verfeinert haben. Statt der ursprünglichen Wandfächer und großen Wandschränke kamen bewegliche Schränke in Gebrauch. Hier und da Stücke, die in der Stadt ausgedient hatten, meist aber vom Dorfschreiner derb gefügt, auch vom Schnitzer oder Intarsiator verziert, in jüngerer Zeit



Abb. 32. Aus Ayrach in Oberbayern.

Nach Aufleger, Bauernhäuser aus Oberbayern. Verlag von Louis Werner, München.

bunt bemalt. Solche flott bemalte Möbel, darunter auch die sorgsam gehegten Leinwandschränke mit ihrem bunten Inhalt (Abb. 22), sind besonders aus Oberbayern bekannt und gut veröffentlicht worden (Zell, Bauernmöbel aus dem bayerischen Hochland, 1899, und Volkskunst im Allgäu, 1902). Auch bei den Bauern des Königreichs Sachsen haben sich vorwiegend bemalte Möbel erhalten. An den Tischen und Stühlen hat sich namentlich in Mitteldeutschland manche alte Gewohnheit aus dem Mittelalter gerettet. In den Alpenländern pflegt der Tischler wie der Zimmermann von alters her die weichen Hölzer, Fichte, Tanne, Zirbelkiefer, zu verwenden und ist dadurch auf Konstruktionen gekommen, die von der gerüstartigen Fügung der niederdeutschen Eichenmöbel sich prinzipiell unterscheiden. Er baut seine Möbel nicht aus Stäben, sondern aus Brettern; an seinem Stuhl bilden nicht die Beine das Gerippe, sondern in das Sitzbrett werden die Füße schräg eingesteckt, und als Lehne dient wiederum ein Brett; seine Tische stehen auf breiten Brettstützen oder auf schrägen Füßen, nicht, wie im nordischen Bauernhaus, auf stämmigen, senkrechten Pfosten (Abb. 23, 24). Seine weichen Bretter kann er mit der Schweifsäge in mancherlei launigen Umrissen ausfügen, ganz ähnlich wie sein Landsmann, der Zimmermann, die Schalbretter und Hirnbrettchen außen unter dem Giebel schweift. Das nordische Eichenholz läßt keine Sägemuster zu.

Selten pflegt in den älteren Stuben mehr als ein Tisch zu stehen. Die vornehmen Bauern in Sachsen-Altenburg haben in ihrer geräumigen Wohnstube für drei Tische Platz, einen Esstisch, einen Arbeitstisch für die Familie, einen Besuchstisch. Dagegen gehört zur richtigen Bauernstube seit dem achtzehnten Jahrhundert die Wanduhr in hohem Kasten, ein Erzeugnis der Stadt, aber in ihrer althandwerklichen Schlichtheit zum Bauernmöbel passend. Mannigfach belebt ist die Stube durch vielerlei Gerät, das an den Wänden, auf Brettern und Borten oder frei an Haken und Nägeln, auch am Deckbalken, seinen bestimmten, oft in langer Tradition durch ganze Landschaften üblichen Platz hat. Man sehe die Abb. 25, die wir dem reichhaltigen Abbildungswerke „Martin Gerlach, Die Volkskunst, Wien, Gerlach & Wiedling, 1904“, entnehmen. Noch finden sich selbst für die Gßbesteck Lederrücken an der Wand, hinter denen sie zum Gebrauch stets bereit sind. Aber es kann nicht ausbleiben, daß sich gerade im Kleinen die Ansprüche rasch verfeinern. Auch der Dorfkrämer führt heute die Handelsware; wenn man nur an den praktischen Gewinn, nicht an die künstlerische Einbuße denkt, oft nicht zum Ansetzen. Auch im Bauernhaus hat die Petroleumlampe die alte offene Öllampe oder gar den Kienspan abgelöst, der vor alters in einen von der Decke herabhängenden Haken oder in einen eisernen Ständer eingespannt wurde; für die unbeholfenen und feuergefährlichen Leuchtmittel gab es wohl auch an der Wand einen gesicherten Platz, einen Leuchtkamin oder einen kleinen Herd, der im Allgäu die Leuchte hieß.

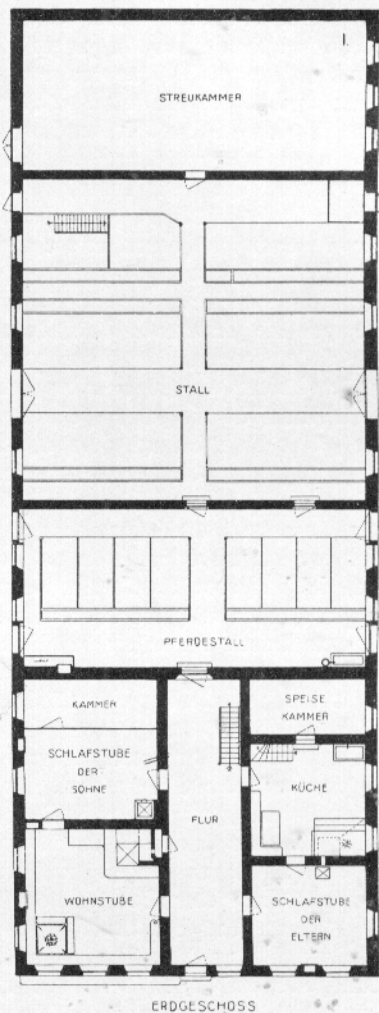


Abb. 33. Grundriß des Hauses aus Aurach in Oberbayern. Nach Aufleger.

Ein besonderes Wort verlangen die Schlafstätten. Wir sahen, daß im nieder-sächsischen Hause noch in junger Zeit die Herrschaft und das Gefinde ihr Lager nur in kümmerlichen Abschlägen der großen Herddiele oder des Stalles fanden. Auch hierin unterscheidet sich die oberdeutsche Wohnung grundsätzlich von der niederdeutschen und erweist sich als eine höhere Stufe der Wohnkultur. In dem oberdeutschen Stubenhaus hat man früh nicht nur die Küche und eine Wohnstube, sondern auch Kammern abge sondert. Die Bettkammer, die Schlafkammer, ist schon im vierzehnten Jahrhundert ein wesentlicher Raum des besseren Hauses (siehe Heyne, Das deutsche Wohnungswesen); sie ist auch im Bauernhause ein nahezu selbstverständlicher Bestandteil, fast überall für die Herrschaft und das Gefinde getrennt. In diesen Kammern braucht man für die Bettstatt keine besonderen Vor schläge; deshalb ist in Oberdeutschland der Alkoven selten, dagegen die freistehende Bettstelle allgemein. Wo der Raummangel es gebietet, steht die Bettstelle, gern mit Betthimmel und Vorhängen verkleidet, zur Not auch in der Wohnstube (Abb. 23). Es ist ohne weiteres klar, welsch einen Fortschritt diese Trennung der Bettstätten für die ganze Gesittung bedeutet.

Alle diese Elemente der oberdeutschen Wohnung, die wir zu schildern suchten, sind in dem weiten Gebiete des oberdeutschen Hauses zueinander und zu den Wirtschaftsräumen auf die verschiedenste Art geordnet: das werden wir nunmehr an den Typen der einzelnen Landschaften zu zeigen haben. Aber die oberdeutsche Wohnung als solche hat vor der nieder-sächsischen noch einen weiteren allgemeinen Vorzug voraus: sie pflegt sich in mehreren Stockwerken aufzubauen. An den Hängen der Gebirgstäler, auf dem engeren, kostspieligeren Boden des früh kultivierten Sübwestens, in den gedrängten Bauerndörfern der ritterschaftlichen Lande lag es nahe, den Grund besser auszunutzen; auch mag das Vorbild römischer Bauweise dazu angeregt haben; genug, das Wohnhaus zeigt in allen oberdeutschen Ländern eine Fülle von Variationen der Geschosse und ihres Inhalts. Über dem Hauptgeschoß mit Flur, Küche und Wohnstube liegen ein oder mehrere Obergeschosse mit weiteren Stuben, Kammern und Vorratsräumen, bald für den Bauern und die Seinen, bald für das Gefinde, bald auch für die Auszügler; anfangs nicht heizbar, wurden diese Oberstübchen und Schlafkammern bisweilen durch Klappen oder Schieber in der Decke über dem Ofen der Wohnstube erwärmt, bis auch dort kleinere Kachelöfen eingezogen sind. Oft gibt es auch unter dem Wohn geschoß ein besonderes Erd- oder Sodelgeschoß für die Ställe oder andere Wirtschaftszwecke.

Durch das Verhältnis zu den Wirtschaftsräumen und durch die Bauweise unterscheiden sich nun die Bauernhäuser der einzelnen Landschaften, von denen wir jetzt die hauptsächlichsten Typen betrachten müssen: das mitteldeutsche Gehöft, das Schwarzwaldhaus, das Schweizerhaus, das bayerische Haus, das österreichische Haus.

Wer das Gebiet des nieder-sächsischen Hauses nach Süden überschreitet, aus Westfalen oder Hannover nach Hessen und Thüringen, der findet bekanntlich die Dörfer ebenso wie die Gehöfte völlig verändert (Abb. 26, nach L. Wickell, Hessische Holzbauten). Statt des einen riesigen Hauses unter dem weiten Strohdach eine Gruppe kleinerer Gebäude, um einen Hof geordnet, der gegen die Straße durch eine Mauer oder einen Zaun mit einem großen Durchfahrtstor und einer kleinen Nebentür abgeschlossen ist. An der einen Seite, mit dem Giebel und den Wohnräumen gegen die Straße gefehrt, das Wohnhaus; aus der Stube unten an der Ecke kann der Bauer zugleich auf die Straße und auf seinen Hof hinaussehen. Die Ställe und die Scheuern rings um den Hof und seinen Dunghaufen verschieden geordnet. Das ist das Gehöft, das sich besonders überall da findet, wo der alte Stamm der Franken noch heute wohnt: das fränkische Gehöft. Es hat sich aus dem fränkischen Stammland weithin ausgebreitet, nach Südwesten zu den Alemannen, nach Süden weit nach Bayern hinein, nach Osten über die Elbe in die sächsische Grenzmark, das heutige Königreich Sachsen, nach Schlesien und nach Österreich hinein, überall bis an die höheren Gebirge hinan, wo es von Einzelhäusern abgelöst wird. In seinen Anfängen scheint es uralte; berichtet doch schon Tacitus: „die Germanenstämme wohnen bekanntlich nicht in Städten und dulden nicht einmal geschlossene Wohnstätten; sie siedeln sich getrennt an, so oft eine Quelle, ein Feld, ein

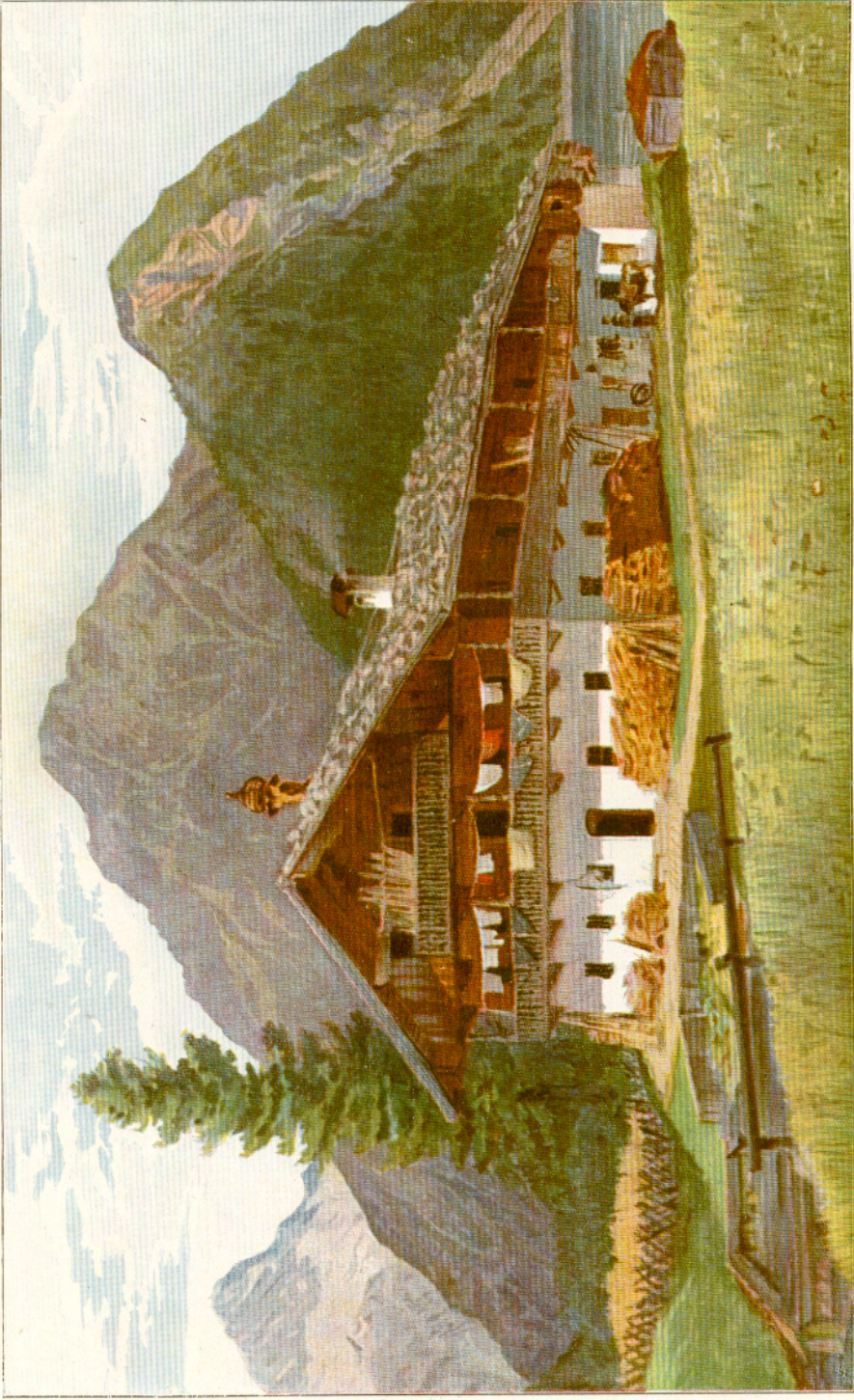


Abb. 34. Tiroler Bauernhaus in der Berffau.
Nach Teufinger, Das Bauernhaus in Tirol und Vorarlberg. Verlag der Bibliographischen Anstalt Adolph Schumann, Leipzig.



Abb. 35. Aus Fritdolfing in Oberbayern.

Wald ihnen gefällt. Ihre Dörfer legen sie nicht, wie wir, aus zusammenhängenden Gebäuden an, sondern jeder hat um sein Haus einen freien Raum, vielleicht zum Schutz gegen Feuergefahr, vielleicht weil sie nicht besser zu bauen verstehen.“

Und früh haben sich auf der mittelalterlichen Hofstatt, der Hofreite, die Häuser gesondert, das Wohnhaus und das Schlafhaus, das Gesindehaus und das Festhaus, die Halle; dazu Ställe und Scheunen. So sind aus altem, gemeinsamem Gebrauche die Kaiserpfalz, die Ritterburg und der Bauernhof erwachsen. Dieser Hofstypus ist seiner Art nach überaus dehnbar. Er kann sich zum großen, vornehmen Gehöft ausweiten, wie etwa bei den wohlhabenden Großbauern im Herzogtum Sachsen-Altenburg, die statt des bescheidenen Holztors ein stolzes Torgebäude aufmauern und darin oben in der „Vorstube“ (Emporstube) sich's bei Festen und Tänzen wohl sein lassen. Oder der Hof zieht sich zu einem winzigen Gewese zusammen, das nur ein ärmliches Pöförtchen gegen die Dorfstraße abschließt. Da drängen sich dann in den Dörfern die Besitzungen in mannigfachster Gestalt, so wie sich in Urzeiten die einzelnen Marktgenossen angesiedelt haben, in buntem Durcheinander, so daß dazwischen die Straßen bergauf und bergab, über Bäche und Hänge den seltsamsten Lauf nehmen mußten, ein Paradies für den Maler und Kunstfreund, oft eine Hölle für den Fuhrmann. Und weiter ins Gebirge hinauf, zumal im Alemannischen und im Schwäbischen, in Baden, im Elsaß und in Württemberg, hat in den engen Dörfern der einzelne wohl auch auf eine Hofstatt überhaupt verzichtet und seinen ganzen Betrieb in einem Hause übereinander unterbringen müssen. Da entstehen denn hohe, lustige Bauten, die oberen Geschosse vorgekragt, die Giebel fröhlich verziert, das Untergeschoß meist gemauert, mit besonderer, steingewandeter Tür; zur Wohnung hinauf führt seitwärts die hölzerne Treppe, einläufig oder zweiläufig, oben unter einem Vordach oder Vorbau.

Auch das Baumaterial und die Bauart sind nicht überall gleich. Doch herrscht in Mitteldeutschland zu allermeist der Fachwerkbau (Abb. 26, aus Vickell, Hessische Holzbauten, Marburg, N. G. Elwert, 1887), der an Holz spart, mit Lehm oder Mauerwerk gefüllt, gewöhnlich sauber gepußt und getüncht, das Dach meist aus roten Ziegeln, die den Dörfern von weitem ein so trauliches Ansehen geben. Nur in abgelegenen Waldtälern hat sich wohl der alte Blockverband gehalten; ein Beispiel bei Kronach im Frankenwald. In der walddreichen, abgeschlossenen Grafschaft Glaz hält

man an der altertümlichen Bauweise in Schrottholz fest. Dief über die Schrotwände ragt das Schindeldach herab und Galerien ziehen sich an der Langseite des Hauses, wohl auch an der Schmalseite entlang; der „fränkische“ Typus in echter Gebirgsvariation (Lutich, Wanderungen durch Ostdeutschland, Berlin 1888).

An den Fachwerkhäusern weiß der Zimmermann vielerlei Muster zu bilden aus Pfosten und Riegeln, Kopfbändern, Winkelhölzern und Füllhölzern, gelegentlich auch mit einfachen Schnitzereien, wie sie reicher an den nahverwandten Bürgerhäusern der benachbarten Städte zu finden sind; in den südlichen Distrikten, wie im Elsaß, gibt es besonders hübsche Giebel, flache Galerien mit durchbrochenen Geländern und zierlichen Balkenstern. Im Egerland weiß man die schrägen Bänder und Füllhölzer zu überaus anmutigen Mustern zu verschränken, daß sie wie geflochtene Arbeit aussehen. Neue Formen und Farben entstehen dort, wo man als Schutz und Schmuck den heimischen Schiefer auf den Dächern und an den Wetterwänden anbringt, so im Harz, in Thüringen, in der Grafschaft Berg (Abb. 27). Sein feines Graublau stimmt köstlich zu dem schneeweißen Putz der Wände und dem grünen Anstrich der Fensterläden; selbst so einfache Farbenklänge hat man strichweise mit rührender Treue festgehalten.

Allein im ganzen ist das eigentlich fränkische Haus, das Haus von Mitteldeutschland, nicht eben reich an Kunstformen. Der Bauer hat in diesen Landen keinen großen Aufwand treiben können. Es sind nicht die alten, freien Bauernschaften, wie in den Marschen und in der Schweiz, sondern oft bescheidene Dorfgemeinschaften, die aus der lastenden Fronherrschaft des Adels und der Kirche erst langsam und mühselig zu Freiheit und leidlichem Wohlstand sich durchgekämpft haben. Aber wenn auch das einzelne Haus und Gehöft schlicht und schmucklos gebaut ist, so pflegt es doch zu seinen Nachbarhäusern vortrefflich zu stimmen durch gleiches Baumaterial, gleiche Gesamtformen, gleiche Farben; und diese deutschen Dörfer, belebt durch die schützenden Bäume, die Spaliere und Ranken, die Obstbäume und leuchtenden Blumen in den Gärten, bieten uns Bilder einheitlicher Bauhandwerkskunst, die wir in unseren Städten, selbst in den teuersten Villenvierteln, vergebens suchen (Abb. 28, nach L. Wickell, Hessische Holzbauten, und 29).

Kernigere Eigenart im Bauernhaus, stämmiges und knorriges Bauernwesen dürfen wir dort suchen, wo in geschlossenen Gebirgslandschaften, fern vom großen Verkehr, im Umgang nur mit der heimischen Natur und im Kampfe mit ihren Gefahren der Charakter der Bewohner und ihre Lebensart sich langamer und fester prägen konnten. Denn das Haus ist der Spiegel des Menschen.

Zuerst das Schwarzwaldhaus, einer der vollkommensten Organismen der menschlichen Bautätigkeit. Meist einzeln gelegen, mit dem Giebel gegen das Tal, schmiegt es sich in die grünen Hänge geschmeidig ein. Es ist gezimmert aus dem Holze des Waldes, der die nahen Berggruppen krönt, aus starken Ständern, in welche die wagrechten Bohlen eingenuet sind, tiefgebräunt von Sonnenschein und Wetter. Zu oberst ein mächtiges Dach mit hohem First, mit Stroh oder Holzschindeln belegt, vorn und hinten abgewalmt; an allen vier Seiten weit ausladend über die Wände mit den vielen kleinen Fenstern und den umlaufenden Galerien. So sitzt das Dach auf seinem Hause wie ein wehrhafter Helm, eine wetterfeste Kappe gegen den Regen, Schnee und Sturm; und das ganze Gebäude erscheint in der Landschaft fast wie ein Produkt der Bergnatur selber, wie ein lebendiges Wesen, wie ein riesiges Getier (Abb. 30).

Der Bauer, der auf ansteigendem Grunde, dicht an der steilen Halde baut, muß sich die Unebenheit des Bodens zum Vorteil zu wenden suchen. Er kann nicht, wie drunten in der niederdeutschen Ebene, alles in eine Fläche legen: die Tenne, die Ställe, die Wohnung, das Tor. Die Bergnatur zwingt ihn zum Geschoszbau. Zu unterst birgt er im feineren Unterbau, den er meist aus dem Gestein des eigenen Tales auführt, sein wertvollstes Gut, das Vieh. Die Ställe sind durch Türen an der Talseite zugänglich, von einer Terrasse aus Schwellhölzern, der Bruck, die den Sockel des Hauses umzieht. Über dem Stall das Hauptgeschos für die Wohnung, die sich nach der oben beschriebenen oberdeutschen Weise gliedert. Die Wohnstube ist gegen das Tal gekehrt; wo der Schwarzwälder nebenher Gewerbe treibt, braucht er mehr Fenster als der eigent-

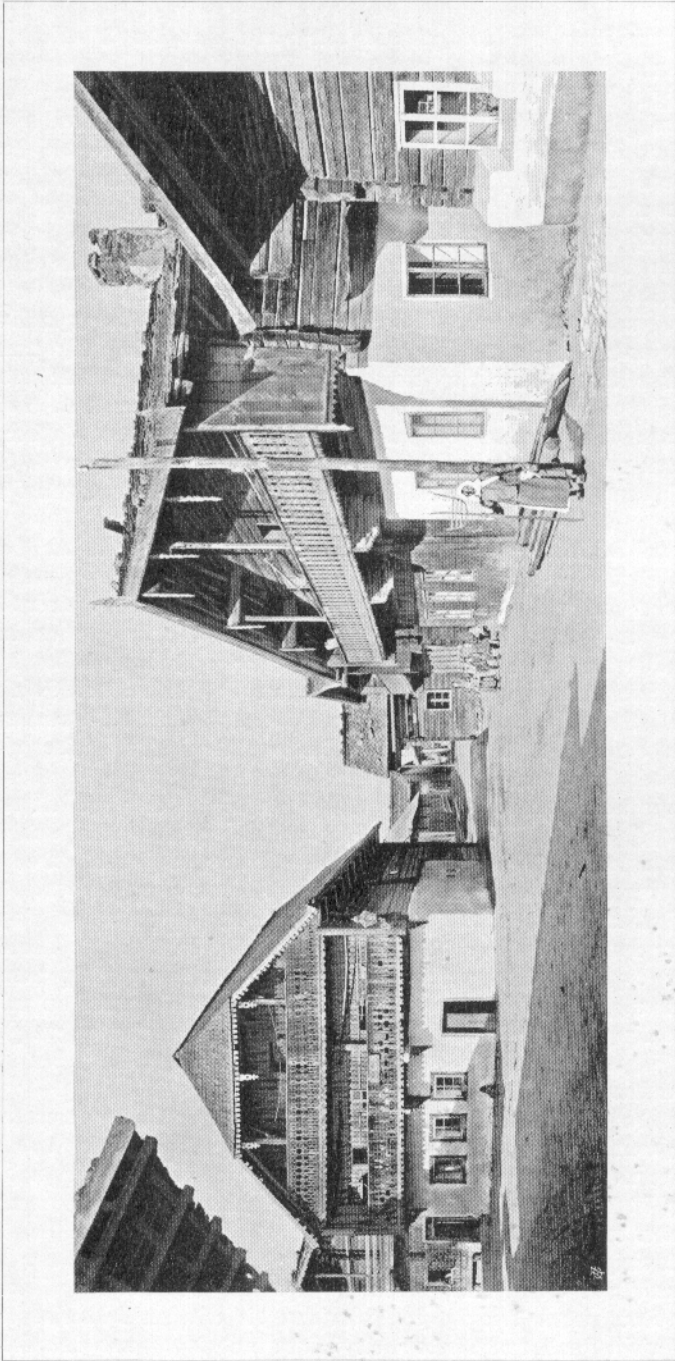


Abb. 36. Straße aus Hallern in Oberösterreich.
Aus Martin Gerlach, Volkskundliche Skizzen. Verlag von Gerlach & Wiedling, Wien.

liche Bauer. Die Küche geht gern durch zwei Geschosse und wird oben als Räucher-
kammer benutzt. Ehe der Schornstein, der heute das Strohdach durchbricht, allgemein
ward, fing man die Funken durch ein Rauchgewölbe ab und leitete den Rauch ins
Getreide.

Die Tür zum Flur des Wohngeschosses liegt meist an der Trauffeite, durch eine
Treppe (Stiege oder Leiter genannt) zugänglich. Oft schließt sich schon an diese Treppe,
um das Hauptgeschoß umlaufend, ein offener Laufgang, der Söller, an; sonst um das
zweite Obergeschoß, das weitere Wohn- und Schlafkammern zu enthalten pfllegt.

Im obersten Teil des Hauses, unter dem hohen First, liegen die Speicherräume
für das Heu und Stroh, oft auch eine Tenne. Sie würde wenig nützen, wenn sie
nicht befahren werden könnte, so hoch sie auch liegt. Der Gebirgsbauer weiß sich zu
helfen: geht's nicht vom Tal aus, so geht es vom Berg. Er baut an der Rückseite,
seltener an einer Langseite seines Hauses von der Bergseite aus einen Steg oder eine
Rampe, ein „Brückl“ hinüber, auf dem er seine Ernte geradeswegs in dieses hohe
Speichergerchoß hineinfahren kann. Unter der Brücke entsteht ein regensicherer Durch-
gang und Unterstand, der Schopf, für die Wagen und das Gerät. Oft baut man nach
einer Seite noch allerhand Wirtschaftsräume, Schweine- und Ziegenställe und Schuppen,
an und scheut sich nicht, die eine Seite des riesigen Daches über diese Anbauten weit
herabzuziehen, ohne Bedenken um die architektonische Symmetrie der Fassade; denn das
Haus des Bauern entsteht nicht auf dem Reißbrett, sondern in der freien Luft, in der
Landschaft selbst, und erscheint deshalb so bodenständig nach Anlage, Konstruktion und
Material.

Die wirtschaftlichen Bedürfnisse wie die zufälligen Unebenheiten der Baustelle, die
Hebungen und Senkungen des steinigigen Geländes, sind dem Schwarzwaldbauern kein
Hemmnis. Wie er sie praktisch zu nutzen weiß, so kommen sie auch seiner Kunst zugute.
Denn um so reicher gliedern sich innen die Räume und gruppiert sich außen die Masse
des prächtigen Ganzen. Durch das schlichte, großzügige Gesamtbild wirkt sein Haus.
Nicht durch die Einzelheiten, denn der Schwarzwälder ist sparsam mit Schnitzereien und
anderem Zierat. Aber eben dadurch lehrt sein Haus, daß nicht die Ornamente, sondern
die Gesamtform die stärkste baukünstlerische Wirkung üben. Das sollte niemand ver-
gessen, der für das Land und die Landschaft baut.

Steigen wir weiter hinauf zum Hochgebirge, in die Schweiz, wo altfreie, blühende
Bauernschaften sich langen Friedens und Wohlstandes erfreut haben und ihre Häuser
und Wohnungen mit ungewöhnlichem Aufwand haben herrichten können. Das Schweizer
Haus ist am frühesten unter allen ländlichen Gebäuden berühmt geworden. Schon
1843 haben Grassenried und Stürler seine Einzelheiten aufgenommen, schon um die
Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ist der „Schweizerstil“ in die Mode gekommen.
Allerdings war es eine Mode, wie alle anderen Moden jener Zeit; man suchte nur
Details, Ornamente, Beiwerk und wandte sie in buntem Wirrwarr an möglichen und
unmöglichen Stellen an, ohne je aufs Ganze zu gehen; nichts hat unsere Zimmer- und
Maurermeister so verdorben, wie dieser sogenannte ländliche Stil, den sie von den
Schulen heimbrachten.

Seither ist das Wesen des Schweizerhauses gründlicher studiert worden. Ein un-
ermüdblicher Architekt, der ehrwürdige Gladbach, hat die Konstruktionen und ein zu früh
verstorbenen Gelehrter, Dr. Hunziker, hat die Wohnungstypen beobachtet und zu sondern
gesucht. Jüngst ist auch die Publikation des Architektenvereins (Das Bauernhaus in der
Schweiz) vollendet worden.

In der Schweiz begegnen und mischen sich so viele verschiedene Arten des Bauern-
hauses, wie sonst nur „in ihrem nördlichen Gegenbild Schleswig-Holstein“. Das ist
kein Wunder. Dort sahen wir in den Marschen die echtesten Niedersachsen sitzen, an
der Küste die Friesen und von Norden die Dänen andringen und überdies in Marsch
und Geest Reichtum und Armut einander ablösen. Hier in der Schweiz sind es nicht
nur vier Volksstämme, die Deutschen, die Franzosen, die Italiener und die Ladinier,
sondern auch die schroffsten Gegensätze der Landschaft und des Besitzes. Im deutschen

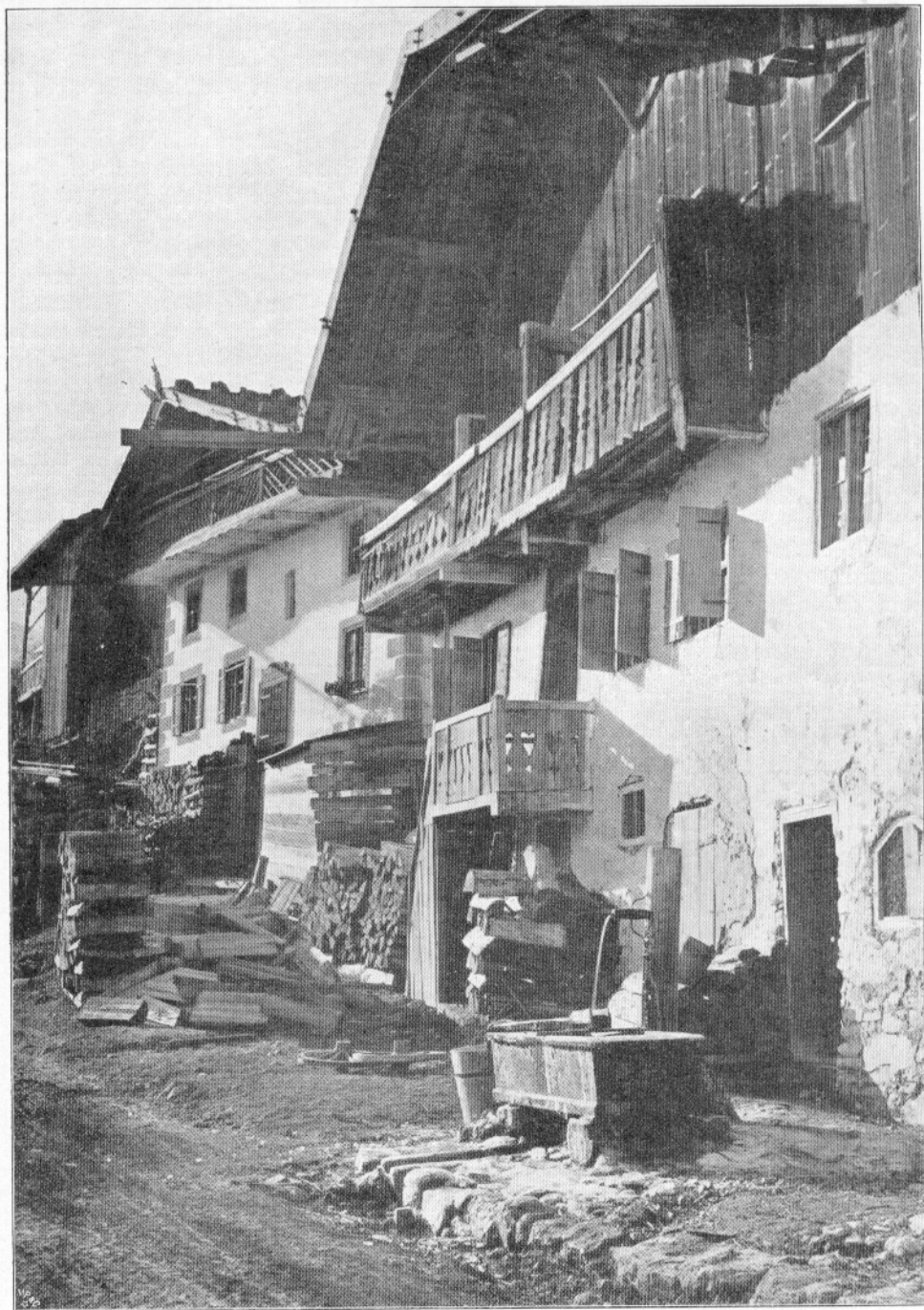


Abb. 37. Straße in Bartentirchen.

Hochgebirge, im Berner Oberland und in den Urkantonen, auch im Graubündener Prättigau, die alten, freien Schweizer, die uns nicht nur durch ihre Sage und Geschichte, sondern auch an ihren Häusern die eigentlichsste Schweizer Art darstellen. Auf diese deutschen Gebirgshäuser kommt es uns hier an, so interessant auch die übrigen Gattungen sind, die vielen Variationen des alemannischen Fachwerkhäuses in den nördlichen Vorlanden, burgundische Typen im französischen Südwesten und die stattlichen Steinhäuser in den rhätoromanischen Tälern.

Dort oben, wo im Angesicht der ewigen Firne auf saftigen Matten ein freies, starkes, selbstbewußtes Bauerngeschlecht wohnte, ist die Heimat des Schweizerhauses. Aus dem dichten Tannenwald des Hochgebirges lieferte die Gemeinde dem Manne, der sich ein Haus zimmern wollte, die schlanken, festen Stämme; am liebsten war ihm die Kottanne, deren leicht zu zimmerndes Holz mit der Zeit vom leuchtenden Gelb zum tiefen, warmen Braunrot alterte. Noch vor sechzig Jahren warb sich der Bauer einen Zimmermeister nebst einem oder zwei Gesellen gegen Kost und mäßigen Tagelohn. Was sie für den Bauern und mit dem Bauern zimmerten, war handwerksgerecht nach Väter Brauch, obwohl sie maßvolle Neuerungen nicht abwießen. Denn die Formen des Schweizerhauses, wie wir es kennen, sind nicht uralte; sie sind wesentlich im siebzehnten Jahrhundert ausgebildet worden, und es heißt, die Tradition sei dort oben noch heute nicht ganz erloschen.

Gemauert wurde nur der niedrige Keller, ohne große Kunst, aus den Steinen, die die Gegend bot, weiß mit Kalk verputzt. Die Heuspeicher und die Stallungen waren meist vom Wohnhaus getrennt als besondere Holzbauten errichtet. So brauchte der Zimmermann nur auf die Wohnung Bedacht zu nehmen, wenn er auf dem niedrigen, schneefesten Sockel seine Stämme schichtete, wagrecht, in Blockverband, die Fugen mit Waldmoos dichtend. Nur auf besonders rauhen Höhen wurden die Blockwände noch mit schützenden Schindeln benagelt. Auch die inneren Wände waren aus geschichteten Balken gezimmert; ihre Hirnseiten traten an den Außenwänden hervor, so daß man die Einteilung des Innern am Äußeren der Häuser ablesen kann (Abb. 31).

Das Innere ist uns im wesentlichen bekannt, der oberdeutsche Wohntypus. Der Flur, die Küche, die große Stube, „die Stätte des Behagens und traulichen Beisammenseins“, am liebsten nach vorn und gegen die warme Mittagssonne gerichtet. Die Zwischenwände und die in Gruppen zusammengefaßten Fenster werden nur nach dem Bedarf angelegt und gliedern die Fassade ohne Rücksicht auf Symmetrie. An den Seiten, wie im Schwarzwald, Treppen zur Tür des Flurs; von dort ein weiterer Treppenlauf zu den Lauben vor dem Oberstock, der die Kammern, „Gaden“, enthält. Oft wird das Haus für zwei oder selbst drei Familien gebaut, so daß mannigfache Grundrisse und Ansichten entstehen.

Das Äußere des Schweizerhauses wird bekanntlich durch das flach geneigte Dach bestimmt, über das die Stürme des Hochgebirges dahingleiten. Mit seinen Tannenholzschildeln und den moosigen Steinen ragt es breit über das Haus hinaus, nicht wie eine Kappe, aber wie ein fester Schirm, der den Regen weit abhält von den Fenstern und Lauben und im Winter die wärmende Schneelast zu tragen vermag. Auch wirft es an sonnigen Tagen breite Schatten über die Wände, so daß ihr geschnitzter und gemalter Schmuck doppelt bewegt erscheint. Denn kein Bauernhaus der Welt wird reicher und sorgfältiger geziert. Mit kluger Beschränkung ist der Schmuck auf die Giebelfront konzentriert. Durch das weit vorspringende Dach, durch Vorkragung der oberen Geschosse und durch die seitlichen Lauben pflegen schon die Massen gegliedert zu sein. Oft liegen über den Fenstern besondere Vordächer, namentlich dort, wo das Giebeldach weniger weit vorragt. Nun werden, mannigfach wechselnd, die Schwellbalken der Geschosse abgefäht, ausgefäht, von kleinen Konsolfreien getragen, mit Ornamenten und frommen Sprüchen beschnitzt:

„Durch Kreuz und Pein
Zum Licht und Schein
Durch Kampf und Streit
Zur Ruh' und Freud“



Abb. 38. Österreichisches Gebirgshaus an Radenthein in Kärnten.

hat ein Bauer 1697 bekannt; und 1736 hält ein anderer seinen Nachbarn und dem Wanderer „der Spötter Spiegel“ vor:

„Veracht mich nicht noch die Meinen
Betracht erst Dich und die Deinen
Und wenn Du findest on Mängel Dich
Alsdann komm und verachte mich.“

Unter dem Dache, den Galerien und Vorkragungen springen die Dachpfeilenträger und die Konsolen lebhaft vor, oft aus den Hirnseiten der inneren Wandbalken gebildet, vielfach geschweift und beschnigt; dazwischen wieder hängende Zapfen mit allerhand Knäufen. An den Lauben sind die Brüstungsbretter ausgesägt und über ihnen die Pfosten und Arkaden als Säulen und Baluster geformt. Besonders sind auch die Rahmen der Fenster sauber profiliert und von ausgeschweiften Zierbrettern umgeben; auch werden wohl die Schiebeläden in Schubleisten gefast und selber verziert. Zu alledem, was der Zimmermann zu sägen und zu schnitzen weiß, fügt oft der Maler noch seine lebhaften Farben, am liebsten weiß und schwarz und grün. Und darunter zieht über den Sockel und an den Ecken der Bauer die rankende Rebe und das leuchtende Obst hoch, so daß sich alle Einzelheiten zu einer köstlichen, wohligen Einheit zusammenschließen, zu einem abgerundeten Stück Menschenwert, doppelt anheimelnd hier, wo ringsum täglich die gewaltige Natur dem Menschen Demut predigt. „Das harmonische Zusammenwirken dieser Holzgebäude mit der großartigen Alpeennatur, auf deren Boden sie gewachsen zu sein scheinen, ist schon oft mit Recht hervorgehoben worden. In der Tat bleibt ein Aufgehen in die Natur die einzige Auskunft der Baukunst, wo sie innerhalb einer so überwältigenden Umgebung sich betätigen muß; ein Wettkampf mit ihr, ein wirksames Jhrgegenübertreten ist unmöglich; dennoch ist auch hier ein kontrastliches Wirken tätig; die breiten, niedrigen Verhältnisse, das flache Dach, die warme Farbe, das

gemütlich enge Familiengehäufe, als Vorgrund des erhabenen, himmelstrebenden, aber etwas kalten Naturbildes. Die gotischen Spitztürme so wenig wie die Kuppeln sind an den Füßen der Alpen am Platze, noch wollen sie dort gedeihen.“ So hat Gottfried Semper das Schweizerhaus verstanden.

Außer dem Blockbau des Hochgebirges findet sich in den Schweizer Tälern auch der Ständerbau, unter flachen Schindeldächern im Kanton Zürich, unter spitzen Schindeldächern im Berner Mittelland, unter hohem Strohdach im Aargau; darunter viele prächtige Beispiele gesunder und doch reicher Landbaukunst. Die Niegelbauten der nördlichen Schweiz, dem süddeutschen Fachwerkhaus verwandt, tragen doch eigentümlich schweizerische Züge in dem weiten Vorsprung des Daches, durch Lauben und Balkone und weit vorspringende Konsole. Aber ihre Grundanlage ist vom eigentlichen Schweizerhaus verschieden, denn sie haben die Ställe und Scheuern im Haus.

Wir verlassen das Schweizerhaus, um uns ostwärts in den übrigen Alpenländern umzusehen. Man hat früher von einem gemeinsamen „Alpenhaus“ gesprochen. Gemeinsam aber ist nur der Typus der Wohnung, durchweg der oberdeutsche Wohnstübentypus, wie wir ihn oben geschildert haben. Aber wie das Alpenvolk ein krauses, schwer zu entwirrendes Gemisch verschiedenster Völker und Stämme bildet, so sind auch die äußeren Gestalten der Häuser in den verschiedensten Gauen recht verschieden und lassen sich nur dadurch gruppieren, daß man die Haupttypen heraushebt und voranstellt. Auf diese Haupttypen müssen auch wir uns, schon des Raumes wegen, beschränken. Wir gehen daher, ohne bei den Zwischenstufen in Vorarlberg oder im Allgäu zu verweilen, zum bayerischen Bauernhaus über, wie es in Oberbayern und in vielen Gauen des stammverwandten Tirols sich findet. Es ist das Gebirgshaus des alten bajuvarischen Stammes. Dem deutschen Alpenwanderer und Sommerfrischler pflegt es geläufig zu sein. Treffliche Abbildungen bieten u. a. die schönen Werke: Otto Aufleger, Bauernhäuser aus Oberbayern und angrenzenden Gebieten Tirols, München, L. Werner, 1904, und Joh. W. Deininger, Das Bauernhaus in Tirol und Vorarlberg, Leipzig, Bibliographische Anstalt Adolph Schumann (1887 u. f.).

Der Bayer pflegt sein Gewese nicht immer so traulich in die Hänge einzuschmiegen wie der Schwarzwälder. Zwischen den steilen Felswänden bevorzugt der wohlhabende Bauer oft die breitere Talsohle, wo er auf ebenerem Boden seine großen Herden und ihren umfangreichen Futterbedarf bequemer bergen kann. Dort steht sein Haus, breit hingelagert, unter einem weitreichenden Flachdach, so daß die geräumige Wohnung und die ansehnlichen Ställe unter demselben niedrigen First nebeneinander sich ausdehnen können und er seine ganze Wirtschaft begehen kann, auch wenn im Winter der Schnee

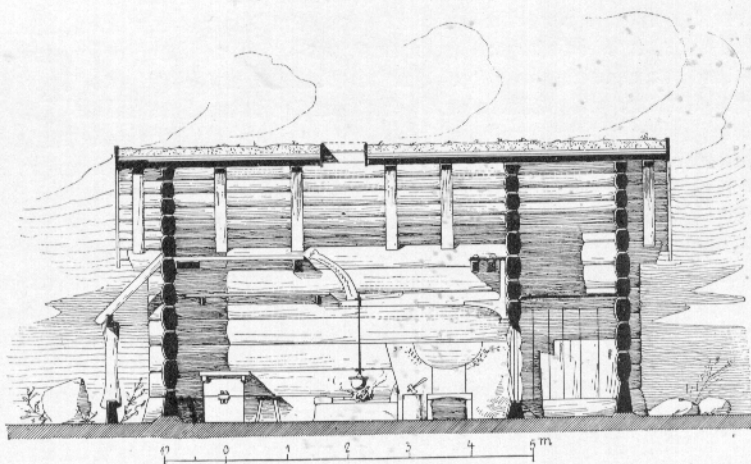


Abb. 39. Schnitt durch ein altertümliches Bauernhaus aus Bjostevold in Norwegen.

Nach Dietrichson und Munthe, Die Holzbautechnik Norwegens, Verlag von G. Kühtmann, Dresden.

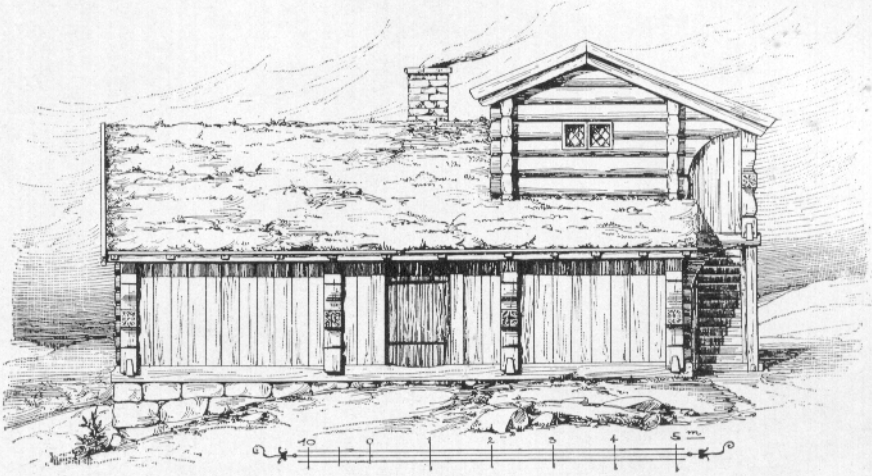


Abb. 40. Altertümliches norwegisches Bauernhaus aus Vofre.

Nach Dietrichson und Munthe, Die Holzbaukunst Norwegens, Verlag von G. Kühnmann, Dresden.

sein Haus bis an den Oberstock begräbt (Abb. 32 bis 37). „Selbst den Brunnenauslauf muß man da im Hause haben,“ sagt Bancalari. „Das ganze Anwesen liegt breit und nach allen Seiten geschlossen im Schnee, der es schützend und warmhaltend umgibt. Selbst wenn man einmal den Zugang verwehen ließe, wäre es eben kein Unglück, denn Vieh, Menschen, Futter, Speisekammer, Milchgaden und Wasserlauf liegen wie eingekapselt beisammen. Jede andere Hausform könnte für die Bewohner in ähnlichen Nöten große Gefahr, sie würde eine unaufhörliche harte Arbeit bringen, weil mehrere Verbindungswege offen gehalten werden müßten. So stellt sich uns das Einheitshaus mit innerer Längsverbindung als eine klimatische Erfahrungs-Einrichtung dar. Es braucht große Räume und daher eine große Breite, damit nicht die Länge unverhältnismäßig vergrößert werden muß. Für diese Breite paßt kein Steildach. Das sanftgeneigte Dach ist einfacher, stabiler und stellt sich somit als eine Korrelation jener Erfahrungs-Einrichtung heraus.“

Unter dem breiten Flachgiebel, der sich gegen die Straße zu richten pflegt, ist für die Haustür in der Mitte der Giebelfront Platz. Sie führt zu ebener Erde in den langen Flur, der das Haus von vorn nach hinten durchschneidet; an diesem Hausgang, Hausflöz, liegen rechts und links die Stuben, die Küche und die Kammer. Das Erdgeschoß pflegt gemauert zu sein, so daß der Winter Schnee ihm nicht schadet; die Wohnstube ist bisweilen sogar gewölbt. Und eine Mauer schließt auch hinten die Ställe von der Wohnung ab; das Vieh und das Gefinde betreten sie von außen, nur für den Winter ist eine kleine Verbindungstür mit dem Wohnteil vorgesehen.

Die oberen Geschosse pflegen aus Holz zu sein, die Wände in Blockbau, das Giebel-dreieck in Ständerwerk. Mehr als andere Gebirgsbewohner liebt der Bayer die breit umlaufenden Lauben. Wo er kann, umzieht er damit die Giebelwand und beide Traufseiten; gern legt er auch vor den zweiten Oberstock die „Oberlaube“, und nur die Rückwand hält er für die Rampe oder Brücke frei, über die sein Erntewagen in die hochgelegene Tenne und die Heuböden über den Ställen einfährt.

Der breite, weiße Sockel mit den grünen Fensterläden, die langen, dunkeln Holzlauben mit geschweiften Brettbrüstungen und zierlichen Säulen, unter dem Giebel die gekahlten und beschnigten Pfetten und Stützen, auch schräge Kopfbänder mit Tierköpfen, die zu „Bundwerk“ verschränkt werden: so steht das bayerische Haus auf den üppigen Wiesen oder an der breiten Dorfstraße als ein Ganzes, an dem auch unsere Zeit mit allen ihren neuen Ansprüchen nicht viel zu ändern brauchte, wenn es unseren Dorfbaumeistern nicht oft nur eben um etwas Neues und Fremdes zu tun wäre.



Abb. 41. Lof aus Telemarken in Norwegen, jetzt im Nordischen Museum zu Stockholm.

Lieber als die sachgemäße Anlage, den sauberen Fuß und das schöne Holzwerk des bayerischen Hauses möchten wir die Malereien missen, die der Wanderer in Mittenwald, Oberammergau und anderen reichen Dörfern Oberbayerns zu bestaunen pflegt. Ein später Niederschlag der virtuosen, aber rohen Fassadenmalerei der Barockzeit, machen diese derben Heiligen nur zu oft durch ihre Größe und ihre Farben die architektonische Harmonie der Gebäude zunichte. Mit der Volkskunst haben die akademisierenden Stubenmaler, die sich hier mit allerdings beneidenswertem Handgeschick erlustigt haben, nichts zu tun, wenn auch der Bauer damals Geld hatte, sie zu bezahlen. Sie sind nur im üblen Sinne hässlich.

Dagegen finden sich köstliche Vorbilder echter Bauernkunst vom bayerischen Typus im salzburgischen Pinzgau, von J. Eigl trefflich dargestellt (Das Salzburger Gebirgs- haus, Wien 1894). Hier hat sich im eigentlichen Hochgebirge, wie oben in der Schweiz, noch die Gruppenanlage erhalten, wohl nach älterer germanischer Gewohnheit. Die „Zuhäusln“, das steinerne Getreidehäuschen, der „Troadkasten“, für das kostbare Korn, die Ställe, die Waschkütte, der Backofen liegen getrennt. „Schon aus der Ferne erblicken wir das Wohnhaus aus der Gruppe der umgebenden Hofgebäude, charakterisiert durch das Glockentürmchen und die reich dekorierte vordere Giebelfassade. Aus dem Grün der Landschaft leuchtet schon aus der Ferne der weißgetünchte Unterbau mit seinen bunten Malereien hervor und auf demselben lagert der breite, in saftigstem Sienabraun bis ins Sepiabraun des Naturholzes abgetönte Aufbau der Wände, durch die Hausgänge und die Altane reich gegliedert und geziert, überdacht durch das mächtig ausladende, flache Legschindeldach, endlich das Ganze bekrönt durch das in bunten Farben glitzernde, zierliche Glockentürmchen.“ Die Glocke, die von dort oben her die Hausgenossen aus der weitverzweigten Arbeit zum gemeinsamen Mahle in die freundliche, besonnte und geheizte Wohnstube, die „Ehaltenstube“, ruft, hängt in einem zierlichen Gerüst aus Schmiedeeisen oder Holzwerk mit geschnitzten Pfosten, geschweiften Brettchen

oder gebogenen Bügeln in allen möglichen launigen Gestalten: wieder ein Symbol dafür, wie einst der Bauer und der Handwerker auf dem Lande auch das scheinbar Kleine durch echte Kunstfreude und echtes Kunstgefühl zu adeln wußten.

So seine Blüten aber, das müssen wir zugestehen, treibt die Landkunst doch nur dort, wo ein Bauernvolk in ererbtem Wohlstand und ungestörtem, stetigem Aufstieg lange Jahrhunderte überdauert hat. Das tritt uns klar vor Augen, wenn wir mit dem feinen Schweizerhause und dem behäbigen Bayerngewese die Bauernhäuser der inner-österreichischen Gebirgsländer vergleichen, die Bancalari uns gedeutet hat und die neue Publikation der Architekten veranschaulicht (Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn). Denn hier ist nicht alter, germanischer Boden, wo der Deutsche unter sich selbst und im fördernden Austausch mit römischer Kultur sich bilden konnte, sondern diese schönen Täler hat erst in jüngeren Jahrhunderten, nach rückwärts vordringend, der deutsche Ackermann den ihm nachgerückten slawischen Siedlern wieder abgerungen. Und so sind in Kärnten und in Steiermark die Bauernhäuser meist ohne den fröhlichen Schmuck, der den Bauten der westlicheren Alpentäler so gut steht. Das weit verbreitete steirische Haus ist in schlichtem Blockverband gefügt. Wohl hat man einzelne behaglich getäfelte Stuben aus den steirischen Tälern gerettet; wohl sind die Balken gut gefügt und die Balkone und Giebel bisweilen zimmergerecht geschmückt. Aber zu der übersprudelnden Zierfreude des Schweizlers, der robusteren Formenlust des Tirolers scheint es wenig Seitenstücke zu geben. Dagegen kann man, namentlich in den slowenischen Tälern Südsteiermarks, noch viele altertümliche Gestalten finden. Feu- und Sennhütten gibt es, die an altnordische Gefüge erinnern. Unter den Kleinhäusern, den „Kauschen“, stehen noch viele Rauchhäuser. Ja feltamerweise hat sich bei manchen ansehnlichen Bauern noch die „Rauchstube“ erhalten, in welcher Küche und Wohnraum noch eins sind: im inneren Winkel der offene Herd, noch ohne Schornstein, daneben wohl gar der Backofen, und doch in der Ecke gegenüber unter den Fenstern die Bänke und der Tisch, als sei hier noch die uralte Sitte bewahrt, um die Feuerstätte her zu wohnen, wie es vor Urzeiten auch die Oberdeutschen getan hatten, ehe sie Küche und Wohnstube schieden.



Abb. 42. Stube aus Halland in Schweden. Aus dem Nordischen Museum zu Stockholm.

Allerdings ist diese Rauchstube heute oft zur Gefindestube herabgesunken, und der Bauer selbst benützt zum Wohnen oder wenigstens zur Nachtruhe die „Rachelstube“ im Erdgeschloß oder im Oberstock. Vor allem aber nimmt es wunder, daß man in Kärnten hoch oben nicht das flache Dach des westlichen Alpenhauses, sondern ein Steildach findet, im Getreideland mit Stroh gedeckt, im Bergland mit Schindeln, meist vorn und hinten halb abgewalmt, als „Schopfdach“; unter dem weit vorpringenden Schopf hoch oben ein offener Balkon, zum Trocknen benützt; sonst selten eine Laube; das Ganze weit mehr dem fernen Schwarzwaldhause als dem nahen Bayernhause gleich (Abb. 38). Weil unter dem steilen Giebel das Haus nicht breit sein kann und man an der schmalen Giebelfront alle Besonnung für die Stubenfenster braucht, liegt auch die Haustür nicht an der Vorderfront, sondern seitwärts, und läuft der Flur, der Ausgang, nicht von vorn ins Haus hinein, sondern quer von Traufseite zu Traufseite. Oft grenzen, wie im Salzburgischen, jener bayerisch-tiroler und dieser österreichische Typus hart aneinander. Abseits der eigentlichen Alpengegend, aus den Vorbergen Oberösterreichs, sei endlich noch die dort übliche eigentümliche Gehöftanlage erwähnt, der Vierkant, wo Wohnhaus, Ställe und Scheunen, fest aneinander gebaut, den viereckigen Hof umschließen.

Wir dürfen nunmehr vom Bauernhause Abschied nehmen, wenn es uns nur um die eigentlich deutschen Haustypen und nicht um die Bauernkunst überhaupt zu tun wäre. Auf deutschem Boden, haben wir gesehen, ist gar vieles, was wir gern für hoch altertümlich und urprünglich halten möchten, recht junges Gewächs. Nur die Grundgestalten der Häuser, nicht aber ihr Zierat und noch weniger die Möbel und das Gerät reichen über die Reformationszeit zurück. Da müssen wir uns umsehen, ob uns nicht sonstwo in Europa ältere Kunde und Anschauung wird, und müssen uns glücklich schätzen, daß gerade unsere stammverwandten nordischen Nachbarn, die Skandinavier, diese Kunde gewähren. Wir müssen das nordische Bauernhaus und die nordische Bauernkunst wenigstens in großen Zügen kennen lernen.

In Norwegen und Schweden, wo der Winter zweifach so grimmig ist und die Schneedecke Wohnungen und Täler doppelt so lange absperrt wie in den höchsten deutschen Gebirgen, über den Fjorden und Seen, auf dem starren Urgestein, zwischen den unergründlichen Wäldern, da haben sich Beispiele ältester Kultur aus fernen Zeiten bis nahe an unsere Tage fast ungestört erhalten können. Erst unsere Zeit in ihrer unerbittlichen Hast räumt damit auf und weiß sich nichts Besseres, als diese Hütten abzureißen oder sie günstigsten Falles zu verlegen in die Nähe der Städte als feltjame Villen für Altertumsfreunde oder als Museumsobjekte für die Neugierigen. Länger als bei uns hat sich dort bei dem Landvolk auch der Hausfleiß erhalten und manche gesunde handwerkliche Überlieferung an Technik, Form und Farbe. Hier hat ein Stück uralter Volkskunst noch gelebt, hier haben Volks- und Kunstfreunde den alten Faden weiter-spinnen können, von hier aus ist die Volkskunst volkstümlich geworden. Nur die Schweden und die Norweger haben es gewagt, 1900 auf der Weltausstellung zu Paris ihre Staatshäuser in nationalen Stil, volkstümlich und doch künstlerisch, zu erbauen. Früher als anderwärts auch haben dort die Gelehrten das alte Bauernleben erforscht; was von Kraft und Poesie noch heute im Bauern lebt, haben starke Dichter für uns alle zu heben gewußt, und heimische Architekten haben seit langem die alten Bauten aufgenommen. Auch in deutscher Ausgabe ist das schöne Werk von Dietrichson und Munthe erschienen: Die Holzbaukunst Norwegens in Vergangenheit und Gegenwart, Dresden, G. Rühlmann, 1893, dem unsere Abbildungen 39 und 40 entlehnt sind. Auf Skanjen bei Stockholm stehen im weiten Park des Nationalmuseums die charakteristischen Wohntypen aus den eigenartig verschiedenen Landschaften Schwedens; nach Christiania waren schon mehrere norwegische Gebäude, denen Gefahr drohte, in den königlichen Park auf Bygdö gerettet worden; dort bietet sich jetzt im Nordischen Volksmuseum eine neue Stätte; das kleine Städtchen Lillehammer hat für den Bezirk Gudbrandsdalen ein Museum der heimischen Bau- und Volkskunst geschaffen, das vor allem ähnlichen gerühmt wird; in Lyngby auf Seeland schafft der rastlose Bernhard Olsen ein ähnliches Freiluftmuseum. So läßt sich denn aus Wort und Bild und bequemer Anschauung die Wohn- und Bauart unserer



Abb. 43. Dänische Bauernstube. Aus dem Dansk Folke-Museum in Kopenhagen.

nordgermanischen Völkern bis in die Zeiten verfolgen, aus denen bei uns kein einziges Bauernhaus mehr erhalten ist.

Man begreift, daß der germanische Siedler, der hoch oben den dunklen Urwald rodete, seine Hütte und sein Haus nicht anders als aus den nahen Fichtenstämmen zimmerte. Noch finden sich, als Beispiele einer niedrigen Kultur, die runden Holzhütten der Lappländer in den nördlichen Gegenden der Halbinsel. Der Germane aber kannte schon im frühen Mittelalter den Blockverband aus lagernden Rundstämmen, deren Fugen er mit Moos und Zeug dichtete; wie der Bauer, so baute auch der König aus Holz. Ließ doch die Kirche selbst ihre Gotteshäuser aus Holz zimmern, seit das Christentum

eingezogen und die Vorstellung der steinernen romanischen Basilika bis in den Norden gedungen war; daher die berühmten Stabkirchen mit ihrer wetterfesten Konstruktion und den prachtvoll geschnittenen irischen und nordischen Wandornamenten.

An Grund und Boden gebrach es nicht. Die Ansiedler hatten sich nicht in Dörfern, sondern in Höfen niedergelassen und zimmerten auf diesen Höfen für die verschiedenen Zwecke verschiedene Gebäude. An dieser alten germanischen Anlage haben sie länger festhalten können, als die Deutschen auf ihrem dichter bevölkerten Boden. Schon früh werden in jedem Hofe drei Häuser unterschieden, das Wohnhaus, das Kochhaus und der Speicher. Am Königshofe kamen dazu die stattliche Halle, das Schlafhaus für das Gefolge, die Ratsstube. Jedes Haus hatte ursprünglich nur aus einem einzigen Raume



Abb. 44. Englisches Bauernhaus.

bestanden; so ist es verständlich, daß Haus und Stube durch dasselbe Wort bezeichnet wurden, schwedisch *stuga*, norwegisch *stue*.

Das Wohnhaus des nordischen Bauern, das eigentliche nordische Bauernhaus, war ein einstöckiger, rechteckiger Bau. Die Wand war so niedrig, daß oft nur fünf Stämme übereinander geschichtet waren (Abb. 39). Innen ein großer bis unter das Dach reichender Raum, die Halle; an der vorderen Giebelseite ein kleiner Flur, daneben eine Kammer und über ihnen ein Giebelzimmer. Die Tür war an der Längsseite; vor ihr und einer Giebelseite zog sich ein offener Umgang (Slot) aus aufrechten Stämmen (Stabwerk) herum. Das Firstdach ruhte vor alters nur auf Längsbalken und war über den Bindern mit Brettern und Platten aus Baumrinde und Torf gedeckt.

Wer sich unter die niedrige Eingangstür bückte und über den hohen Schwellbalken in den Flur (*Forstuga*, *Framhus*) getreten war, mußte eine zweite Tür öffnen, um in den Hauptraum zu gelangen. Die kleine Seitenstube neben dem Flur war nur von der Halle selber zugänglich; in dieser Kove oder Kleve pflegte ein Bett zu stehen. Über

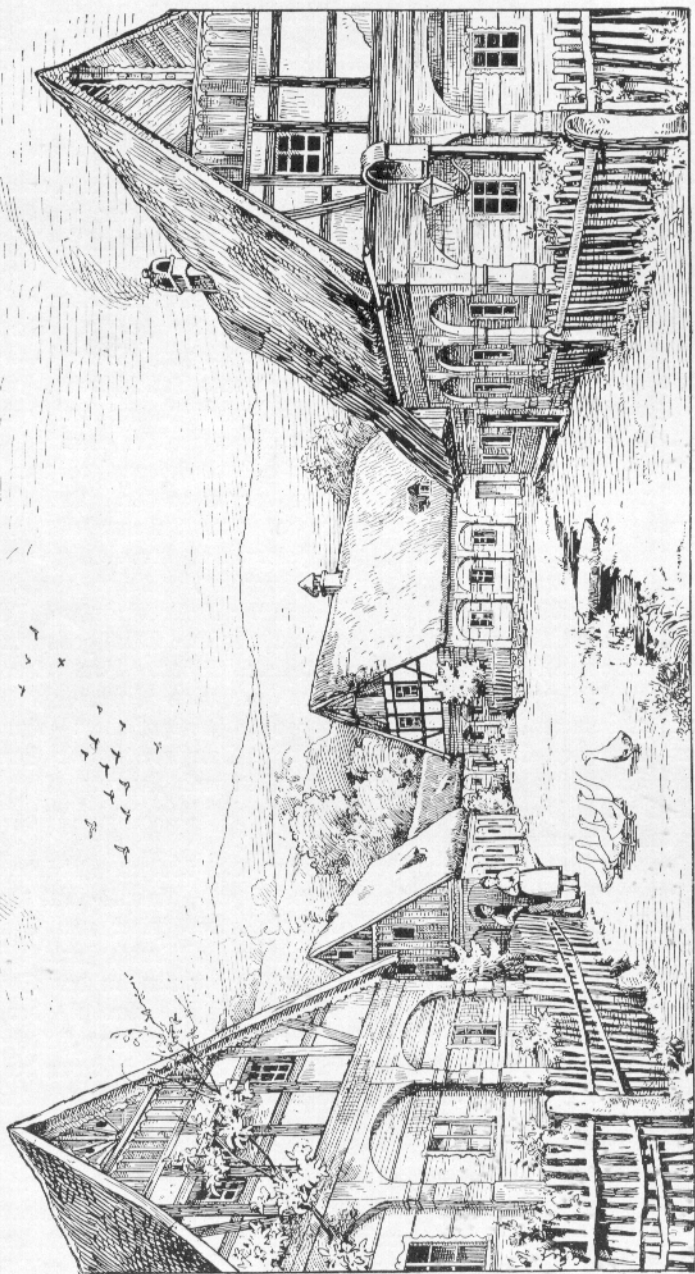


Abb. 45. Torstiftung aus der sächsischen Lausitz.

W. v. Seyffert. Ans.: Das Bauernhaus in Deutschland, Königreich Sachsen, Tafel 3. Verlag von G. Kühnmann, Dresden.

dem Flur und der Kove lag über einer Balkendecke ein Oberraum, Kam oder Hjell, bisweilen geteilt und nur von außen über eine Treppe und eine Galerie zu betreten (Abb. 40).

In der Halle konnte man hinaufsehen bis zum offenen Dachstuhl. Mitten im Dache war ein Firzloch (Ljore) ausgefägt, in Schweden Windöga = Windauge genannt, die einzige Lichtquelle, auch eine gefürchtete Einbruchsstelle für Räuber, Diebe und Feinde. Sie konnte von unten durch einen Rahmen geschlossen werden, der mit durchsichtigem Stoff oder mit einer Haut bespannt war; die beiden langen Stangen, mit denen man die Ljore öffnete oder schloß, waren ein Wahrzeichen des Herdfriedens; wer sie bittend faßte, galt als Gast.

Dieses Windauge dort oben war zugleich Fenster und Rauchloch für das Feuer des Herdes (Are), das in der Mitte der Halle offen auf einer Unterlage von Stein, noch früher nur in einer Grube des Bodens (Grue) brannte. Über den Scheiten hing der Kochkessel an einer drehbaren Stange. Die Funken sprühten wohl bis zur Decke, eine stete Feuersgefahr.

An den drei Außenwänden zogen sich die Bänke hin, unmittelbar auf die Erde selber aufgelegt; inmitten einer Langseite lag der Ehrensitz, der Hochsitz. Die Tische wurden zu den Mahlzeiten aus Platten und Stollen aufgeschlagen. Wenn dann über das von der Zeit und vom Ruß gebräunte Holz und den bunten Teppichschmuck in den Herdrauch hinein die Sonne von oben und die Glut von unten hineinblitzten, mag es manches anziehende Bild gegeben haben, das den Maler heute entzücken würde.

Wer aber diese rauchige und zugige Stube bewohnen mußte, war wohl dankbar, wenn man ihn mit wohllicheren Einrichtungen bekannt machte. Deshalb ist der König Olaf berühmt geworden, der gegen das Ende des elften Jahrhunderts von England her den Rauchofen eingeführt haben soll, eine Feuernische, deren Lehm- oder Steinwände sich erhitzten, die Wärme bewahrten und ausstrahlten, während allerdings der Rauch, solange das Feuer selbst brannte, noch offen in die Halle hinaufzog. Von da ab soll an den Küsten, im westlichen Norwegen, die Rauchofenstube üblich geworden sein, während man im holzreichen Gebirge an der alten Arestube festhielt. Von beiden Stuben kennt man noch heute einzelne Beispiele. Die ältesten Herdstuben scheinen aus dem dreizehnten Jahrhundert zu stammen, die letzten sind vor etwa hiebzig Jahren gebaut. Im Jahre 1668 gebaut, aber von älterem Typus, noch ohne Oberstube, ist die Stube von Kveste, die wir nach Dietrichson abbilden: Herdraum, Flur und Kammer, über dem Herd der Schwingbalken mit geschnitzten Enden, wie der alte sächsische Herdrähm; eine aufgerichtete Steinplatte beim Eingang soll gegen Zugluft schützen.

Draußen um das Wohnhaus herum lagen die übrigen Gebäude des Gehöftes. Schon im frühen Mittelalter zimmerte man als Schlaf-, Arbeits- und Vorratshaus das zweistöckige, nicht heizbare Loft, Bur, Bod (Bude), das später zum Stabur (Stav = Bur) erweitert wurde mit Laufgängen und Galerien, oft durch starke Pfosten über den Boden erhöht, mit derben Artornamenten und Schnitzereien an den Ständern, Querbalken, Treppen und Türen (Abb. 41, mit freundlicher Erlaubnis der Direktion des Nordischen Museums in Stockholm). „Hier lebt ein Rest des alten Heldenzeitalters fort.“

Als nach den Nöten und Wirren des späten Mittelalters, in denen die alte Wikingerkraft dahinsiechte, mit der Reformation eine mildere Kultur über das Land zog, nahm der Bauer aus den Städten eine neue Heizvorrichtung an, den Peis, vom lateinischen pisalis und französischen poêle, wie der Dithmarscher Pejel. Der Peis ist ein Eckkamin mit zwei Wänden über einem mäßig erhöhten Steinboden; sein Rauchfang führt in einen Ziegelschornstein. Er dient zum Kochen, Wärmen und Belichten. In solcher Peisstube brauchte man nun nicht mehr das offene Dach, sondern konnte Deckbalken (Naser) und flache Dielen ziehen; darunter mußte man die Wände mit Fenstern durchbrechen. Der Ehrensitz wurde vom Feuer abgerückt und in die Ecke gegenüber gelegt, ein wenig erhöht, meist mit einem Schrank darüber; von ihm aus liefen unter den Fenstern die Bänke, vor ihm stand der Tisch. Ein Bett für den Bauern stand oft in der Stube selbst, ein anderes in der Kove.



Abb. 46. Bauernstube aus Ungarn.
Nach Martin Gerlach, Volksheimliche Kunst. Verlag von Gerlach & Wiedling, Wien.

Ein Zeichen höherer Wohnkultur ist es, daß der nordische Bauer um diese Zeit auch die früher getrennten Gebäude seines Hofes zusammenzog, so daß allmählich neue, freundlichere Typen entstehen. Die Haustür wird nach vorn verlegt, der alte Flur zu einer zweiten Klee, einem Waschraum, gemacht; die Oberstube wird erweitert zu einem Oberbau unter einem besonderen, quergereichten Dach; die Kamstube wird zu einem Kamloft mit Balkon und Treppe von außen. Zu Wohnzwecken ist ein ähnlicher Typus entstanden, bei dem die Oberstube Barfred oder Barfrö hieß, aus Bergfried, Bessroi abgeleitet. Seit die Kamine aufkamen, konnte man auch zwei heizbare Geschosse herrichten. Um die niedrige Hauptstube unten zu erhöhen, hob man ihre Decke gern in der Mitte, so daß eine Art Spiegelgewölbe entstand. Dann wird auch der Grundriß erweitert, eine Hinterstube (Lagstue) für den Hausherrn und die Hausfrau angefügt und der Vorratsloft mit dem Stubenhaufe vereinigt. Und mehr und mehr brachen mit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts in das alte nordische Bauernhaus neue Moden ein, so eingreifend, wie die Neuerungen unserer Zeit: Dachziegel, eiserne Öfen, größere Glasfenster, Schränke und Sofas im Rokoko-Stil mit Muschelwerk und Malereien, Zinngeschirr, Kupfergerät und Fayencen. So entstand ein heutiges Bauernhaus, in dem die altheimische Bauernart kaum in einigen Namen und Konstruktionen nachklingt.

Mit Möbeln und Geräten hatte der alte Bauer sich zu behelfen gewußt. Außer den Wandbänken, dem Tisch und den Bettstellen wohl nur ein paar freie Bänke und Hocker und einzelne Truhen. Von einer Wiege wird berichtet, ein ausgehöhlter Block, an einer Stange schwebend. Schränke und Stühle stammen meist erst aus der Renaissancezeit oder späteren Stilweisen. Die Schnitzkunst des Bauern hat sich noch lange an mancherlei Gerät bewährt; besonders eigenartig erscheinen uns die hölzernen Trinkbecher mit ihren seltsamen Bügeln (schwedisch *käsa*).

Von ähnlichen Haustypen und von der Ausstattung der Stuben in den verschiedenen Landschaften Schwedens geben die Bilder aus den alten Bauernhäusern auf Stansen manchen Begriff, aus denen wir mit freundlicher Erlaubnis der Direktion des Nordischen Museums ein Bild bringen (Abb. 42). Die Bauart und die Anlage wechseln; mehrfach liegt die Haustür auf einer Langseite, hinter ihr der Flur und jederseits eine Stube. Die Stuben der verschiedenen Landschaften gleichen sich in manchen Stücken. Das Dach ist sichtbar oder die Decke ist in der Mitte erhöht, an den Seiten abgechrägt. Geheizt wird meist in einem großen Kamin mit Schornstein. An den Blockwänden unter den Fenstern Bänke, die Betten oft eingebaut. Gern wird alles Holzwerk bunt bemalt, mit Ornamenten und Geschichten; auch bunte, vollstümliche Bilderbogen finden sich angeklebt. Besonders aber werden bei festlichen Anlässen an den Balken, Deckenschrägen und Wänden über den Bänken die lustigen, farbenfrohen Wirkereien und Stickerien aufgehängt, deren handwerkliche Ornamente und breite Figuren die schwedische Bäuerin noch heute nicht vergessen hat, Zeugnisse einer lebendigen Bauernkunst, die sich mutig an das Schwerste wagt und das Schwerste bewältigt, weil sie es in ihrer eigenen Sprache auszusprechen weiß.

Früher und gründlicher als auf der skandinavischen Halbinsel hat auf den dänischen Inseln und in Jütland die stadtgeborene Zivilisation unter den Resten der ältesten Bauernweise aufgeräumt. Da die Wälder sich schon im sechzehnten Jahrhundert lichteteten und das Holz knapp wurde, verbot man schon damals den Blockbau. Wände aus Schrotwerk, aufrechte Pfosten mit wagrechten Bohlen dazwischen, hat ein Pejel aus der Gegend von Apenrade im Museum zu Flensburg. Ranchstuben hat es noch um 1800 gegeben; man kennt alte Grundrisse aus Jütland, nach denen im Flur noch die Küche ohne Schornstein und der mächtige Backofen beisammen standen. Heute ist das dänische Bauernhaus meist ein langes Gebäude aus Steinen oder Fachwerk, weiß getüncht, unter einem Strohdach, mit der Langseite gegen die Straße oder den Hof gerichtet. Ein Flur (Fremmers, Vorhaus) trennt, wie in Nordfriesland, die Wirtschaftsräume, Tenne und Stall, von den Wohnräumen, die nebeneinander liegen: der Küche, der großen oder kleinen Stube (Dörnsk) und einer Vorratskammer (Klöve), der ehemaligen Weberkammer. Die Betten und Schlafkammern werden an der Rückseite durch Holzwände

abgeschlagen; jüngere Häuser haben die Wohnräume in zwei Reihen. Seit der Renaissance spürt man auch im Bauernhaus die nahen Beziehungen, die das dänische Kunsthandwerk mit Holland und Norddeutschland verbanden (Abb. 43). Der dänische Bauer von heute, der bekanntlich an fachlicher und allgemeiner Bildung seine Standesgenossen in anderen Ländern zu überragen pflegt, verschmäht auf seinen geräumigen, freundlichen Höfen keinen Fortschritt der Neuzeit, ohne deshalb seinem alten, schönen Strohdach untreu zu werden. Wer aber altnordische Tradition sucht, muß nach Norwegen und Schweden oder weiter hinauf nach Island reisen. Selbst England hat in seinen bäuerlichen Cottages und ihren Strohdächern mehr malerische Alttertümlichkeit bewahrt (Abb. 44).

Für diesen Abstecker nach dem Norden haben wir uns die Zeit nehmen müssen, weil wir nirgends sonst so tiefe Blicke in die Vorgeschichte und die Entwicklung der Bauernkunst und ihres Hauses werfen können. Daß diese mannhafteste nordische Kunst uns wieder lebendig werden könnte, wie der verehrte Meister Dietrichson es uns wünscht, läßt sich leider kaum hoffen, weil sie ganz und gar auf einem Baustoff beruht, der uns unter den Händen täglich mehr dahinschwindet. Der deutsche Bauer ist nicht mehr von dichten Wäldern umrauscht; wir müssen froh sein, wenn wir die Freude am Blockverband wenigstens in unseren Hochgebirgen wachhalten könnten, wo er von alters her noch heimisch ist. Dem Bauern möchte man freilich wünschen, daß ihm mehr billiges Bauholz und weniger bedrucktes Holzpapier ins Haus geliefert würde.

Das nordische Bauernhaus gibt uns Anlaß, noch einmal auf deutschen Boden zurückzukehren. Im Osten Deutschlands, östlich der Elbe, finden sich in verschiedenen Gegenden Bauernhäuser, die nach Anlage und Bauweise untereinander verwandt sind und einen vermutlich alten Typus darstellen, der dem nordischen verwandt ist. Man hat darin ein ostdeutsches Haus erkennen wollen und in ihm die älteste Form des germanischen Hauses gesehen (Henning, Das deutsche Bauernhaus).

Das ist eine ansprechende Vermutung. In der Tat liegt ein gemeinsamer Typus vor, der in frühe Zeiten zurückweist. Nur findet er sich nirgends in ursprünglich deutschen Landstrichen und unter einer ursprünglich deutschen Bevölkerung, sondern nur in Landschaften, die entweder noch heute slawisch sind oder es bis vor kurzem gewesen sind. Es fällt daher schwer zu glauben, daß diese Bauwerke von alters her germanisch gewesen, von den Germanen aber vergessen und ihren slawischen Nachfolgern vermacht worden seien. Näher liegt es, darin eine westslawische Bildung zu sehen, die sich vornehmlich bei den kleineren Stämmen auf deutschem Boden behauptete und unter dem Schutze deutscher Wohlfahrt entwickelt hat.

Die ergiebigsten Beispiele dieses östlichen Bauernhauses sind aus Böhmen, um Eisenbrod, Proschwitz, Turnau, aus den Wendendörfern in der sächsischen Lausitz und im Spreewald, aus dem Weichselgebiet, dem Nebegau bei Hilehne, aus der Tucheler Heide in Westpreußen, auch aus Litauen bekannt geworden. Es reicht nach Russisch-Polen hinüber. Anklänge an die Bauart finden sich auch in Schlessien, im Herzogtum Sachsen-Altenburg und sonst im Osten (Abb. 45).

Es sind Einheitshäuser unter einem langen Firstdach, das mit Stroh oder Rohr gedeckt ist; durchweg aus Holz, in Blockverband oder mit Schrotwänden. Vor dem Eingang, vom Dache geschützt, ist eine offene Vorhalle ausgepart, am liebsten unter der Giebelseite oder unter einer Ecke der Giebelfront. Diese Vorhalle mit ihren Stützen, die oft gekerbt und geschnitzt sind, ist für den Typus dieser Häuser besonders charakteristisch. Wie eine Erinnerung an diese Laube mutet es an, wenn bei anderen Häusern dicht vor die Blockwand ein System von Ständern mit Schwellen und Kopfbändern gelegt ist, ein Säulenabgebände, das wie ein Niederschlag der ursprünglichen Vorhalle aussieht. Verzierungen sind nicht eben reichlich; die Ständer und Pilasterständer säulenartig behauen, bisweilen auch die Balken und die Windlatten beschnitzt; die Giebeldreiecke mit Brettern verkleidet, unten senkrecht, oben schräg nach innen zusammenlaufend; in Böhmen etwas reichere Formen, an denen Giebel und Galerien mit schmalen Brettchen oder kleinen Rundbogen eigenartig belegt sind.

Die Wohnräume und die Ställe liegen, durch Wände getrennt, neben- oder hintereinander. In den Häuschen mit Vorhalle, die besonders altertümlich aussehen, tritt man an der Giebelseite in den Flur; der Herd steht noch im Flur, auch wohl in der dann folgenden großen Stube. An diese schließen sich nach hinten die Ställe an. Im Spreewald liegt die Haustür an der Langseite; sie führt auf den Flur und geradeaus in die Küche, während daneben einerseits die Ställe, anderseits die große Wohnstube nebst kleinen Kammern liegen; in der Stube der Kachelofen mit geräumiger „Hölle“, die Wände und Möbel bemalt im Einklang mit dem grellen Rot und Grün an den bunten Trachten und den selbstverzierten Geräten dieser fleißigen und kunstfertigen Bevölkerung. Die Freude an gemalter Zier reicht weit nach Osten hin und ist z. B. in den Bauernstuben aus Ungarn besonders lebendig (Abb. 46).

Wer diesen altertümlichen Hausformen nachgeht, dieses östliche Vorhallenhaus mit den nordischen Hallenstuben und ihren Vorbauten vergleicht und von da aus Schlüsse auf die Entwicklung des oberdeutschen „Flurhallenhauses“ und der niedersächsischen „Stallhalle“ zu ziehen sucht, stößt auf Fragen, denen zu folgen wir uns an dieser Stelle versagen müssen. Kommt es hier doch weniger auf die Geschichte an, als auf die Anregung, die der heutige Landbewohner und sein Baumeister, die der Handwerker und die Industrie aus den Resten der Vorzeit, dem Erbe der Väter gewinnen können. Zu diesem Zwecke haben wir gesehen, wie einst der Bauer sich einrichten mußte an der Nordsee und im Hochgebirge, auf Lehmboden und in Urwäldern, zwischen Kornfeldern und auf Weidgrund, in ärmlichen und behäbigen Verhältnissen, wie er überall die Ansprüche des Klimas, seiner Wirtschaft, der heimischen Baustoffe bedachte und auf dieser festen zwecklichen Grundlage seinem Haus und seiner Wohnung doch die verschiedensten, anziehenden Gestalten zu geben verstand.

Daß vielleicht keiner dieser alten Typen sich mit allen seinen Einzelheiten bewahren läßt, am wenigsten gerade die kräftigsten und ehrwürdigsten, die uns am tiefsten zu Herzen gehen, das nordische Blockhaus und das sächsische Dielenhaus, darüber dürfen wir nicht verzagen. Uns liegt nicht daran, zu hemmen, sondern zu fördern. Die Hygiene stellt ihre Forderungen, wie sie Geheimrat Dr. Roth 1902 auf der Versammlung des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege formuliert hat; der Landmann will und darf gesünder und bequemer wohnen und sein Vieh sauberer halten als seine Vorfahren; alte Baustoffe sterben aus, und neue Materialien, neue Techniken führt der heutige Verkehr ihm zu. Wie das alles auf die ländliche Baukunst wirkt, wird an anderer Stelle dieses Buches erörtert. Wir wollen hier auch über das Kunsthandwerk die oft gehörten Klagen nicht erneuern. Was einst im Bauernhause oder für das Bauernhaus getischlert, geschmiedet und gewebt wurde, kommt heute aus den Fabriken über die Magazine und Basare auf das Land, ein Spiegel der entarteten städtischen Kunstkultur. Gelingt es, in der Stadt die Lust am hohlen Prunk und Schein, am Plunder und am Surrogat zu mindern und den Wunsch nach gesunder, sachlicher Handwerkskunst zu stärken, so wird auch dem Lande geholfen. Man kräftige den deutschen Bauernstand, daß er Freude habe an seiner Arbeit, Stolz auf seinen Beruf, Sicherheit in seinem Besitz, so wird er auch den Fortschritten der Stadtkunst folgen und für seine ländlichen Bedürfnisse die künstlerischen und handwerklichen Mitarbeiter finden, die ihm zu neuen Gestalten seines Hauses, seiner Wohnung, seines Möbels verhelfen. Bis dahin lehre man ihn vor allem, das Alte zu achten.





Neuzeitliche Betrachtungen

über

Das Bauen auf dem Lande.

von

K. F. L. Schmidt, Oberbaurat in Dresden.

Mit zehn Abbildungen.



Wer gegenwärtig unsere Landschaft, unsere Dörfer sowie die Vororte unserer zahlreichen Industriestädte durchwandelt, wird durch den Anblick der sich ihm darbietenden Bilder der sichtbaren Kultur im allgemeinen nur mit Bedauern erfüllt sein!

Das ästhetische Empfinden wird durch die immer mehr zunehmende Verödung einer schablonenhaften Bauweise und zwar nicht nur in der Anlage einzelner Häuser, sondern auch in dem Gesamtbild der Bebauungsart aufs tiefste verletzt.

Dorf und Bauernhof haben ihren Stil verloren und an die Stelle altbewährter, heimatlischer geschmackvoller Bauformen sind nicht etwa bessere und zweckmäßigere getreten! Zu den Sorgen, die gegenwärtig die Kreise unserer Landwirtschaft erfüllen, gehört schon längst die Baufrage! Dazu hat die Schwierigkeit, die Arbeiter der landwirtschaftlichen Kreise festhaft zu machen, in demselben Maße zugenommen, wie für die Städte der Zug nach diesen, sowie die Leichtlebigkeit daselbst gewachsen ist; zu den an und für sich schweren Sorgen für die Beschaffung und Unterhaltung baulicher Betriebsanlagen ist noch die weitere der Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses der Arbeiterschaft hinzugekommen, ein Grund mehr, Umschau zu halten und nachzuforschen, ob und welche Erleichterungen auf baulichem Gebiete erstrebenswert erscheinen.

„Der Zug vom Lande in die Städte und die ungünstige Verwertung ländlicher Erzeugnisse haben,“ wie es in der Ankündigung zu dem vom Verbande deutscher Architekten- und Ingenieurvereine herausgegebenen Werke: „Das Bauernhaus in Deutschland, in Österreich-Ungarn und in der Schweiz“ heißt, „dem Bauern vielfach die Freude und das Selbstbewußtsein, als Herr auf eigener Scholle zu sitzen, getrübt. Modestromung und Nachahmung städtischen Wesens haben ihm die Wertschätzung des guten Alten, durch Jahrhunderte hindurch als zweckmäßig Bewährten verringert, während die Forderungen der Baupolizei und der Brandversicherungs-Gesetzgebung die Eigenart des ländlichen Bauens bedrohen, ja teilweise schon vernichtet haben und der Einfluß der Baugewerkschulen den städtischen Anschauungen auch auf dem Lande Vorschub leistet.“

Daß unser heutiges bankünstlerisches Schaffen an den Folgen einer verkehrten Entwicklung krank — wer wollte es leugnen?

Anstatt den alten Besitz auszubauen, die Errungenschaften der Neuzeit mit dem erprobten Alten zu verbinden und den Schwerpunkt der baulichen Betätigung vornehmlich

in der Betonung des Praktischen und Zweckmäßigen zu suchen, verließ man etwa mit dem Eintritt der Gewerbefreiheit ohne Not die überlieferten Formen und irrte auf neuen, unbekanntem Wegen.

Das frühzeitige Hinaustragen städtischer Architektur auf das Land und die zwecklose Anhäufung mißverständener, geschmackloser Formen verteuerte nicht nur das Bauen, sondern wurde auch zum ästhetischen Unglück für die Schönheit unserer Dörfer, und damit unserer Landschaft!

Hand in Hand mit diesen Geschmacklosigkeiten ging ein bedauerlicher Unverstand der Techniker mit den landwirtschaftlichen Betriebsverhältnissen. Gänzlich verfehlte Bauanlagen führten nur zu oft zum wirtschaftlichen Ruin der Bauenden. In ihrer Selbstüberhebung, ohne Rücksicht auf die Umgebung, auf die örtlichen Verhältnisse, auf die bodenentsprossenen Baustoffe wie auf die Gewohnheiten der Bevölkerung, nur bestrebt sich selbst ein Denkmal zu schaffen, setzten die Bautechniker die unmöglichsten Gebilde

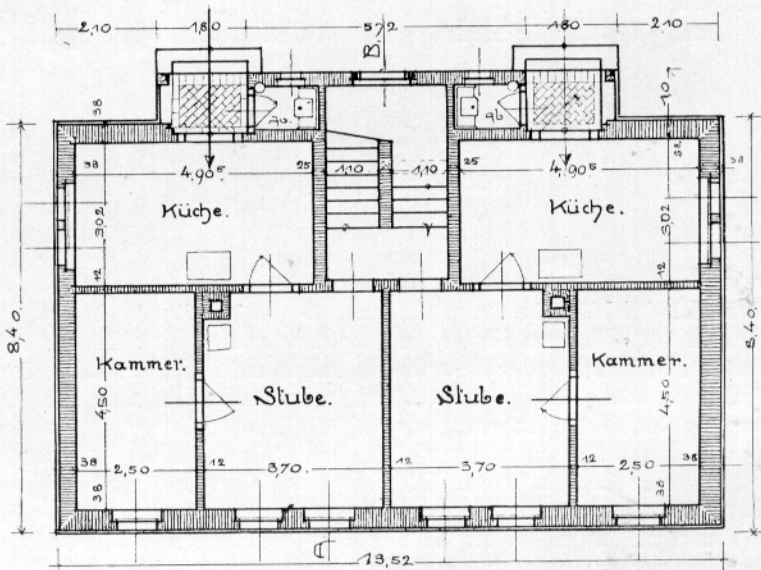


Abb. 1. Erdgeschoßgrundriß eines Doppelwohnhauses für vier Familien auf Kammergut Roffen.

und Surrogatarchitekturen schonungslos in die Landschaft hinein. Nicht selten schauten die Strohbindel aus den palastartig gehaltenen Fenstern heraus; was der gediegene Sinn der Altvorderen geschaffen und erprobt, was durch Jahrhunderte lang sich gefestigt und bewährt hatte, war vergessen, spurlos verschwunden!

Für landwirtschaftliche Baukunst und für ihre Pflege im Sinne der schlichten, altbewährten Weise früherer Zeit war, wenn überhaupt, im Lehrpläne unserer Bauerschulen nur ein bescheidenes Plätzchen vorhanden. Dazu mangelndes Verständnis und zunehmende Urteilslosigkeit seitens der Bauherren für das Wahre, Sachliche und Praktische und nicht zum wenigsten eine übergroße Ängstlichkeit bei Erlaß und Handhabung der Brandversicherungs-Gesetzgebung und baupolizeilicher Verfügungen damaliger Zeit.

Nach alledem muß die Frage, was sich zur Erfüllung der Wünsche zur Besserung dieser ungünstigen Verhältnisse und zur Gesundung des Bauwesens auf dem Lande im Sinne einer schlichteren, geschmackvolleren und heimlicheren Gestaltung tun läßt, als eine der vornehmlichsten betrachtet werden. Die weitere Frage, welche Mittel erstrebenswert erscheinen, um diese für unsere Volkswohlthat so wichtige Frage erfolgreich zu lösen, geht damit Hand in Hand.

1. Heimatliche Bauweise.

Wenn es wahr ist und allgemein anerkannt wird, daß uns jene schlichte Einfachheit und gediegene handwerkliche Durchbildung abhanden gekommen ist, die unsere früheren Bauwerke auszeichnet, so eröffnet der vom sächsischen Ministerium betretene Weg: vor allem die Lehrer und Schüler unserer technischen Bildungsanstalten auf die Vorzüge und den Wert solcher Bauweise aufmerksam zu machen, die Schüler anzuhalten, Beispiele solcher Art aufzunehmen und zu verwerten, zunächst einen hoffnungsvollen Ausblick.

Und in der Tat bietet die Bauweise früherer Zeit eine Fülle lehrreicher, leider viel zu wenig gewürdigter Merkmale. Einfach, wahr und echt, in allen Einzelheiten handwerklich durchgebildet, mit einfachsten bodenwüchsigem Hilfsmitteln errichtet und der Eigenart der Landschaft, wie den klimatischen Verhältnissen und den Gewohnheiten der Bevölkerung angepaßt, so hat sie Jahrhunderte überdauert und wird uns in alle Zukunft ein vorbildliches Beispiel schlichter, gediegener und deutscher Art bleiben. So ein überliefertes Bauwerk predigt und illustriert ein ganzes Programm für unsere heutige Technikerschaft! Sie sollte einsehen, daß ein blumengeschmücktes Fensterbrett eine größere Zierde für das Haus ist als ein auf Gipskonsolen angepapptes Architekturstück, sie sollte lernen, daß das Heil einer gesunden baulichen Entwicklung im Dorfe und in der Landschaft, wo die Natur selbst den schönsten Schmuck bietet, nicht in verworrenem Architekturfram liegt, sondern in der zweckmäßigen Durchbildung des Ganzen bei Betonung größter Einfachheit und Anschmiegun an die Umgebung.

Es ist unbegreiflich, daß — um nur auf einige Einzelheiten einzugehen — die alte bewährte Technik in der Behandlung der Türen und Tore als sogenannte Verdoppelungstüren so vergessen worden ist, obwohl auf Schritt und Tritt die Beispiele einer solchen eine mehr als hundertjährige Dauerhaftigkeit verbürgenden und charakteristischen Arbeit uns entgegen treten. Man bedient sich blecherner Dachrinnen auf Eisenstützen inmitten von Gegenden, wo der Holzreichtum und das Beispiel früherer Bauweise auf viel billigere und ebenso zweckmäßige hölzerne Ausführungen hinweisen. Man setzt kostspielige Sandsteingewände für Türen und Fenster ein, denen zuliebe die Umfassungsmauern nur zu oft eine unnötige Stärke anzunehmen haben und übersieht, daß hölzerne Stollengerüste, in die Leibungsnischen geschügt zurückgestellt, eine weit billigere und solidere Befestigung sowie Dichtung für Fenster und Türen gewährleisten. Man hat das wertvolle Lehmmaterial auf dem Bauplatz, ohne sich seiner Vorzüge zu erinnern; man weiß, daß für das Gebirgshaus die bohlemumschlossene Wohnstube sowie der geschügte Fachwerkbau eine behaglichere, wohllichere, für die Warm- und Trockenhaltung namentlich in unseren Gebirgsgegenden zweckmäßigere Ausführung bei wesentlich billigerer Herstellungsweise gegenüber der massiven Ausführung verbürgt, und doch will es nicht gelingen, diese altbewährte Bauweise wieder zu Ehren zu bringen.

Man kennt aus dem alten Bauernhause den ebenso billigen als feuer sichereren Lehmestrich und wendet für die Dachböden und in vielen anderen Fällen trotzdem den kostspieligeren und brennbaren Dielenbelag an.

Man gibt Hunderte von Mark aus für zwecklose Außenarchitekturen und gönnt sich dabei nicht einmal die behagliche Durchbildung wenigstens eines größeren Wohnzimmers auch nur in bescheidenster Weise. Wir freuen uns der kleinen, eingeschossigen Häuschen mit den steilen traulichen Dächern längs der malerisch sich hinziehenden Dorfstraße oder des Bergabhanges, wo jede Familie für sich abgeschlossen ihr bescheidenes aber eigenes Heim hatte und rotwangige Kinder uns entgegenlachen, und man will uns glauben machen, daß nur die Mietkaserne, nüchtern und öde in ihrer Außenerscheinung und den harmonischen Zusammenhang mit ihrer Umgebung empfindlich störend, berufen sei, den hygienischen Ansprüchen, wie den Forderungen größerer Billigkeit besser zu entsprechen.

Wir sehen Schritt für Schritt bei unseren Wanderungen, und zwar nicht nur in den Dörfern, sondern ebensowohl in den Städten die zweckmäßige Anlage von Dachwohnungen mit den zusammengefaßten, galerieartig angeordneten niedrigen Fenstern, deren

beschieferte oder zierbrettbeschlagnene Außenansichten ein ebenso praktisches als architektonisch gefälliges Motiv abgeben, und doch verwurftelt man Dachformen und Dachfenster zu ungläublichen Gebilden; der Zweck des Daches, in seiner Einheit und Geschlossenheit vor allem dem Hause ein Schutz zu sein, wird bei der Anlage der unsinnigen und zahlreichen Durchdringungen, der souffleurkastenartigen Fenster und dem schwindelhaften Aufputz von Architekturstücken vergessen; was Wunder, wenn in Ansehung solcher Verkümmerungen die medizinischen Sachverständigen leider nur zu oft zu einer Verurteilung von Dachwohnungen überhaupt kommen, wenn sie die Bewohnbarkeit jener turmartig und sonst unzweckmäßig ausgebildeten, gegen die Witterungseinflüsse nur ungenügenden Schutz bietenden Räume in Frage stellen?

Man übersieht endlich, daß unsere Landschaft ein Gemeingut des Volkes ist, welches bei dem immer mehr aufregenden Getriebe diese zu seiner Erholung braucht und daher ein Recht darauf hat, daß sie nicht verödet und durch geschmacklose Bauten verunstaltet, daß sie in ihrer Schönheit uns möglichst erhalten wird! —

Wenn also unsere Techniker, wenn Lehrer und Schüler unserer Baugewerkschulen dem Studium unserer heimischen altbewährten Bauweise einsehen und ihre zeitgemäße Weiterentwicklung anstreben, so erfüllen wir nicht nur eine Pietät gegenüber der Vergangenheit und schulen unsere heranwachsende Generation in der Wertschätzung des bewährten Alten, sondern wir beeinflussen auch die künstlerische Entwicklung des Bauwesens im Sinne geschmackvoller Einfachheit, wie sie in früherer Zeit ebensowohl das Herrenhaus wie dasjenige des schlichten Bürgers und Landmannes vorteilhaft auszeichnete.

Hier und da sehen wir wohl vereinzelt solche einfache und geschmackvolle ländliche Bauten neuerer Herkunft, die mit Geschick und praktischem Verständnis für die Bedürfnisse der Bewohner errichtet und der ländlichen Umgebung angepaßt sind, aber die sie schufen, sind nur einige reife Künstler und verständnisvolle Bauherren, die aus dem Jungbrunnen der Volkskunst schöpften, leider nicht jene Legion von Männern, deren Gewerbe es ist zu bauen.

„In jedem einzelnen Fall,“ sagt sehr treffend Geheimrat Henrici-Nachen in seinen Betrachtungen über die gute alte Zeit und über die Pflege des Heimatlischen im ländlichen und städtischen Bauwesen, „wo Auge und Gemüt verletzt werden durch den Mißklang, den das Neue in den Bestand des Alten hineingebracht hat, wird sich nachweisen lassen, daß es nur der Fähigkeit und des guten Willens bedurft hätte, um den Ton zu treffen, auf welchen durch Natur und Kunst die Umgebung gestimmt war, und damit im einzig wahren und besten Sinne des Wortes Heimatkunst zu treiben. Es wird sich ferner in der Regel auch nachweisen lassen, daß dieser Vorzug des heimatlischen Wesens mit geringeren als den aufgewendeten Mitteln zu erreichen gewesen wäre.“

2. Allgemein Technisches.

Wir haben im vorhergehenden gesehen, daß ein besonderer Vorzug der früheren Bauweise nicht zum wenigsten darin lag, daß sie es verstanden hatte, die bodenentsprossenen Baumaterialien zweckentsprechend zu verwerten, daß sie den örtlichen und klimatischen Verhältnissen, wie nicht minder den volkstümlichen Gewohnheiten der Bevölkerung entsprach.

Es mag die Schwierigkeit nicht verkannt werden, den in den meisten Bauordnungen hierfür eingeräumten Spielraum für örtliche und individuelle Wünsche durch Aufnahme weiterer erleichternder Bestimmungen entsprechend zu erweitern. Ist doch das Verständnis für diese Vorzüge unserer heutigen Generation fast gänzlich abhanden gekommen. Der nivellierende Zug in unserem baukünstlerischen Schaffen und die Nachahmung städtischen Wesens auch in der landwirtschaftlichen Baukunst hat das Verlangen nach größerer Individualisierung des Baugesetzes, und zwar je nach den örtlichen Verhältnissen oder Landesbezirken im allgemeinen vermiffen lassen.

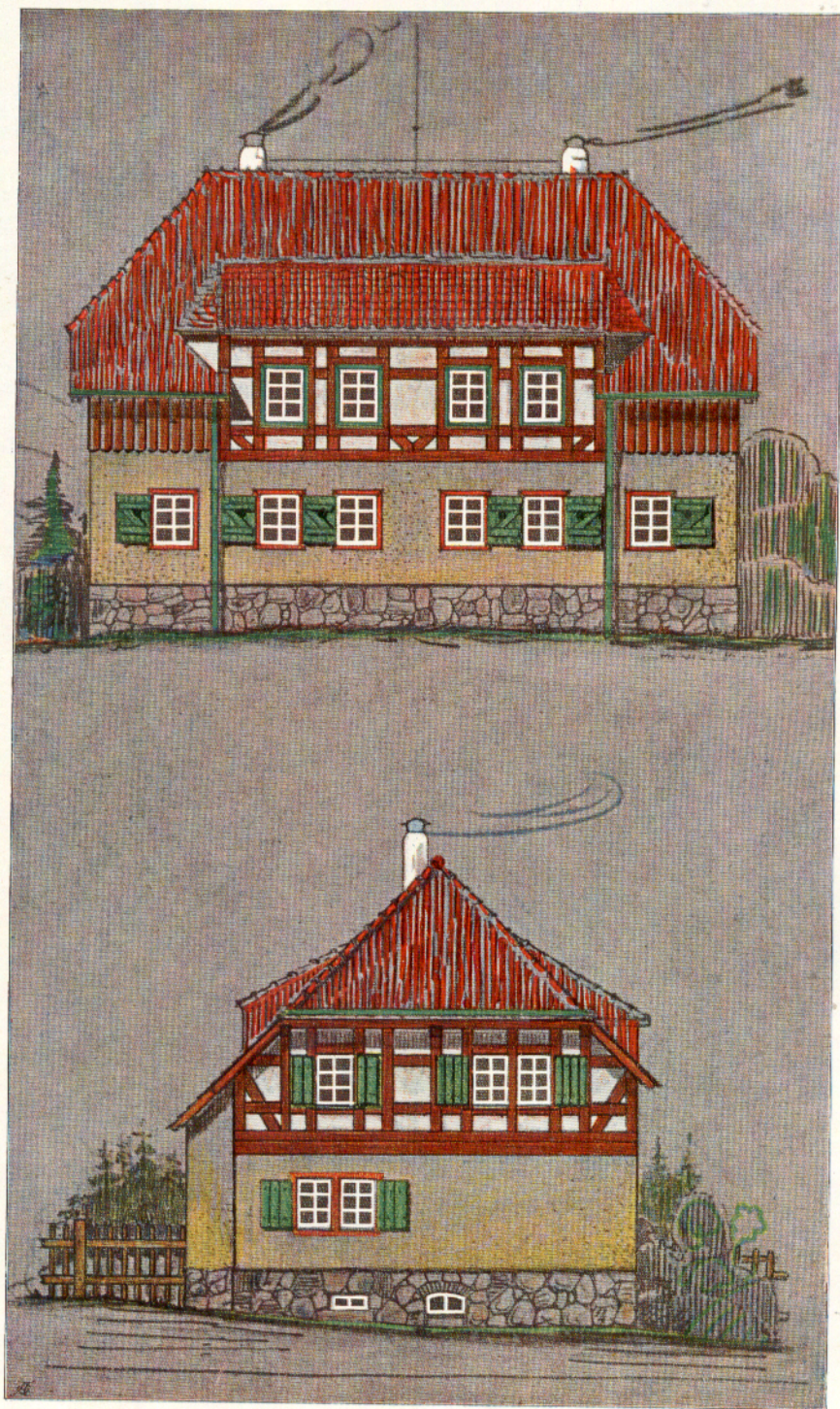


Abb. 2. Vorder- und Seitenansicht eines Doppelwohnhauses für vier Familien auf Kammergut Kossen.

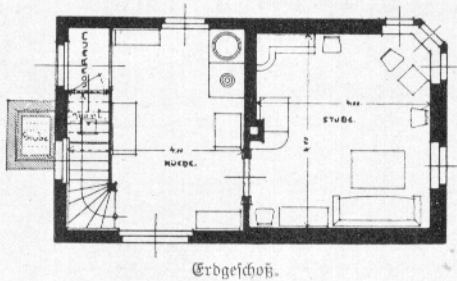
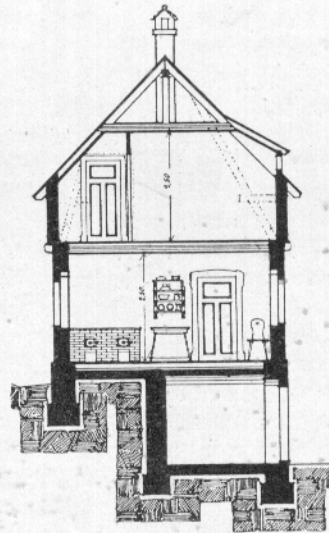
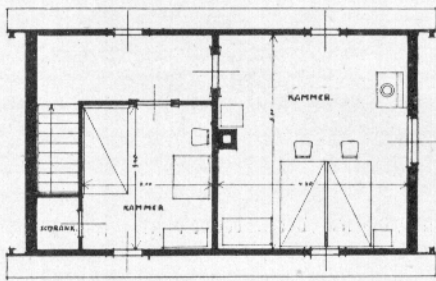
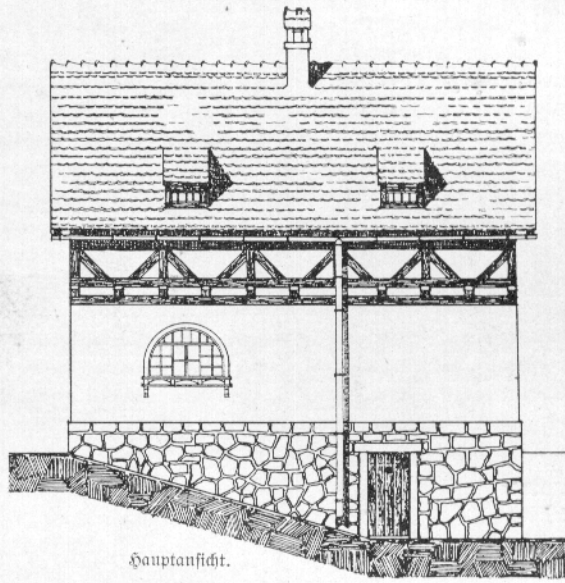
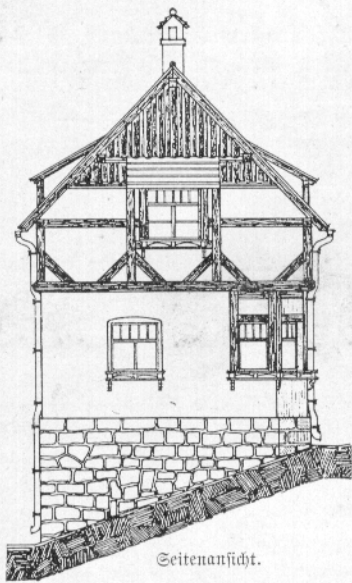


Abb. 3. Gärtnerhaus auf dem Grundstück des Herrn Graf v. d. Neke-Balmerstein, Rathen a. d. Elbe.
Architekt Ernst Kühn, Dresden.

Und doch würde mit einer solchen ein wesentlich verbilligendes Moment geboten und so manche schätzenswerte bodenwüchsig-e Eigenart und nützliche bauliche Einrichtung der Bevölkerung zurückgewonnen werden!

Das neue sächsische Baugesetz hat, indem es früher schon der Verwendung bodenwüchsig-er Stoffe besonders Rechnung trug, auf die Forderung der Berücksichtigung volkstümlicher Bauweisen gebührend wieder Rücksicht genommen und bei Bauten in selbständigen Gutsbezirken, in kleineren Orten, in welchen vorwiegend Landwirtschaft getrieben wird, sowie in Orten mit im wesentlichen unbemittelter Bevölkerung weitgehende Ausnahmen bewilligt „dafern nur die erforderlichen Rücksichten auf Sicherheit und Gesundheit ausreichend gewahrt werden“. (§ 92 d. allg. Bg. v. 1. Juli 1900.)

Die meisten übrigen Baugesetze werden, in gleicher Weise wie es beim neuen sächsischen geschehen ist, sicherlich Bestimmungen enthalten, welche der Regierungsbehörde unter Mitwirkung der Bezirksausschüsse es ermöglichen, den Anforderungen der Neuzeit und dem Wunsche sowohl auf Verbilligung unserer ländlichen Bauten als auch zur Verhütung geschmackloser, Dorf- und Landschaft verkümmender Neu- und Umbauten zu entsprechen.

Hand in Hand mit diesen Erwägungen würde daher eine von Zeit zu Zeit vorzunehmende Prüfung durch ein hierzu berufenes Kollegium von Sachverständigen innerhalb jedes Regierungsbezirkes dahingehend von Vorteil sein, ob und welche Erleichterungen überhaupt und auch hinsichtlich der technischen Ausführungen empfohlen werden können.

Gerade im Baufache wechseln die Anschauungen über Zweckmäßigkeit und Sicherheit der Konstruktionen, über Feuergefahr und deren Verhütung u. in nicht langen Zeiträumen. Die moderne Technik schafft dabei täglich neue Hilfsmittel; neue Errungenschaften verdrängen die alten! Ein Baugesetz, und wenn es noch so vorzüglich ist, kann mit diesen Fortschritten nicht immer Schritt halten, es muß Spielraum gewähren für zeitgemäße, auch später einschaltbare Ergänzungen.

Für die landwirtschaftliche Baukunst insbesondere steht der Wert der geborgenen, raumumschlossenen Vorräte in dem denkbar ungünstigsten Verhältnis zu dem Werte der umschließenden Konstruktionen. Das Verlangen, diese letzteren, die Kosten eines Baues am meisten beeinflussenden Bestandteile erheblich zu verbilligen, die zumeist geforderte massive Bauweise wenigstens teilweise durch eine leichtere oder doch noch genügend feuer-sichere zu ersetzen, ist in den Kreisen der Bauenden daher ein nur zu natürliches. Auch hier gibt uns die moderne Technik manches Hilfsmittel in die Hand, diesen Wünschen Rechnung zu tragen.

Die neuerlichen Versuche über die Brandsicherheit der Treppen sind sehr zugunsten der hölzernen Konstruktionen, namentlich wenn sie unterseitig berohrt und bepuzt sind, ausgefallen und die auf dem alten militärisch-kalischen Areale in Dresden-N. unternommenen Brandversuche haben dargetan, daß Fachwerksbauten, ja selbst einfache Brettbauten, berohrt und gepuzt oder mit Gips-, Holz- oder ähnlichen Dieben geschützt, weitgehenden Anforderungen an Feuer-sicherheit zu entsprechen vermögen. Von den weiter zur Anwendung gebrachten Schutzmitteln war es vor allem das mit Kalk- bzw. Zementputz versehene Drahtziegelgewebe, welches einem Feuer erfolgreich widerstand, wie es im Ernstfalle in einem landwirtschaftlichen Gebäude kaum vorkommen dürfte.

Der Widerstand gegen die verheerende Wirkung des Feuers wird sich zum Schutze der gefährdeten Fachwerksbölder voraussichtlich aber auch noch dadurch erhöhen lassen, daß — was weitere Versuche zu bestätigen haben würden — zwischen dem eigentlichen Konstruktionsverband und dem schützenden, Kalk- oder Drahtziegelgewebeputz — wie dies in Amerika vielfach geübt wird — eine isolierende Lehmschicht zur Verhütung des Verkohlens des Holzwerks eingebracht und erst dann der Zement- oder Kalkputz hergestellt werde. Kommt es doch bei dem Brande beispielsweise einer Scheune im wesentlichen darauf an, die Brandgefahr für benachbarte Gebäude nach Möglichkeit auszuschließen, denn das brennende Objekt, gleichviel ob mit massiver oder leichterem Umfassung versehen, gilt in beiden Fällen als verloren, nur mit dem Unterschiede, daß für das massiv aufgeführte Bauwerk wegen der in den meisten Fällen nötig werdenden

völligen Abtragung der ausgeglühten rissigen Mauern der Aufwand für den Abbruch und der Verlust noch ein viel größerer ist.

Wie für die Umfassungen, so werden die Drahtgewebe in Rabißausführung, das System Holz und namentlich der Drahtziegelputz wegen ihrer leichten, für jeden Bauwerkerten verständlichen und billigen Verwendbarkeit zweifellos berufen sein, auch als Ersatz für die kostspieligen Gewölbebauten Eingang zu finden.

Daselbe gilt auch für die sehr in Aufnahme gekommene Asphalt-Falzpappe in ihrer isolierenden und billigen Verwendung namentlich für Stallbeden und für die Verkleidung von Fachwerksbauten.

Auch die leichten, sich selbst tragenden, sogenannten Präß-Wände mögen in ihrer zweckmäßigen Konstruktion hier genannt sein; durch diese letzteren wird — wie überhaupt bei allen leichteren Umfassungswänden — das bauverteuernde Gründungsmauerwerk eine nicht unwesentliche Einschränkung erfahren können.

Nicht minder erwägenswert dürfte eine Revision der einschlagenden Bestimmungen für die Bemessung der Stärken von Hölzern und Trägern der Baukonstruktionen sein. Die hier angenommenen Tabellen haben im allgemeinen viel zu hohe Sicherheitskoeffizienten zur Voraussetzung.

Die neue Berliner Bauordnung sieht von einer nahezu zehnfachen Sicherheit, wie sie allgemein Gültigkeit hat, ab und erhöht die zulässige Inanspruchnahme für 1 qcm bei Holzbalken auf 60, bei Eisenträgern auf 875 kg. Die bekannte Koenigsche Tabelle nimmt für kiefernes Holz durchgängig sogar 75 an.

Im allgemeinen wird man der Anschauung sich nicht verschließen können, daß es empfehlenswert erscheinen müsse, einen Unterschied zu machen einmal: zwischen ländlichen und landwirtschaftlichen Bauten gegenüber den städtischen Geschäfts- und Mietshäusern, zum andern, ob es sich bei Holzkonstruktionen um sichtbare, unverhüllte Dachverbände oder um Zwischenbalkenlagen handelt. Für letztere würde, und zwar rücksichtlich der größeren Gefahr bei eintretender Fäulnis usw. ein Sicherheitskoeffizient von 60, bei den anderen dagegen ein solcher von 75 wohl am Platze sein. Die sächsische Bauordnung nimmt hierauf gebührende Rücksicht und sieht auch ohne ausdrücklichen Dispensationsantrag von einer strengeren Einhaltung der sonst geforderten Stärken ab, wenn nur die erforderlichen Rücksichten auf Sicherheit und Gesundheit gewahrt werden. Es werden demgemäß und unter bestimmten Voraussetzungen Bieigungsbeanspruchungen von 60 bis 70 kg per qcm zugelassen; wie dies in einer neuerlichen Ergänzungsbestimmung zum Ausdruck gekommen ist.

Unbedingt vermieden werden möchte das feste Einmauern der Balkenköpfe. Wind und Wetter vermögen einem beispielsweise durch die Mauer hindurchgesteckten Balkenkopf bei weitem nicht so zuzusetzen als dies die durch Einmauern bewirkte völlige Luftabsperrung im Gefolge hat.

Inwieweit auch die angenommenen Werte für die Nutzbelastungen hierbei eine Abminderung erfahren könnten, ist in Hinblick darauf, daß gerade für die Landwirtschaft und die hier wechselnden Belastungsverhältnisse eine besondere Vorsicht geboten erscheint, eine schwer zu beantwortende Frage. Sehr beachtlich erscheint, daß der Landwirt sehr oft das Eigengewicht der Decken dadurch abmindern kann, wenn er in den Fällen, wo die Anordnung von Fehlboden mit Lehmausstakung oder Rohrputzdecken nicht nötig ist, auf solche verteuernde, das Eigengewicht und die Dimensionen der Balken wesentlich beeinflussende Konstruktionen tunlichst ganz verzichtet.

Die Frage der Abminderung der Holzstärken bei Baukonstruktionen ist übrigens auch nicht ohne Bedeutung für das Interesse unserer Forstwirtschaften. Der gegenwärtige sehr niedrige Stand der Zementpreise begünstigt naturgemäß die Einführung massiver Decken, deren Ausführung gegenwärtig zumeist billiger zu stehen kommt als Holzbalkendecken, die dabei noch den Vorteil der Feuer- und SchwammSicherheit bieten. Je kostspieliger nun die Holzkonstruktionen ausfallen, desto mehr schreitet die Einführung der Zementdecken vorwärts und verdrängt damit mehr und mehr die Verwendung von Holzbalken!

3. Die Hofanlagen im allgemeinen.

Den Wohnheiten unserer bäuerlichen Bevölkerung entspricht es, daß unsere Hofanlagen im allgemeinen nach fränkischer Weise erbaut werden.

Diese volkstümliche, in ganz Mitteldeuſchland gebräuchliche Bauweiſe ſondert beſonders, entgegen den Gepflogenheiten der niederſächſiſchen und alemanniſchen Bevölkerung, den baulichen Organismus einer Hofanlage in ſelbſtändigen Einzelgebäuden für Wohnhaus, Stallgebäude, Scheune, Schuppen und oft ſogar für das Auszüglerhaus. Zudem damit die raumbildenden und wichtigſten Baukörper als: die Umfaſſungsmauern und Bedachungen erheblich überwiegen gegenüber dem Rauminhalt, bedeutet dieſe Bauweiſe die allerungünſtigſte und koſtspieligſte.

So betragen z. B. bei einer Hofanlage für eine Wiſchaft von 15 ha Feld und Wiſe, wie ſie in einem mittleren Bauerngute in Sachſen im allgemeinen entſpricht:

die Geſamtſumme der Umfaſſungen 878 qm

die Geſamtſumme der Bedachungen 842 qm

beide zuſammen umſchließen einen Rauminhalt — die Dachböden eingerechnet — von nur 3730 cbm mit zuſammen 1720 qm Fläche.

Das Verhältnis der raumumſchließenden Flächen zu dem Rauminhalte iſt demnach ein ſehr ungünstiges, indem auf 1 qm derſelben nur rd. 2,2 cbm Gebäudeinhalt kommt. Hierbei zeigt ſich, daß die fränkische Bauweiſe gegenüber z. B. der niederſächſiſchen um reichlich ein Drittel an Umfaſſungen und Dächern mehr braucht, um denſelben nutzbaren Raum zu umſchließen.

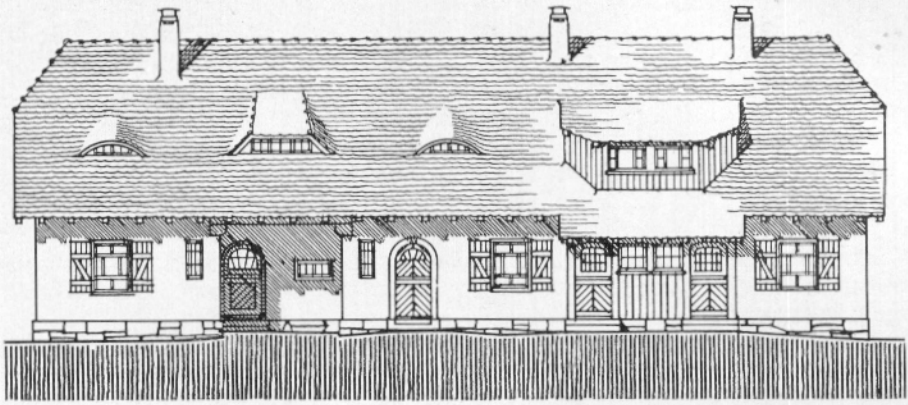
Wir halten dieſe Zahlen für ungemein wichtig, nicht ſowohl, um unſere Bauern zur Aufgabe einer von alters her gebräuchlichen Bauweiſe und Hofanlage zu veranlaſſen, denn unſerer zumeiſt gebirgigen Landſchaft — ſoweit das ſüd- und mitteldeuſche Zinterſſengebiet hierbei in Frage kommt — würde der Typus der niederſächſiſchen Bauweiſe gar nicht einmal entſprechen, ſondern um ſie anzuregen bei der Planung von Neubauten ſich zu vergegenwärtigen, daß aneinandergereichte, Raum für Raum und bis in die Dachwinkel hinein zweckmäßig ausgenutzte, den jeweiligen Boden- und Niveauverhältniſſen angepaßte Bauten eine wiſchaftlichere Bauweiſe bedeuten als eine ſolche in der ſeithier geübten Weiſe.

Aber man ſoll nicht glauben, daß die Planung ſolcher Gebäudeanlagen in ihrer den praktiſchen und zweckmäßigen Erforderniſſen ſowie den äſthetiſchen Geſichtspunkten auf geſchmackvolle Einfachheit Rechnung tragenden Ausführung Sache der Mehrzahl unſerer Technikerſchaft ſei. Die Kunſt, ſparsam und zweckmäßig zu bauen, ein gegebenes Programm unter Berücksichtigung aller örtlichen Verhältniſſe ſowie der bodenwüchſigen Bauſtoffe mit dem denkbar geringſten Bauaufwand durchzuführen und die ſchlichte geſchmackvolle Einfachheit auch zu einem Moment der äußeren Erſcheinung zu machen, will geübt und gelernt ſein. Nur die reife Erfahrung und ein abgeklärtes Wiſſen befähigen dazu; der in die Praxis eintretende junge Baugewerkschüler kann nach den wenigen ihm zur Verfügung ſtehenden Semestern, beſchwert außerdem mit Studien hoher und höchſter Architekturformen, nur ſelten den an ihn geſtellten Anforderungen gerecht werden, namentlich wenn er — wie dieſes leider auch bei den älteren Baumeiſtern der Fall iſt — ſich nicht an vorhandene bewährte gute Beiſpiele hält, ſondern berufen zu ſein glaubt, etwas Neues zu ſchaffen.

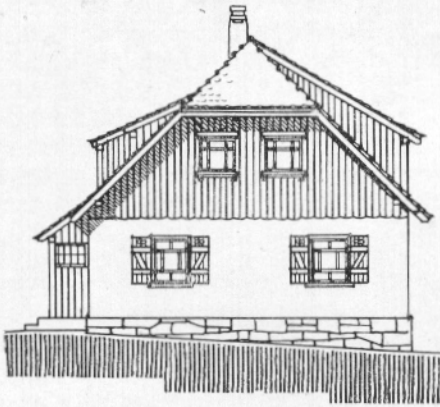
4. Die Handhabung der Bauausführungen.

Gegenüber der jetzigen hatte die frühere Handhabung der Bauausführung den Vorzug, daß ſie weit überlegter, vorbereiteter und wiſchaftlicher war.

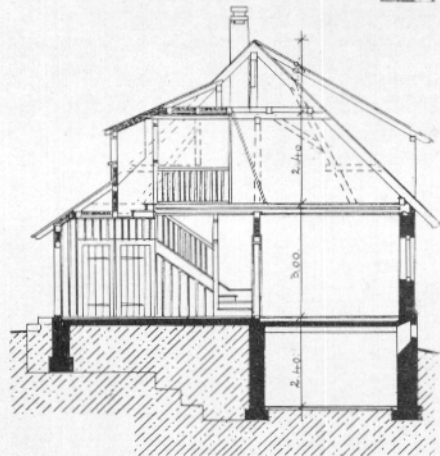
Die Fälle werden immer ſeltener, wo die Mitbewohner des Dorfes ſowie die Gutsnachbarn dem Bauenden uneigennützig und hilfreich zur Seite ſtehen, Wagen und Geſpanntiere zur Verfügung ſtellen, wo der Bauherr ſelbſt, zeitweilige Arbeitsloſigkeiten und Gelegenheiten ausnützend, Jahre vorher und nach und nach die für einen Bau erforderlichen Stoffe zur Anlieferung und Aufſtapelung bringt.



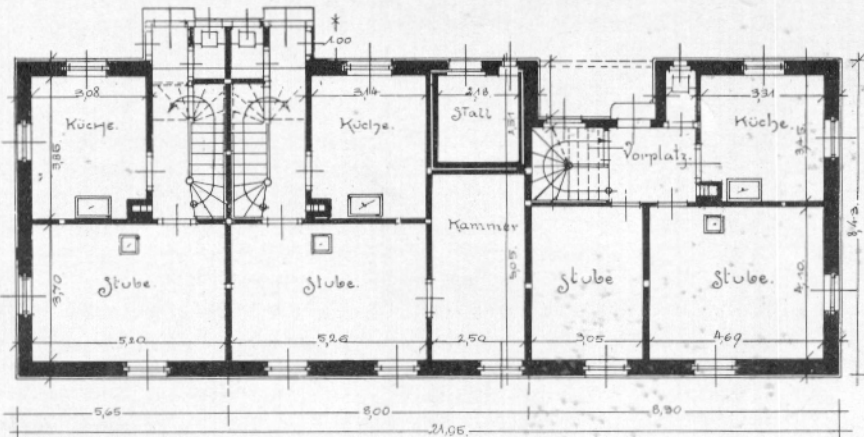
Östansicht.



Seitenansicht.



Schnitt.



Erdgeschoß = Grundriß.

Abb. 4. Forsthilfsbeamten - Wohnhaus in Breitenbrunn i. Erzgeb. (730 m über NN.), enthaltend je eine Wohnung für einen Forstgehilfen, einen Waldwärter und einen Kuttcher.

Das Bauvorhaben erfuhr hierbei eine Durchreifung und Klärung, wie sie dem praktischen Sinn und dem Zug nach Sparsamkeit des Bauenden entsprach. Dem gewollten Zwecke stand in gereifter Vorbereitung und wohlervogener fertiger Bau gegenüber, nichts war darin zu viel, nichts zu wenig. Der Bauer früherer Zeit war eben wirklich Bauherr.

Das ist nun freilich mit der Zeit anders geworden!

Raum beschlossen, so muß der Bau auch schon in wenigen Wochen fertig dastehen; wagenladungsweise wird die Architektur angefahren und harret ihrer Verherrlichung! Und was für einer Verherrlichung! Kein Mensch sagt dem Bauherrn, daß diese teuren Zementkonsolen, Simse und Verdachungen, dieser Abflatsch einer städtischen Surrogatarchitektur nicht nur keinen Zweck hat, sondern den Bau verteuert und die ganze landwirtschaftliche Umgebung entwertet.

Ein schönes Bauwerk und noch dazu in der Landschaft muß des dekorativen Beiwerks entbehren können, wie ein schöner Körper des Schmuckes! Das lernen wir sogar bei den halbbarbarischen Völkerschaften, die mit der größten Einfachheit, ohne ornamentalen Aufwand, lediglich durch die bloße Wirkung der Flächen ein vornehmes und charaktervolles Kunstwerk geschaffen haben; aber solche Erwägungen, solche Grundbegriffe künstlerischen Geschmacks sind freilich unseren meisten Technikern fremd, und der Bauherr weiß nichts davon, daß ihm das Geld für solchen sinnlosen Plunder oft genug förmlich aus der Tasche gestohlen wird! In den weitaus meisten Fällen kümmert er sich überhaupt nicht um die Bauplanung; der „Baumeister“ — gleichviel ob dazu befähigt oder nicht — macht sie samt den Kostenanschlägen, und da solche umfangreiche Vorarbeiten gewöhnlich und sonderbarerweise „nichts“ kosten, bleibt es nicht aus, daß sie an anderer unkontrollierbarer Stelle mit Berechnung finden; dazu das mangelnde Verständnis für landwirtschaftliche Betriebsverhältnisse, eine verfehlte Disposition in der Gesamtplanung, unzuweckmäßige Durchbildung der Innenräume und eine oft verschwenderische Ausstattung in der Außenerscheinung — denn der Meister will doch zeigen, daß auch er einst auf hohen Schulen Architektur studiert habe — kurz, eine den Betrieb unnötig belastende, in zahlreichen Fällen gänzlich verfehlte Bauanlage, ohne daß der Bauherr imstande gewesen wäre, die Unzuweckmäßigkeit der Bauentwürfe rechtzeitig zu erkennen.

In voller Würdigung dieser Sachlage haben Regierungen sowohl als Gemeinden und Korporationen nicht unversucht gelassen, durch Preisausreibungen und Ausstellungen eine Besserung dieser Zustände herbeizuführen.

So unternahm bereits im Jahre 1897 das sächsische Ministerium des Inneren nach Gehör des Landesfulturrates einen Wettbewerb zur Erlangung von Entwürfen landwirtschaftlicher Gehöftbauten des kleinen und bäuerlichen Grundbesitzes.

Die Unterstützung der landwirtschaftlichen Kreisvereine bei Anstellung von Baufachverständigen sind weitere Beweise für das wohlwollende, umsichtige Entgegenkommen der königlichen Staatsregierung, und die an die Direktionen der Kunst- und Baugewerkschulen erlassene Verordnung, Lehrer und Schüler anzuweisen, der einfachen schlichten Bauweise früherer Zeit mehr Beachtung zu schenken, spricht zur Genüge für das den Anschauungen auf Vereinfachung und geschmackvollere Behandlung unserer ländlichen Bauten entgegenkommende Bestreben. Aber gerade jenes Preisauschreiben und die Beurteilung seines Ergebnisses, wie nicht minder das daraufhin gelegentlich der deutschen Bauausstellung in Dresden errichtete landwirtschaftliche Mustergehöfte, zeigten trotz der sonst erzielten schätzbaren Erfolge, ein wie geringes Verständnis gerade von denjenigen entgegengebracht wurde, deren Interesse man am ehesten glaubte gewiß zu sein.

Unsere „Baumeister“ auf dem Lande — und hier gerade namentlich diejenigen der alten Schule — bekämpfen offenkundlich diese Maßregeln und Bestrebungen zur Gesundung des Bauwesens; sie stellen sich jener erwünschten Anbahnung einer engeren wechselseitigen Verbindung zwischen Landwirten und Bauausführenden feindlich gegenüber, ja sie fürchten — und hier vielleicht nicht ganz mit Unrecht — mit der Vereinfachung und geschmackvolleren Gestaltung der ländlichen Bauten, mit der Beschränkung der Wagenladungen an Architektur und der bisherigen einträglichen Berechnungen an Gründungs- und sonstigem Mauerwerk eine wesentliche Einbuße ihrer Bezüge!

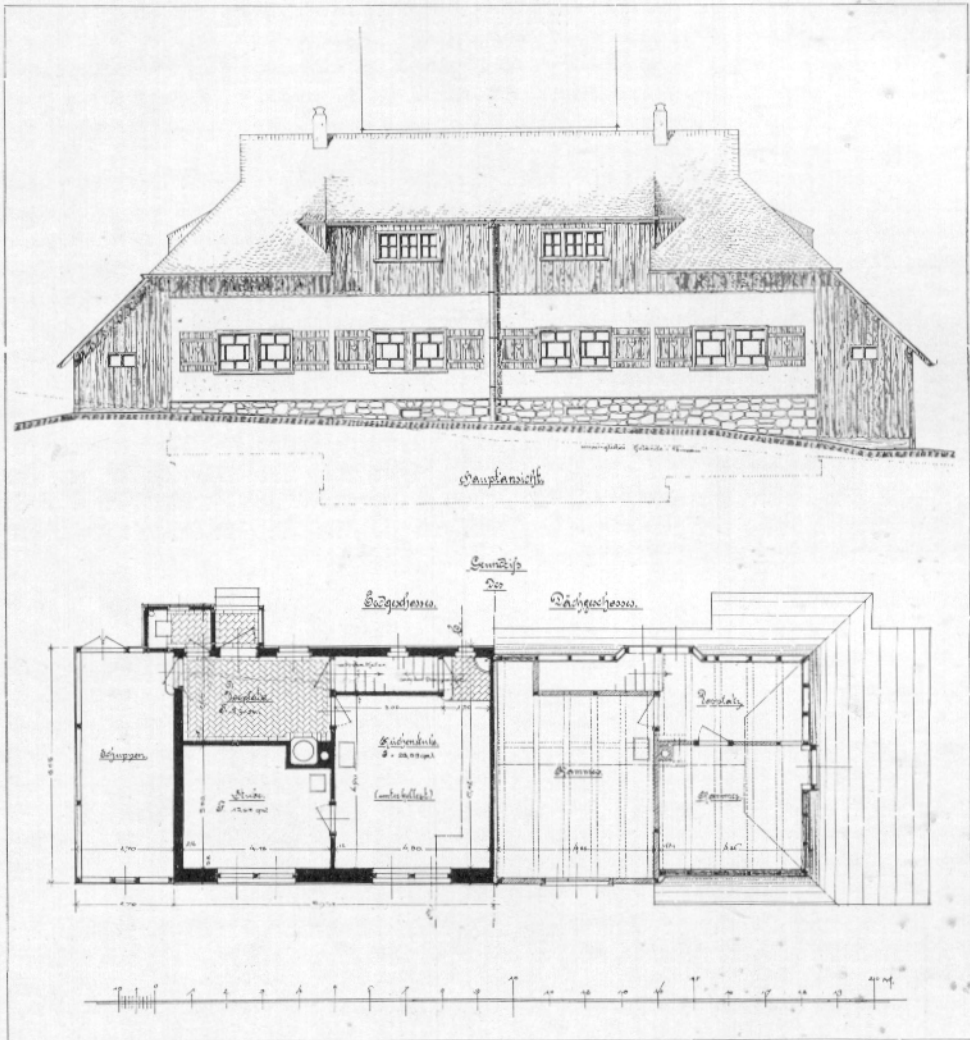


Abb. 5. Waldarbeiter-Doppelwohnhaus in Gröna b. Chemnitz. (538 m über NN.)

Unter solchen Verhältnissen, und da von der jetzigen Generation unserer Baumeister ein Einlenken im Sinne der mehrfach gekennzeichneten Bestrebungen doch nicht zu erwarten steht — wird nichts anderes übrig bleiben als dem Institut tüchtiger Bau-
sachverständiger wenigstens zurzeit eine größere Beachtung zu schenken.

Und in der Tat verdient dies eine solche in weit höherem Grade als es jetzt der Fall ist.

Als ein Berater des Bauherrn und gewissermaßen als ein Anwalt seiner Wünsche und Programmforderungen kann der im Sinne einer künstlerisch-einfachen, geschmackvollen und verständnisvollen Ausführung geschulte Bau-sachverständige gerade bei der grundlegenden Planung eines Baues unendlich viel Gutes stiften, manches Unheil verhüten. Mit frischen Augen und verständnisvoll an eine solche Aufgabe herantretend, unabhängig jowohl vom Bauherrn als vom Bauausführenden wird er, rechtzeitig berufen, imstande

Die Abbildungen 4—6 sind der Publikation, „Bauten der sächsischen Forstverwaltung“, mit 24 Tafeln mit Text und Textabbildungen von Gerhard Kühnmann, Dresden, entnommen.

sein, diejenige Prüfung vorzunehmen, welche eine zweckmäßige Ausführung und eine sparsame korrekte Durchführung des Bauvorhabens verbürgen.

Leider aber stehen diese opferwilligen und sehr oft uneigennütigen Mühewaltungen — wie die seitherigen Erfahrungen bewiesen haben — in keinem Verhältnis zu den Entlohnungen, welche diesen Sachverständigen beschieden sind und ohne welche selbst der hingebendste Eifer erlahmen muß.

Wie oft führt ihn seine Pflicht in ein weit entferntes Gehöfte; es gelingt ihm nach tagelangem Bemühen, dem Landwirt überzeugend nachzuweisen, wie und auf welche Weise sein Bau am zweckmäßigsten durchzuführen sei; unter Zubilligung eines bescheidenen Honorars, das in der Hauptsache nur die Selbstkosten deckt, wird ihm die Anfertigung der Entwurfszeichnungen in Aussicht gestellt, am folgenden Tage folgt dann die Absage und er hat das fränkende Gefühl sein geistiges Eigentum von anderen verwertet oder besser entwertet zu sehen. Solch herbe Enttäuschungen sind leider nicht selten; so scheut der Landwirt oft ein bescheidenes Honorar für eine gute Arbeit, die ihm Tausende ersparen helfen könnte; so nützt er den Baufachverständigen oft nur aus, um die gewonnenen Erfahrungen ohne ihn zu verwerten. Nur in wenigen Fällen findet der letztere eine seiner Mühewaltung entsprechende Entlohnung. Hier muß Wandel geschaffen werden, soll die für unsere bauenden Landwirte unter den gegenwärtigen Verhältnissen vielfach aufgenommene und jedenfalls nützlichste Einrichtung in dem Beistehen landwirtschaftlicher Baufachverständiger nicht verkümmern oder unmöglich werden.

5. Arbeiter- und kleine Wohnungen.

Zu denjenigen Bauten, deren Notwendigkeit eine neuere Sorge der Landwirtschaft geworden ist, gehört unstreitig das Arbeiterwohnhaus! Die Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses der Arbeiterschaft ist zurzeit und wohl für alle Betriebe, denen an einer Seßhaftigkeit ihrer Arbeiterschaft gelegen ist, eine der schwierigsten Aufgaben.

Inwieweit die vorhandenen baupolizeilichen und sonstigen Vorschriften, ingleichen die Bebauungspläne erschwerend auf die Bautätigkeit im allgemeinen und auf die Beschaffung kleiner Wohnungen im besonderen gewirkt haben, aus welchen Ursachen der Rückgang in der Einrichtung letzterer zu erklären ist und wie ihm abgeholfen werden kann, ist daher neuerdings vielfach Gegenstand lebhafter Erörterung gewesen.

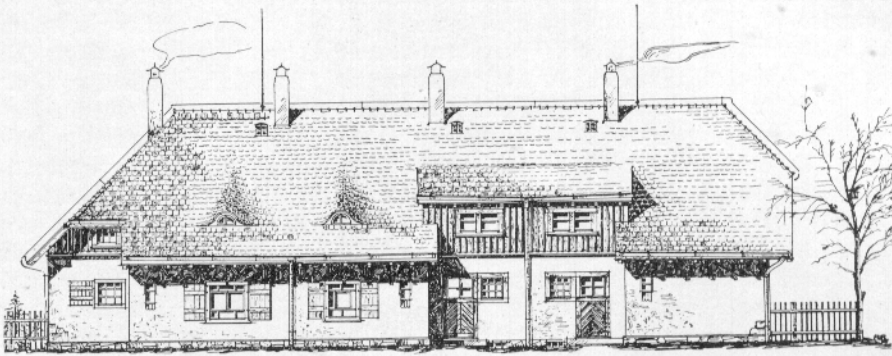
Das vom Hamburger Ingenieur- und Architektenvereine durch seinen hierüber bestellten Ausschuß bearbeitete Gutachten ist wohl die interessanteste, in gleicher Weise bautechnisch wie sozialpolitisch und wirtschaftlich bedeutendste Arbeit dieser Art. Es ist hier der Beweis geliefert, daß die allerkleinsten Wohnungen teuer sind, so teuer, daß beim Bau solcher ein Unternehmer seine Rechnung überhaupt nicht finden kann und es ist weiter auf die Notwendigkeit hingewiesen worden unter Zurückdrängung des Bauschwindsels, das ruhige und anständige Privatpublikum wieder mehr für das Grundeigentum zu interessieren und eine Gesundung des gesamten Bau- und Wohnungswesens damit herbeizuführen.

Die Forderung, daß die Arbeiterwohnungen vor allem billig, aber auch solid, zweckmäßig, gesund und geschmackvoll seien, ist eine allgemeine und selbstverständliche, die Ansichten hierüber gehen aber doch und vielfach auseinander.

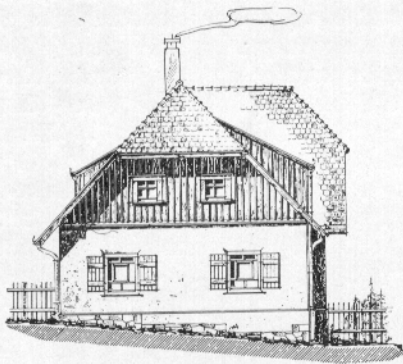
Für die ländliche Wohlfahrt ist die Frage, welche sich hauptsächlich mit der Ausnutzungsfähigkeit des Baugrundes beschäftigt, nicht so von Bedeutung, wie für die städtischen und Vorortverhältnisse. Luft und Licht brauchen hier nicht so erkämpft zu werden, wie in den Städten, es ist Platz genug hier nebeneinander nicht übereinander zu wohnen.

Die Ansicht nun, daß ein Wohnhaus um so billiger ausfalle, je höher es gebaut, je mehr die Grundfläche ausgenützt werde, hat zur Voraussetzung, daß der Bodenwert ein verhältnismäßig hoher ist, und daß erschwerende Vorschriften der Baupolizei oder der Bebauungspläne bezüglich der Bauausführung bestehen.

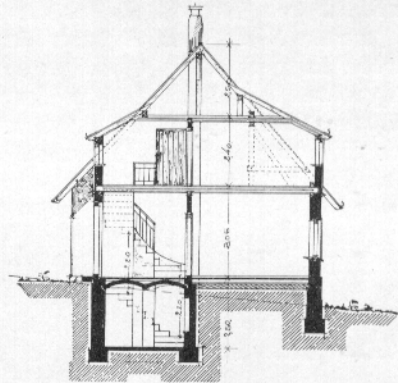
Für die ländlichen Bezirke treffen aber diese Voraussetzungen im allgemeinen nicht zu und die praktischen Erfahrungen, wie sie namentlich in den letzten Jahren in Sachsen gesammelt werden konnten, haben diesen Tatsachen nur recht gegeben. Bei den hier und besonders im



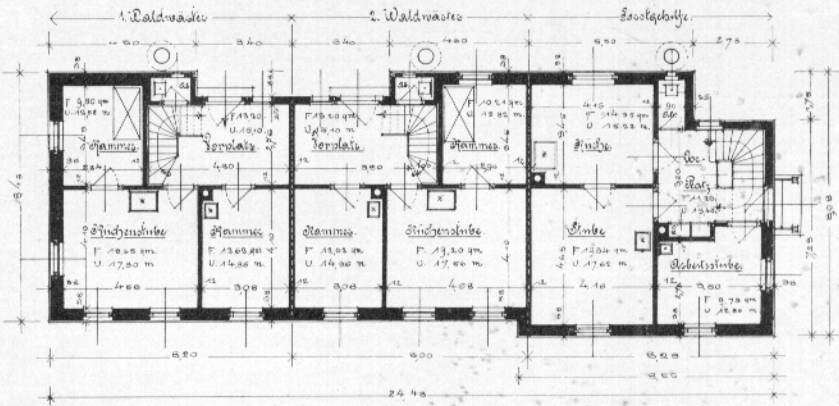
Frontansicht.



Seitenansicht.



Querschnitt.



Grundriß.

Abb. 6. Forsthilfsbeamten-Wohnhaus für drei Familien in Steinbach b. Jöhstadt. (540 m über NN.)

forstfiskalischen Interesse geplanten Neubauten zur Unterbringung mehrerer Wohnungen für Hilfsbeamte oder Waldarbeiter in einem Hause ist das System der Kaserne daher aufgegeben und unter wesentlicher Verbilligung der Anlagekosten zum Bau eingeschossiger Häuser übergegangen worden, in welchen für jede Familienwohnung eine selbständige Eingangstür mit Treppe Aufnahme gefunden hat. Ausschlaggebend für diese Erwägungen waren weniger die durch Weglassung unnötigen Schmuckes und sonst herbeigeführten Vereinfachungen, sondern mehr der Umstand, daß für den in bescheideneren Verhältnissen und mit geringerer Tiefe ausgestatteten, eingeschossigen Gruppenbau der Rauminhalt bis mit Dach eine viel intensivere Ausnutzung erfahren kann, daß unverwendbare und unnütze Dachräume erspart und bei demselben kubischen Inhalt des Gebäudes doch mehr an nutzbaren Fußbodenflächen, für Wohn- und Wirtschaftsräume gewonnen werden können, als dies bei dem kasernenartigen Bau möglich ist und möglich sein kann. Als weitere Ersparnisse kommen noch hinzu die Entbehrlichkeit massiver Treppen in massiver Umfassung, die Ausbildung der Dachstuben mit geschützten Bundwandumfassungen, ein schlichtes ungekünsteltes steiles Dach, eine bescheidene Außenerscheinung bei mäßigen Gründungsmauern und zu all diesem der Zauber deutscher Fräulichkeit und Behaglichkeit, der ein solches Gebäude wieder zum Schmuck der Landschaft werden läßt. Aber nicht nur für Gruppenbauten, sondern ebensowohl für einzelstehende Häuser liegt kein Grund vor, von den Erfahrungen abzugehen, welche hervorgegangen aus den lokalen Verhältnissen und emporgewachsen aus den Gewohnheiten der Bevölkerung durch Jahrhunderte hindurch gereift sind. Auch hierüber haben die praktischen Erfahrungen zu der Erkenntnis geführt, daß die Bauausführung in Anlehnung an die frühere Bauweise nicht nur eine zweckmäßigere, sondern auch billigere ist. Die hier beigelegte Darstellung eines beim Kammerngut zu Koffen ausgeführten Vierfamilien-Wohnhauses (Abb. 1 u. 2) ist dafür Beweis. Die Herstellungskosten für dieses mit getrennten Eingängen je für die im Erdgeschoß und mit gemeinsamem Eingang für die beiden im Obergeschoß gelegenen Arbeiterwohnungen bezifferten sich — die vom Pächter geleisteten Fuhrn sowie die zum Teil vorhandenen Nebenanlagen abgerechnet — auf nur 8200 Mk. Auch das in Rathen an der Elbe erbaute Arbeiterwohnhaus (Abb. 3, Architekt Ernst Kühn, Dresden, Baukosten rund 3500 Mk.) mit seiner, der malerischen Umgebung stimmungsvoll angepaßten Außengestaltung mag hier genannt sein. Ob nun massive Umfassungen oder solche aus geschütztem Fachwerk, ob Ziegel-, Schiefer- oder Schindeldächer gewählt werden, das wird in jedem Einzelfalle der besonderen wirtschaftlichen Erwägung anheimzugeben sein, Vorbedingung ist und muß bleiben, daß die bodenwüchsigen Baustoffe in erster Linie zur Verwendung herangezogen und diejenigen Erfahrungen und Vorteile verwertet werden, welche für die jeweilige Gegend sich als solche herausgebildet haben.

Es ist im hohen Grade unwirtschaftlich, Wohnhausbauten z. B. in Waldgegenden und in rauher Lage, wie solche bis zu 1000 m Höhe über den Dfsee Spiegel zahlreich bei uns in Deutschland zur Ausführung kommen, in ausschließlich massiver Weise zu planen; das Hinauffchaffen von Ziegelsteinen und Kalk aus meilenweiter Entfernung auf solche entlegene Ortschaften oder waldumschlossene Baupläze ist früher nicht geschehen und ist auch heute angefihts der Tausende von Beispielen einer altbewährten und einwandfreien Ausführung nicht notwendig; ebenso unwirtschaftlich ist es aber auch und hier namentlich für forst- und landwirtschaftliche Betriebsverhältnisse, auf eine übermäßige Dauerhaftigkeit der Gebäude bei ihrer Anlage Bedacht zu nehmen. Wo auch immer wir hinschauen, überall drängt sich die Erkenntnis in uns auf, daß das, was vor kaum 30—40 Jahren erbaut und damals für vollkommen erachtet wurde, neuerdings als veraltet, überlebt, oft sogar als unbrauchbar betrachtet wird. So geht es uns mit zahlreichen öffentlichen Gebäuden, so vor allem mit unseren Lehranstalten bis herab zur einfachen Dorfschule. Der Wunsch, vor allem den wirtschaftlichen und praktischen Momenten mehr Rechnung zu tragen und unsere Bauten demgemäß zu planen, ist daher ein nur zu berechtigter! Sprechen so die wirtschaftlichen, sozialen und ästhetischen Momente für die Wiederaufnahme und Fortentwicklung unserer Bauweisen im Sinn heimatlicher Anschauung, so gesellen sich auch die rein technischen und hygienischen Momente hinzu, um diese Anschauung zu befestigen. Bei dem gegenwärtigen Stand der Technik und der ihr zur Verfügung stehenden Hilfsmittel hält

es nicht schwer, mit der größeren Leichtigkeit der Baukonstruktion auch eine gesichrtere Isolierung sowohl gegen die aufdringende Erdfeuchtigkeit als auch gegen die äußeren Witterungseinflüsse zu verbinden. Wer die Gewohnheiten unserer Gebirgsbevölkerung kennt, wer die bescheidenen, von durchaus gesunden Menschen bewohnten schlichten Hütten durchwandert und beobachtet, wie ängstlich die Fenster verwahrt, wie wenig Lüftungen vorgenommen werden, wird die Zunahme massiver Bauten, wie sie durch die Modeströmung sowie auch durch baugesetzliche Vorschriften seither begünstigt wurden, nur bedauern. „Lieber derstickt als derfruren“, sagt beispielsweise der Vogtländer, so verschließt er gegen die Außenwitterung fest alle Öffnungen, die eingesetzten Winterfenster erhalten womöglich keine Flügel und an den dicken, modernen Umfassungsmauern der überwarmen öden Stuben rinnt das Wasser herab, während die Außenseiten im Froste schimmern! Wie anders waren da doch früher die für solche klimatischen Verhältnisse geeigneteren höhlenumschlossenen Block- oder brett- oder schieferver Schlagenen Bundwände! Eine bescheidene Bauweise, zweckmäßiger und gesünder als jene und dabei den Vorzug einer billigen Ausführung mit einer gefälligeren, anheimelnderen Erscheinung verbindend.

6. Bauten der sächsischen Forstverwaltung. *)

In voller Würdigung all dieser Momente, sowie in besonderer Betonung der wirtschaftlichen Vorteile, welche die heimatische Bauweise gegenüber der in den letzten Jahrzehnten zur Einführung gekommenen fremdartigen auszeichnet, hat auch das sächsische Finanzministerium sich bewogen gefunden, für die in seinem Wirkungskreise in Frage stehenden Baulichkeiten Grundsätze aufzustellen, nach denen seitens der Landbauämter bei Herstellung insbesondere von Forstgebäuden zu verfahren ist.

Mit Rücksicht darauf, daß die hier festgelegten und auf Grund umfangreicher Vorarbeiten und Erfahrungen aufgestellten Bestimmungen in der Fachpresse teilweise bereits Erwähnung gefunden, auch zu Mißverständnissen Veranlassung gegeben haben, möge die Verordnung — soweit sie hier in Betracht kommt — ebenso die Darstellung eines solchen Gruppenwohnhauseß auszugsweise Aufnahme finden:

„Bedingt durch altüberlieferte Gewohnheiten, durch klimatische Verhältnisse und durch bodenwüchsige Baustoffe haben sich in den verschiedenen Landesteilen auch verschiedene Bauweisen herausgebildet. Sehr zum Nachteil nicht nur einfacher Schönheit, sondern auch des wirklichen Bedürfnisses und einer billigen Ausführung, ist diese berechtigte Verschiedenheit im allgemeinen einer gedankenlosen Nachahmung städtischer Bauweise zum Opfer gefallen und hat sich die Schablone auch bei den Staatsbauten nach und nach eingebürgert.

Zur Vermeidung aller hieraus entstehenden Nachteile werden die Landbauämter vor Aufstellung eines Entwurfes Gelegenheit nehmen müssen, tunlichst ältere Bauten der Gegend zu studieren und damit sowohl die Gewohnheiten der Bevölkerung, als auch die bodenwüchsigen Baustoffe kennen zu lernen, danach aber — unbekümmert um etwaige abweichende Ansichten der künftigen Bewohner — den Bau zu planen.

Bei Bearbeitung des Bauplanes werden dann noch die folgenden Gesichtspunkte in Erwägung zu ziehen und zu beachten sein.

1. Einfache äußere Gestaltung, unter Vermeidung von Aufbauten und allem sonstigen, an eine Stadtvilla erinnernden Schmuck.
2. Bei fallendem Gelände geringe Tiefe des Gebäudes, ebensowohl zur Vermeidung kostspieliger Unterbauten, wie umfangreicher Dachentwicklung.
3. Tunliche Vermeidung von Hausteinen.
4. Anwendung von Lehmstaaf oder Ziegelfachwänden an Stelle der jetzt gebräuchlichen massiven Innenmauern.
5. Abminderung der Geschosshöhen auf die durch das Baugesetz vorgesehene Mindestmaße.

*) Publikation in Vorbereitung. 24 Tafeln mit Text und Abbildungen, Verlag von Gerhard Kühnmann, Dresden.

6. Anwendung einfacher Flachziegelstüpfelung oder eines Zementestrichs in Hausfluren. Keller bedürfen dann einer Fußbodenbefestigung nicht, wenn Sand oder Kies zur Verfügung stehen.
7. Beschränkung der Anbringung von Dachrinnen und Abfallrohren, namentlich bei weit ausladenden Dächern und bei einem das rasche Abfließen des Wassers gestattenden Erdboden.
8. Anwendung von Lehmstaak mit Bretterverkleidung an Stelle der jetzt angewendeten 1—1½ Stein starken Umfassungen des Obergeschosses, bezw. auch eines gegen Bodenfeuchtigkeit gut geschützten Erdgeschosses. Auch die Anwendung von Bohlenumfassungswänden ist in Betracht zu ziehen.
9. Anwendung von Schindeln zur Dachdeckung.
10. Anwendung vorzugsweise eiserner Heiz- und Wirtschaftsöfen.
11. Beschränkung der Anlage von Vorplätzen und Gängen, mit Ausnahme derjenigen Fälle, wo — wie in entlegenen Gegenden — die Bewohner zur Viehhaltung genötigt sind und daher eines größeren Vor- und Wirtschaftsraumes zur Futterbereitung (Aufstellung eines Kessels, in sehr rauhen Gegenden auch des Wassertrogs in demselben) benötigen.
12. Verzicht auf die besondere Anlage einzelner oder gemeinsamer Waschküchen (bei dem geringen Bedarf kann die Wäsche in der Küche gewaschen werden).
13. Vereinfachung der Ausstattung von Türen und Fenstern unter Weglassung gestimmter Arbeiten.
14. Einfachste Einfriedigungen unter Verzicht auf Stein- oder Eisen Säulen.
15. Verwendung lagerhafter gewöhnlicher Feldsteine für etwa nötige Pflasterungen, sowie Ersatz der Futtermauern durch Böschungen oder Trockenmauern.
16. Abminderung der Holzstärken für Balken, Dachholz, Fenster- und Türrahmen auf das geringste zulässige Maß.

Unter Berücksichtigung dieser Gesichtspunkte sind von dem hochbautechnischen Bureau Pläne verschiedener Art aufgestellt und bis in Einzelheiten herein ausgearbeitet worden. Diese Pläne werden dem Landbauamt als Anregung zum selbständigen Ausbau einer gesunden Entwicklung wohlfeiler ländlicher Bauweise anbei überwiesen. Je nach Lage der verschiedenen örtlichen Verhältnisse sind die oben gegebenen Gesichtspunkte zu berücksichtigen, abzuändern oder zu ergänzen.

Das Allgemeine Baugesetz für das Königreich Sachsen vom 1. Juli 1900 steht diesen Bestrebungen im allgemeinen freundlich gegenüber und gibt insbesondere in dem § 92 die Möglichkeit größter Freiheit in der Bauweise. Wenn diese Freiheit nach Absatz 2 einer auch für Staatsbauten gültigen Voraussetzung unterworfen ist, so wird es Aufgabe der Landbauämter sein, gegebenenfalls bei der zuständigen Amtshauptmannschaft bezügliche Anträge zu stellen. Da die Amtshauptmannschaft nur unter Mitwirkung des Bezirksausschusses in dieser Angelegenheit Entschlüsse fassen kann, werden derartige Anträge sofort nach Beauftragung mit Planungen zu stellen sein.“

Nach diesen hier zur Anschauung gekommenen Grundsätzen ist bei zahlreichen Planungen (Abb. 4, 5 u. 6) inzwischen verfahren worden, bei der bereits erfolgten Ausführung einiger Gruppen, als auch einfacher Bauten haben sich die Erwartungen in betreff der billigeren Herstellungsweise gegenüber der seither üblichen durchaus erfüllt und es bleibt nur zu wünschen, daß das Vorgehen der staatlichen Behörden vorbildlich auch für die Baupraxis im allgemeinen sein und zur Beförderung des Geschmacks, sowie zur Wiedergewinnung einer der Gemütspflege unserer Bevölkerung wie der heimatlischeren Gestaltung unserer Bauten in gleicher Weise entgegenkommenden Bauweise beitragen möchte.

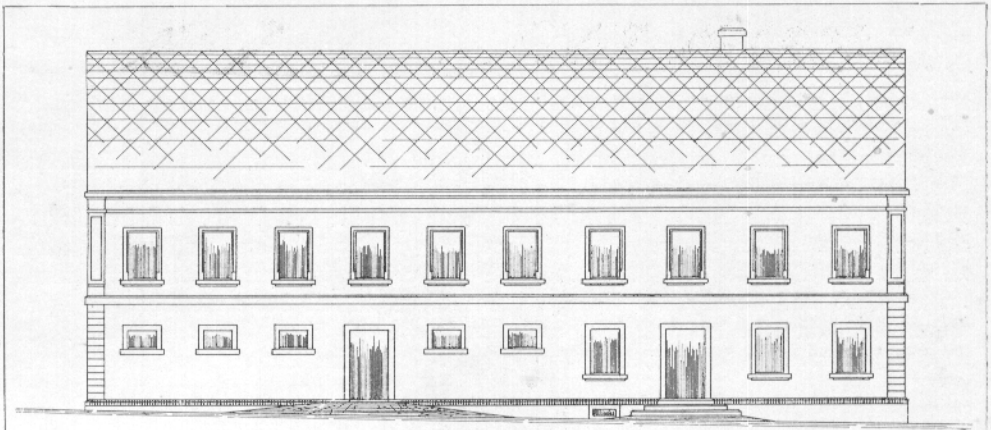
7. Landwirtschaftliche Bauten.

Für das landwirtschaftliche Bauwesen sind im allgemeinen dieselben Gesichtspunkte maßgebend, welche in Vorhergehendem entwickelt und begründet wurden.

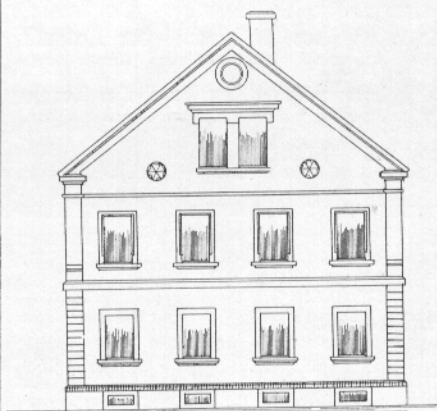
Auch hier ist die Erkenntnis gestiegen, daß die Forderung nach einer billigen Ausführung unter Berücksichtigung aller praktischen Momente und Neuerungen recht wohl vereinbar ist mit einer gefälligen und heimatlischeren Gestaltungsweise; auch hier ist der Beweis geliefert worden, daß die uns überlieferte Bauweise mit Leichtigkeit den heutigen Anforderungen, und zwar ebensowohl der Hygiene als der veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse angepaßt werden kann, daß sie den Zwecken, für die ihre Bauwerke errichtet wurden, fast durchgängig besser entsprach als die von heute, daß der Kostenaufwand nicht höher, infolge richtiger Anpassung an die örtlichen Verhältnisse zumeist niedriger ausfiel, und daß die alten schlichten Gebäude in ihrer äußeren Erscheinung vorherrschend das Gepräge des Behagens, der Wahrheit und der malerischen Schönheit tragen, was alles bei den neuzeitlichen Bauten so oft und schmerzlich vermißt wird. Es ist eine fast in allen deutschen Landschaftsgebieten beobachtete Tatsache, daß die Erkenntnis für die Vorzüge der früheren Bauweise im allgemeinen verschwunden und eine schablonenhafte, in Nachahmung städtischer Bauformen sich ergebende Ausführung an ihre Stelle getreten ist, und es ist weiter zu beklagen, daß die für eine gedeihliche ländliche Bautätigkeit erforderliche Verbindung zwischen Baumeistern und Landwirten mehr und mehr vermißt wird. Ein Bericht des Landeskulturrates in Sachsen hebt dies treffend hervor: „Infolge der Interesselosigkeit und des mangelnden Verständnisses für bauliche Entwürfe auf Seiten der Landwirte einerseits, und infolge der Unkenntnis der Techniker in den landwirtschaftlichen Verhältnissen andererseits, sind in neuerer Zeit nicht selten Bauten entstanden, die in sachlicher und formaler Beziehung ihren Zwecken Hohn sprechen und — was noch schlimmer ist — durch ihre Maßlosigkeit in Anlage und Ausstattung zu dauernder wirtschaftlicher Schädigung des Bauherrn führten.“

An Bemühungen diesen Übelständen zu begegnen und Mittel und Wege zu eröffnen, sie zu beseitigen, hat es weder bei den Staatsregierungen noch landwirtschaftlichen Korporationen gefehlt; hierbei hat das Streben nach Wohlfahrtspflege auf dem Lande in weiteren Kreisen auch die Anschauung reifen lassen, daß in der Erhaltung der Eigenart der früheren Bauweise und in ihrer zeitgemäßen gesunden Fortentwicklung eines jener Mittel erblickt werden darf, dem nivellierenden Zuge der Städte entgegenzutreten und für die Bewohner unserer ländlichen Bauten den Sinn und das Gefühl für das Wohlbehagen zurückzugewinnen. In diesem Sinne sind die von einem Mitgliede des Ausschusses für die Pflege heimatlischer Kunst und Bauweise in Sachsen und Thüringen, Herrn Architekt Ernst Kühn in Dresden, jüngst veröffentlichten verdienstvollen Arbeiten, welche derselbe in seinem reich mit Abbildungen versehenen Werke: „Der neuzeitliche Dorfbau“ (Verlag Karl Scholtze, Leipzig) niedergelegt hat, von vorbildlicher Bedeutung. Nicht einer antiquarischen Liebhaberei folgend und das gefällige Äußere etwa auf Kosten der Zweckmäßigkeit ausbildend, nein, Grundriß und Aufbau lediglich den geforderten Zwecken entsprechend gestaltend, die Einzelformen dem klar erkannten Bedürfnisse anpassend, wahr in der Anwendung des Baumaterials, ohne allen unnötigen Beirat und falschen Schein, so tragen seine Schöpfungen ein zu der Eigenart unserer Landschaft stimmendes Gepräge, so sucht er in der Gliederung des Ganzen, das ein bestimmtes Bedürfnis ausdrückt, die Schönheit der Anlage und weiß deren Äußeres als das Spiegelbild der inneren zweckmäßigen Durchbildung zu gestalten, wie es früher bei den Schöpfungen der ländlichen Baukunst allgemein der Fall war. Es liegt in der Natur der Sache, daß Entwürfe, welche wie hier sämtlich zur Ausführung gekommen sind, wegen der Eigenart einzelner Bauherren, der jeweilig maßgebend gewesenen Programmforderungen sowie der örtlichen Verhältnisse nicht allenthalben, namentlich was die Schlichtheit der Außenerscheinung betrifft, als vorbildlich gelten können; der Hang nach reicheren Bauformen läßt sich nicht immer den Landwirten vom Architekten ausreden. Die Einfachheit und der Sinn für architektonische Wahrheit sind es aber gerade, die unserer heutigen Bautätigkeit namentlich auf dem Lande not tun.

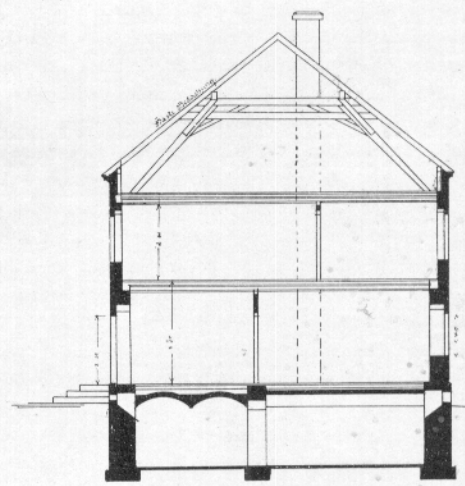
Den Arbeiten Kühns und denjenigen so vieler anderer tüchtiger Architekten auf dem Gebiete der ländlichen Bautätigkeit würde indessen nicht die Bedeutung beizumessen sein, die man allgemein ihnen beilegt, wenn nicht damit auch hier der Beweis geliefert



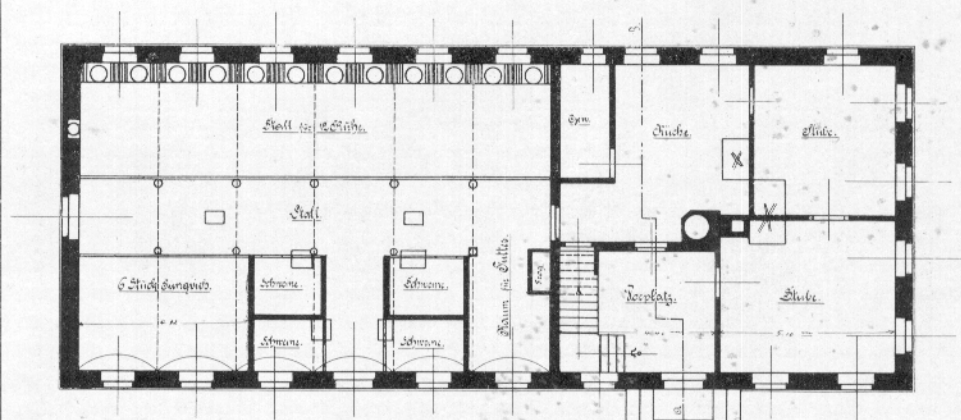
Hauptansicht.



Seitenansicht.



Schnitt.



Grundriß.

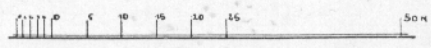


Abb. 7. Beispiel: Landwirtschaftliches Gutsgelöft.

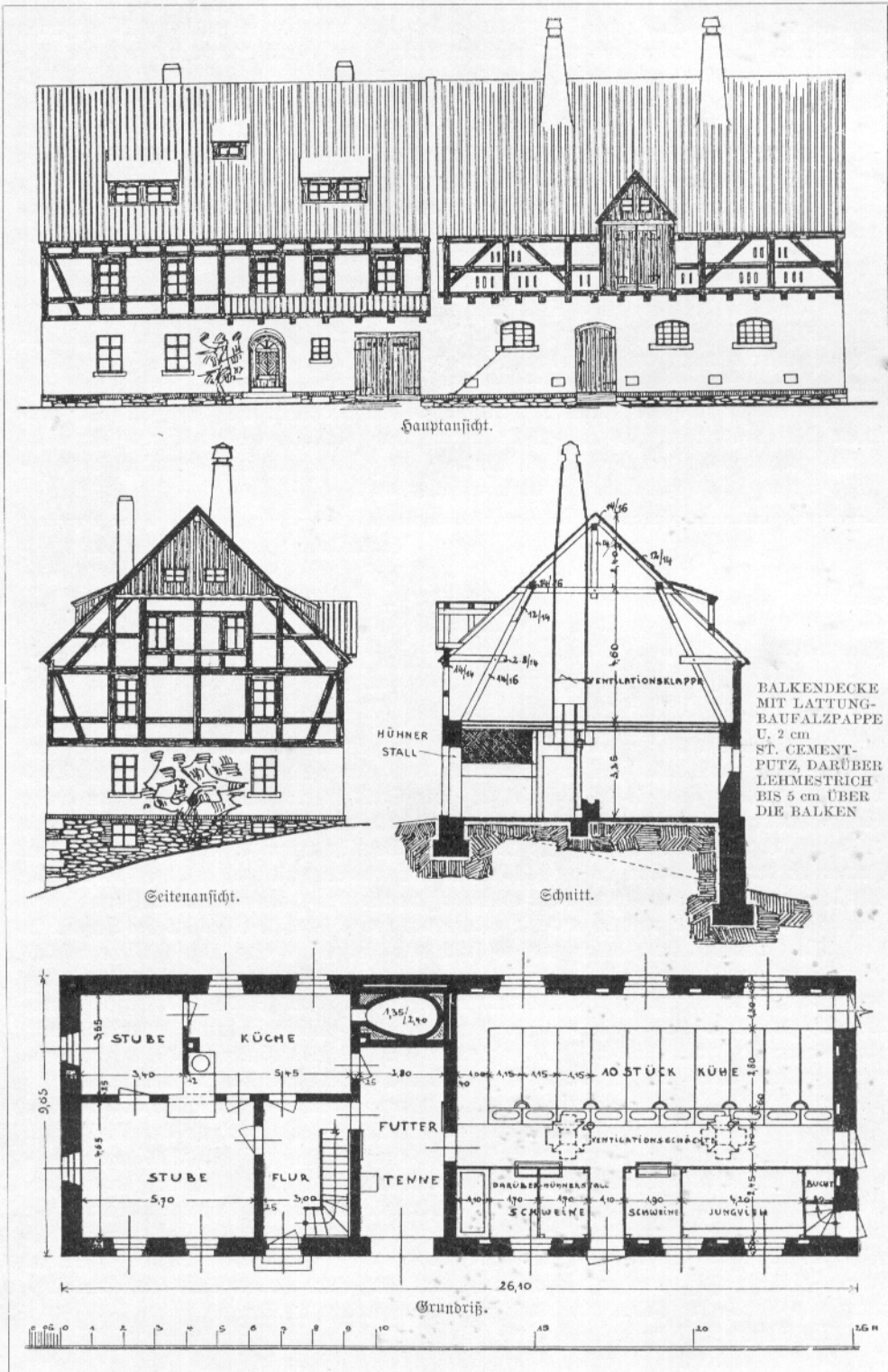


Abb. 8. Gegenbeispiel aus dem Werte „Neuzeitlicher Dorfbau“, Architekt E. Kühn, Dresden, Verlag Karl Scholke, Leipzig. Wohn- und Stallgebäude des Gutsbesizers Landrock in Zichoffen b. Zwickau. (Architekt Ernst Kühn, Dresden.)

worden wäre, daß mit einer den traditionellen Anschauungen folgenden und zeitgemäß entwickelten Bauweise größere wirtschaftliche Vorteile verbunden wären als mit der seither allgemein üblichen. Wie dies zu beweisen ist, gibt der Autor selbst an. Abbildungen 7 stellen beispielsweise ein massives Wohn- und Stallgebäude dar, wie es zu Tausenden leider gegenwärtig auf dem Lande anzutreffen und fast typisch geworden ist. Das Wohnhaus enthält: Küche mit Speisengewölbe, Flur, 2 Stuben im Erdgeschoß; 2 Stuben mit Kammern (für den Auszug) sowie weitere 8 Kammern und Abort im Obergeschoß, einen Dachboden, nach Bedarf auch noch 2 Siebellkammern für Schüttung und Aufbewahrung. Der Stall bietet Raum für 12 Kühe, 6 Stück Jungvieh und einige Schweine. Ein Teil der Wohnräume liegt über dem Stalle, das Wohnhaus ist unterkellert.

Der umbaute Raum beträgt 2467 cbm; die Bausumme, das Kubikmeter umbauten Raum einschließlich Dach zu 8 Mk. gerechnet, ergibt 19736 Mk.

Diesem Beispiel stellt der Verfasser den Entwurf eines zweckmäßigeren, gleichen Programmforderungen entsprechenden Wohn- und Wirtschaftsgebäudes (Abb. 8) gegenüber, und zwar unter Berücksichtigung der Zugabe von 2 Ständen, um auf die gleiche Kopfbzahl zu kommen und das Raumbedürfnis bei beiden Beispielen auszugleichen. Der umbaute Raum berechnet sich auf 2312 cbm. Das Geviertmeter umbauten Raum zu 7 Mk. gerechnet, da zum Teil leichte Bauweise vorgesehen und im allgemeinen auch zulässig ist, ergibt 16184 Mk. Hiervon entfallen auf:

	Bei Beispiel 1		Bei Beispiel 2	
Wohnung mit Keller und Kammern	468 qm	1300 cbm	432 qm	1000 cbm
Stallraum	150 "	457 "	143 "	480 "
Schüttboden	256 "	709 "	117 "	154 "
Futterboden	— "	— "	143 "	666 "
Zusammen	874 qm	2466 cbm	835 qm	2300 cbm

Sprechen im allgemeinen die gegenübergestellten Zahlen schon genügend für die wirtschaftlichere Zweckmäßigkeit des Beispiels 2, so geht im besonderen daraus noch hervor, daß bei annähernd gleichen Wohnungen 300 cbm umbauter Raum bei Beispiel 1 mehr aufgewendet sind als bei Beispiel 2. Der Stall ist, trotzdem die Fläche um einige Quadratmeter größer ist, räumlich viel kleiner und darum schlecht, weil die Höhe mit 2,65 m i. L. viel zu niedrig ist. Die Stallhöhe sollte nicht unter 3,0 m genommen werden. Ferner ist der Schüttboden in der Fläche und auch räumlich viel zu groß. Es verteilt sich also der unnötige Raumaufwand nicht allein auf die Wohnung, sondern auch auf den Boden, dabei ist der Stall zu niedrig und die Bausumme um 3552 Mk. höher als bei Beispiel 2.

Die Grundrißlösung anlangend, so fehlt dem Beispiel 1 eine abgeschlossene befahrbare Futtertenne, die Küche befindet sich nur durch eine Tür getrennt unmittelbar neben dem Stall, eine Anzahl von Schlafräumen liegt über dem Stalle und dessen dunstdurchlässiger Decke. Da außerdem in diesem Stalle seitliche Lüftung entweder durch Rohre oder Fenster unter der Decke angeordnet ist, so wird folgerichtig dieser zur Wohnung gehörige Teil von der Abluft des Stalles infiziert. Ist dieser Übelstand an sich schon für die Haltbarkeit nachteilig genug, so kann er durch das Verweilen von fränktem Vieh im Stalle auch große Gefahren für die Gesundheit der Bewohner mit sich führen. Es kann deshalb nicht oft genug darauf hingewiesen werden, daß den Ställen ein ausreichendes senkrechtcs Lüftungssystem gegeben werden möchte. Der Grundriß vom Obergeschoß zeigt zuviel Aufwand an Flur und Gängen, auch haben diejenigen Räume, die zur Aufbewahrung dienen, unausnutzbare große Geschoßhöhen. Der größte Raumaufwand zeigt sich oben, wie schon gesagt, im Dache, das nur als Schüttboden verwendet werden kann. Größere Futtermengen dürfen in Ermangelung eines Brandgiebels (zwischen Wohnung und Stall) im Boden überhaupt nicht untergebracht werden.

Die Außengestaltung anlangend, so ist auch diese für die Allgemeinheit typisch! Den Aufbewahrungsräumen im ersten Obergeschoß werden genau dieselben Fenster gegeben wie den Wohnräumen. Zugunsten der Höhenentwicklung oder vielmehr aus Liebe zu

der schablonenhaften Fassade erhielt der Boden noch eine Vertiefung, also eine zwecklose Raumvergrößerung und an Stelle eines die Giebel überragenden und schützenden, vorspringenden Daches werden die der italienischen Renaissance entlehnten Front- und Giebelsimie angepappt und Räume, die ihrem Zwecke angemessen, eine leichte luftdurchlässige Umwandlung haben sollten, sind mit Festungsmauern umzogen!

Doch genug dieses Beispiels! Als eins der am häufigsten vorkommenden Motive in Sachsen soll es zeigen, wie unnötig die Baukosten verteuert werden, wie entwürdigend die für die Zwecke der Landwirtschaft errichteten Gebäude in dem Gewande einer städtischen Karikatur sich ausnehmen, einen wie unbehaglichen, unfreundlichen Eindruck diese öden Steinkasten als fremdartige Gebilde in einer deutschen Landschaft darbieten, und wie wenig Geschick dazu gehört, den Forderungen der Zweckmäßigkeit sowohl in der Grundriß- als auch Aufsichtgestaltung in einer die Baukosten nicht nur verbilligenden, sondern auch gefälligeren und behaglicheren Weise zu entsprechen, wenn in verständnisvollerer Weise als es bisher allgemein geschehen ist, die Planung in eine geschicktere Hand gelegt wird und der Bauherr sich um diese auch mehr kümmert.

8. Bebauungspläne und Fluchtlinien.

Gelegentlich der vierten Tagung der Denkmalpflege im September 1903 zu Erfurt und ebenso in Mainz 1904 wurde unter anderem auf die Notwendigkeit hingewiesen, die ländlichen Ortschaften bei Festlegung der Fluchtlinien und bei Herstellung von Bebauungsplänen vor Verödung und Entwertung zu schützen. Es ist betont und anerkannt worden, daß man in kleinen Städten und ländlichen Ortschaften oft ganz ohne Not und rücksichtslos Eingriffe in die bestehenden Lageplan- und Verkehrsverhältnisse vornimmt, die der ganzen Umgebung das Gepräge der Charakterlosigkeit verleihen und außerdem den Gemeinden schwere pekuniäre Opfer auferlegen.

Nicht an den geschmacklosen Neu- und Umbauten und sonstigen verkümmerten Bauausführungen allein liegt es, daß unsere Ort- und Landschaftsbilder oft einen so trostlosen Anblick gewähren, an einem gewissen und vielleicht wichtigsten Teile sind die Grundlagen schuld, welche den Rahmen für die Schöpfungen der sichtbaren Kultur bilden. Ein gefälliges Ortsbild ist nicht von den einzelnen Fassadengestaltungen, sondern von der Gesamtgruppierung innerhalb des Rahmens abhängig, in den die verschiedenen Baukörper zueinander gebracht werden.

Nicht der Geometer, sondern nur der denkende Architekt ist befähigt, diejenigen Bilder vorauszu sehen, welche auf einem einmal entworfenen Lageplan dermaleinst ersiehen werden. Die beiden hier beigegeführten Abbildungen (9 u. 10) zeigen in lehrreicher Gegenüberstellung, was aus dem Dorfbilde in der Nähe einer Stadt in der Tat geworden ist (Abb. 9) und wie es, trotz der Ungunst der Verhältnisse, in der Planung eines tüchtigen Architekten hätte gestaltet werden können (Abb. 10). Und deshalb sollte, wenn die Festlegung von Fluchtlinien überhaupt als unabweisbar erkannt wird, auch der Architekt berufen sein, in erster Linie hier mitzuberaten. Unsere Dörfer, unsere Landschaften sind wie sonst nirgend in der Welt deshalb so schön, so eigenartig und malerisch, weil in dem Werdegang von vielen Jahrhunderten nur das praktische Verständnis für die jeweilig notwendigen Veränderungen maßgebend war; aus dem Bedürfnis heraus wuchsen die Forderungen und diese waren nicht das Werk eines einzelnen — etwa wie jetzt eines Geometers —, sondern der Gesamtheit der Bewohner innerhalb ganzer Kulturepochen! Daß das malerische Moment bei diesem Prozesse so erfreulich in die Erscheinung trat, ist nicht ein bloßer Zufall! Die Erfurter Verhandlungen über diese für unsere Dörfer hochwichtige Frage der Gestaltung der Straßenfluchtlinien führten zur Annahme von Leitfäden, auf welche — weil außerhalb des Rahmens dieser Darlegungen — nur hingewiesen werden möchte und für welche mit besonderer Berücksichtigung der geschilderten Verhältnisse in unseren kleinen Städten und Dörfern folgender vom Geheimen Oberbaurat Hofmann-Darmstadt empfohlene Zusatz allgemeine Annahme fand:

„In malerischen Städten und Ortschaften mit langsamer Entwicklung ist die Veränderung von Straßenwandungen durch Festlegung von Fluchtlinien nach Möglichkeit

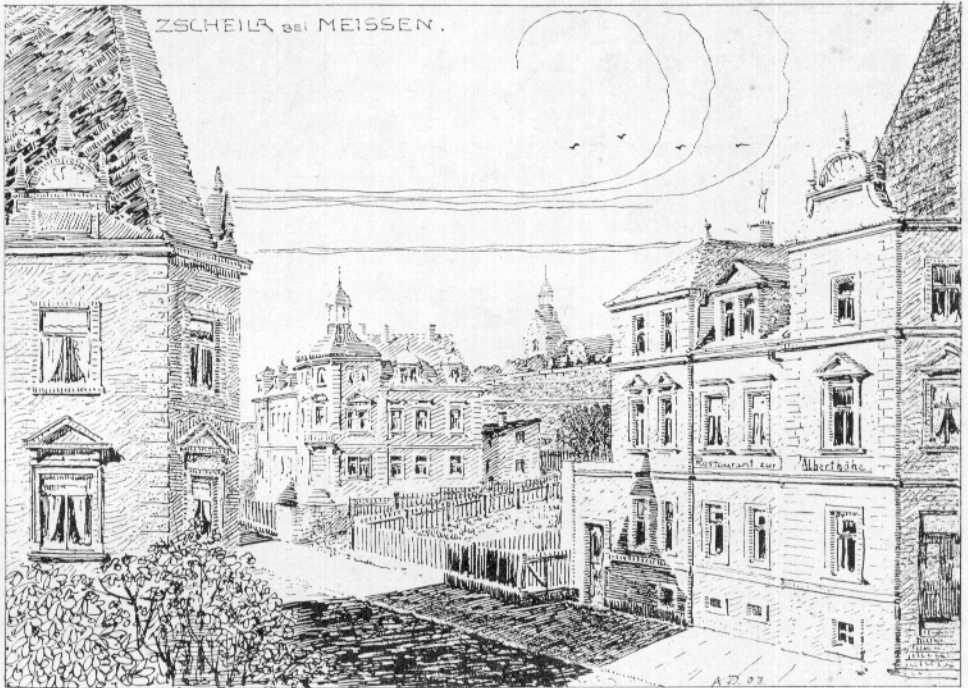


Abb. 9. Straße in Zscheitz bei Meissen (wirklicher Zustand).

zu verhindern. Wird eine Veränderung aber als dringend erkannt, so empfiehlt es sich von Fall zu Fall unter Hinzuziehung von bewährten Sachverständigen vorzugehen.“

Wir gehen in der Annahme nicht fehl, daß die Befolgung dieses Grundsatzes, womit den Gemeinden außerdem erhebliche Geldopfer erspart bleiben, wesentlich dazu beitragen wird, unsere heimatlichen, unvergleichlichen Dorf- und Städtebilder vor weiterer Verödung zu schützen.

Zum Schluß noch einige Bemerkungen: All diese Erwägungen, alle Anregungen, wie sie hier Erwähnung gefunden haben, werden nach wie vor fruchtlos bleiben, wenn nicht jene fortgesetzte Aufmerksamkeit der Gesundung des Bauwesens auf dem Lande geschenkt und seitens der Staatsregierungen die Opferwilligkeit und gemeinnützige Tätigkeit so vieler hierzu Berufener dauernd mit Geldmitteln unterstützt wird.

Wie das Baugeschäft mehr als die Hälfte aller Handwerker in sich begreift, so werden in ihm auch weitaus die größten Werte festgelegt. Nur allein für das Königreich Sachsen beziffert sich dieser Wert innerhalb der Jahre 1875—1900 auf 5000 Millionen für brandversicherungspflichtige Hochbauten! Man wird diese Summe fast zu verdoppeln haben, wenn die Eisenbahn- und Brückenbauten, die Flußregulierungen und Straßenbauausführungen, sowie die Tiefbauten mannigfachster Art in den Städten, Dörfern und Landbezirken eingerechnet und hierbei auch die Kosten für Beschaffung von nur zu oft ganz entbehrlichen Bebauungsplänen mitgezählt werden. Nimmt man an, daß von diesen 5 Milliarden nur allein für Hochbauten etwa der fünfte Teil an Unzweckmäßigem, Unnützem verbaut wurde, insbesondere auch Architekturkram, wert noch jetzt abgehakt zu werden, so bedeutet dies eine Summe von 250 Millionen an weggeworfenem Gelde, eine Summe, die mehr als deutlich spricht, wie unendlich wertvoll ein größeres Eingehen auch unserer Staatsverwaltungen sein müßte, wenn es sich darum handelt, tüchtige Lehrkräfte auch an den einfachsten Bauschulen anzustellen, gute Vorbilder und Modelle zu schaffen und solche der größten Verbreitung entgegen zu führen.

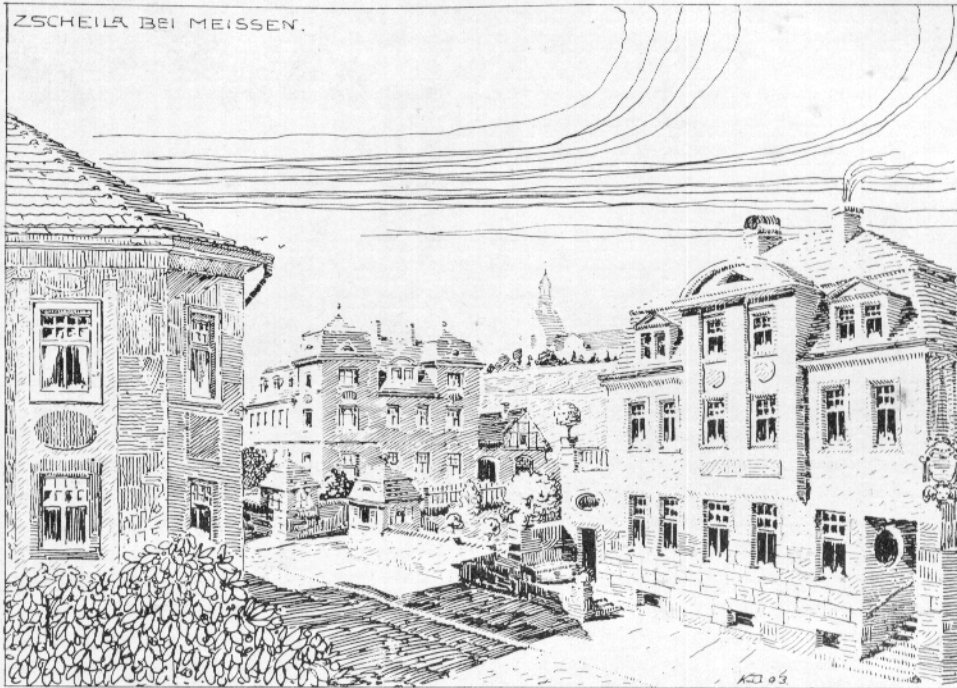


Abb. 10. Straße in Zscheila bei Meissen (Vorschlag von Architekt K. Diefel, Dresden).

Wie die Fühlung zwischen den Baumeistern und den bauenden Landwirten zum Schaden der letzteren verloren gegangen ist, so hat es seither auch an jener befruchtenden und unerläßlichen Wechselwirkung gefehlt, welche zwischen den berufenen Vertretern der Technik und den landwirtschaftlichen Körperschaften bestehen müßte und längst hätte bestehen sollen.

Nicht ein einzelnes Gutachten, dann und wann abgegeben für eine das jeweilige Interesse gerade berührende Frage, nicht die eine oder andere alljährlich stattfindende Versammlung und Beratung können hier nützen; es bedarf der Mitwirkung berufener Bauachverständigen im Schoße der heimischen Vertretung der Landwirtschaft, es bedarf solcher, welche mitfühlen und mit sorgen mit den Landwirten, welche beobachten, befähigt und bestrebt sind die Errungenschaften der Neuzeit mit dem bewährten gewohnten Alten zu verbinden und denen endlich Gelegenheit geboten ist, praktisch erscheinende Neuerungen versuchsweise einzuführen, auszuprobieren und zu verwerten.

Fassen wir das Gesagte kurz zusammen, so ergeben sich etwa folgende im wesentlichen von dem Ausschusse für die Pflege heimatlicher Kunst und Bauweise in Sachsen und Thüringen angenommene Gesichtspunkte, deren Berücksichtigung einer Gesundung des Bauwesens auf dem Lande förderlich sein würde:

a) Wiederaufnahme und zeitgemäße Weiterentwicklung der heimischen Bauweise früherer Zeit; Anweisung der Lehrer und Schüler unserer technischen Bildungsanstalten zu ihrer Pflege im Sinne der vom königlich sächsischen Ministerium an die Direktionen der genannten Anstalten ergangenen Verordnung.

b) Aufstellung vorbildlicher, den Anforderungen der Zweckmäßigkeit wie des guten Geschmacks entsprechender, in einfachen Bauformen gehaltener Zeichnungen und Modelle ländlicher und landwirtschaftlicher Bauanlagen und deren Einzelheiten, insbesondere, und zwar während des Unterrichts in den Baugewerkschulen, lehrreiche Gegenüberstellung von gleichen Programmforderungen entsprechenden Entwürfen verschiedener, kostspieliger, geschmackloser und solcher in einfacher aber geschmackvoller und preiswürdiger Ausführung.

c) Beeinflussung der Landgemeinden bei Planung und Errichtung öffentlichen Zwecken dienender Gebäude wie: Schulen, Gemeinde- und Pfarrhäuser, insbesondere aber der Dorfkirchen im Sinne einer schlichten, den landschaftlichen und wirtschaftlichen Charakter der Gegend entsprechenden vorbildlichen Bauweise unter besonderer Wahrung der Schönheitsinteressen von Dorf und Landschaft.

d) Aufnahme zeitgemäßer und erleichternder Ergänzungsbestimmungen zu den Lokalbauordnungen unter größerer Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse und Gewohnheiten der Bevölkerung.

e) Belehrung der sich für den Lehrer- oder Predigerberuf vorbereitenden Zöglinge unserer Hochschulen und Seminare, wennmöglich unter Aussetzung von Prämien und Stipendien für Arbeiten auf dem Gebiete der Heimatskunde an Stelle der Bevorzugung archäologischer Studien oder dergleichen.

f) Belehrende Vorträge (auch im Druck) unter reichlicher Aufbietung von Anschauungsmaterial gelegentlich der Tagung landwirtschaftlicher Kreisvereine, Gemeindeversammlungen, Bezirksvereine und Jahresversammlungen der Lehrer.

g) Dauernde berufsmäßige Zugehörigkeit von Baufachverständigen zu landwirtschaftlichen Körperschaften und Verfügbarstellung von Mitteln zur Beschaffung von Darstellungen und Modellen vorbildlicher Bauanlagen, Prüfung und Untersuchung von Neuerungen auf dem Gebiete des Bauwesens und zur selbständigeren Stellung und besseren Honorierung der Baufachverständigen; und endlich

h) Beiordnung technisch und künstlerisch gebildeter Architekten von erprobtem Interesse für das ländliche Gebiet in den Regierungsämtern, und zwar nicht im Nebenamt, sondern in voller mit angemessener Amtsbezeichnung (Amtsbaurat) ausgestatteten Berufsstellung zur ständigen Beratung, Überwachung und Mithilfe der in ländlichen Bezirken Bauenden.“

Wir glauben in der Annahme nicht fehl zu gehen, daß namentlich die unter f, g und h zu berufenden Persönlichkeiten eine segensreiche Tätigkeit zu entfalten geeignet sein würden, sofern über die Auswahl derselben ein guter Stern walten würde.

Solange das Verständnis für eine zweckmäßige und praktische, der Wahrheit in Form und Material gleich werdende Bauweise nicht Gemeingut unserer Technikerschaft geworden, solange die künstlerische Erziehung und der Sinn für die schlichte Ausdruckweise in der Architektur der Allgemeinheit unserer Bevölkerung nicht wieder gewonnen ist, werden diese Baufachverständigen — allerdings vorerst nur durch angestrengte Tätigkeit — berufen sein, unserer bauenden Landbevölkerung gegenwärtig am meisten zu nützen und ihr die unabweisbare Erkenntnis beizubringen, daß jedes Bauwerk, es sei welches es wolle, einem höheren, durch die Anforderungen der Allgemeinheit bedingten Interesse zu dienen berufen ist, als lediglich dem einzigen: durch Zusammenfügen von Baustoffen Menschen, Tieren und Vorräten Unterkommen und Schutz vor Witterungseinflüssen zu bieten.

Von dem oben berechneten Bauwert in Höhe von 5 Milliarden entfallen nach dem jährlichen Durchschnitt auf Sachsen rund 40 Millionen jährlich für die Herstellung von Hochbauten lediglich innerhalb der ländlichen Bezirke. Man wird sich dem Ernste der Frage, welche Formen schließlich dieses enorme Kapital eines hauer erworbenen Nationalvermögens angenommen hat und darstellt, nicht verschließen können.

Wir werden es ja nicht zu hindern vermögen, daß Auserufene nach wie vor das Bauhandwerk ausüben und geschmacklose Gebilde mit verworrener oder solche ohne Phantasie in unsere Dörfer, in unsere schönen Landschaften hineinsetzen und diese auf Jahrhunderte hinaus verunstalten. Bei genauerer Einsicht werden Mängel und Schwierigkeiten bei Beratung dieser Vorschläge sich auch nicht verkennen lassen, aber die Mängel erkennen heißt auch schon den ersten Schritt zu ihrer Abstellung unternehmen.

Wir sind gewöhnt von unseren Staatsregierungen diejenige Unterstützung zu erhalten, die einmal als notwendig erkannt worden ist, wir sind sicher, daß von ihrer Seite alle Bestrebungen, welche auf Besserung wirtschaftlicher Verhältnisse abzielen, auf das bereitwilligste und weitgehendst gefördert werden. Geben wir getrost der Hoffnung Ausdruck, daß die vorgeschlagenen Heilmittel angewendet und damit die erwünschten Besserungen im Bauwesen auf dem Lande recht bald eintreten möchten.



Der Garten auf dem Lande.

Von

Prof. Schulze-Naumburg.

Mit elf Abbildungen.



Wie die Schönheit und die Poesie unserer Dörfer im Schwinden begriffen ist, weil man die kluge und überlegte Anlage aufgegeben hat, wie sie die Erfahrung von Jahrhunderten herausgebildet hatte, so ist auch der Garten, seine Benutzbarkeit und seine Schönheit im Schwinden begriffen. Unsere ganze Zeit ist wie von einem blinden Fanatismus befallen, der sie nur ein einziges Ziel unter den vielen sehen läßt, denen die Menschheit nachstreben muß, wenn sie sich harmonisch weiterentwickeln soll. Aber über all die Mittel zum Ziele hat sie schließlich jedes Ziel vergessen. Und diese Verarmtheit in eine ganz einseitige, ja schiefe Entwicklung fängt jetzt an in der bedrohlichsten Art unser Weltbild zu entstellen.

Derjenige, der sich daran macht, jene bedrohlichen Symptome in ein kritisches Licht zu rücken, findet kaum Anfang und Ende. Denn alle Teile unserer Kultur sind von

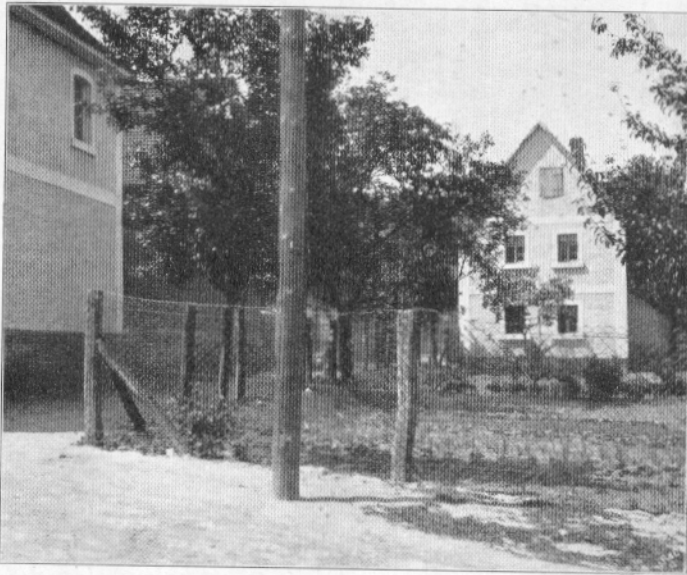


Abb. 1. Zerstörung des Dorfbildes durch Ausrotten der Hecken, die durch frostigen Drahtzaun ersetzt werden. Damit zugleich Zerstörung der Brutstätten der Heckenwäpfer und Insektenvertilger.

jener Krankheit ergriffen. Jedes Einzelgebiet sogar läßt so vielseitige Schäden erkennen, daß man in kurzen Worten nur einige Hauptsachen streifen kann.

Es ist noch nicht lange her, da war es eine Selbstverständlichkeit, daß ein jedes Haus im Dorfe seinen Garten oder sein Gärtchen hatte. Der Typus des „Bauerngartens“ war ein festumrissener Begriff, der in seiner Form und Anlage einer jeden Gegend eigen war und sich innerhalb dieses Landes nur wenig änderte. Es kann hier nicht die Aufgabe sein, auf die verschiedenen Arten der Gärten einzugehen, wie sie Norden und Süden unseres Landes hervorgebracht haben; das Gemeinsame haben sie,

Beispiel



Abb. 2. Gute Gestaltung eines Garteneingangs.

daß sie überall traute Orte waren, die einen lieblichen Rahmen für das bodenständige Bauernhaus bildeten. Im ganzen treten zwei Grundformen hervor: der Blumengarten und der Obstgarten. An wenig Orten tritt die Freude, die der Bauer von ehemals am Leben und an der Erde hatte, deutlicher hervor als in den Blumengärten. Naturgemäß war die häuerliche Blumenzucht eine einfachere als die der Reichen, und es hat sich ein bestimmter Begriff der „Bauernblumen“ herausgebildet. Die Obstgärten waren zumeist rasenbewachsene Gehege, die in freier Anordnung mit Hochstämmen bestanden waren. Als eine Art Ehrenpflicht betrachtete der Bauer die sorgfältige Anlage von Hecken um sein ganzes Anwesen. Sein natürliches Nützlichkeits- und Schönheitsgefühl sagte ihm, daß die Anlage nach außen hin einen sichtbaren und wirksamen Abschluß

haben müßte, die er mit dem wohlfeilen Material der Hecken erreichte, da ihm die monumentalere Anlage der Mauer, wie sie den Park des Gutsherrn umschloß, nicht erreichbar war. Und so entstanden jene schönen Dorfbilder, die jedem unvergeßlich sein müssen, der mit sehenden Augen durch alte und noch wohlerhaltene Dorfanlagen geht, wie sie heut immer mehr und mehr zu den Ausnahmen gerechnet werden müssen. Rechts und links vom Wege zogen von Haus zu Haus die hohen grünen Wände, hinter denen sich, leidlich staub- und windgeschützt, die Gärten hinzogen.

Ein Bild trostloser Armut und Verödung zieht heut mehr und mehr an ihrer



Gegen-
beispiel

Abb. 3. Schlechte Gestaltung eines Garteneingangs.

Stelle ein. Eine Habsucht, die sich in blinder Gier schlimm verrechnet, hat alle Hecken ausgerodet, kalte, kaum recht erkennbare Drahtgespinste grenzen den Garten von der Straße ab, der nun vor jedem Wind und Wetter ungeschützt daliegt. Mit den Hecken sind den Heckenistern ihre Brutstätten genommen, und die heimatlos gewordenen Insektenfresser sind verschwunden. Nun sucht man den überhandgreifenden Schmarogern auf chemischem Wege Herr zu werden, anstatt sich der natürlichen Verbedingungen zu erinnern, die sich durch die Jahrhunderte hindurch als das Gemäße bewährt haben.

Die Vorstellung von der charaktervollen und wahrhaftigen Schönheit eines Bauerngartens ist den meisten Bauern von heute verloren gegangen. Dort, wo heute auf dem Dorfe Wohlhabenheit oder der Wunsch, sich vor der Allgemeinheit hervorzuheben, nach

Beispiel



Abb. 4. Gute Gestaltung einer Gartenmauer mit Einfahrtstor.

Anlagen von „schönen“ Gärten drängt, nimmt man sich nicht die eigene Tradition zum Vorbild, sondern sucht den „städtischen Garten“ nachzuahmen. Dieser städtische Garten ist nun aber noch weit mehr als der ländliche Garten in eine Epoche der Entartung geraten, und gerade auf dieses unglücklichste Vorbild verfällt man heute auf dem Lande mehr und mehr. In manchen Gegenden ist es schon der Ehrgeiz eines jeden Bauern geworden, vor seinem Hause einen „Vorgarten“ mit jenen albernen Brezelnwegen zu errichten, die „natürlich“ sein sollen, im Grunde aber die ärgste Unnatur bedeuten.

Es wäre zu eng begrenzt, wenn man unter dem Begriff „ländlicher Garten“ allein den Bauerngarten verstehen wollte. Auch der Gutsgarten und der Garten des kleineren Landhauses gehören hinzu. Da über Dinge des Sichtbaren schwer in abstracto zu reden ist, führe ich eine Reihe von Bildern an, die den Garten, wie er einst war und wie er sich zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit herausgebildet hatte, in einigen Ausschnitten zeigen sollen, ohne natürlich das Thema damit erschöpfen zu können. Dicht daneben steht einigemale als Gegenbeispiel das, was heute an Stelle der alten Gärten getreten ist oder was doch den Typus repräsentiert, der heute überall einzudringen droht.*) Ein jeder, der mit offenen Augen unser Land gesehen hat, weiß, daß diese Typen das Charakteristische repräsentieren. Darauf allein kann es dem nach Wahrheit Suchenden ankommen, nicht darauf, ob sich an jedem Beispiel und Gegenbeispiel in jeder einzelnen Kleinigkeit der Vergleich durchführen läßt.

Man betrachte zunächst Abb. 1, die an das eingangs Gesagte über Hecken und Drahtzäune anknüpft. Niemand wird die Behauptung durchführen können, daß die Liebe zur Scholle, wie sie die Schönheit des Eigentums großzieht, weniger wert sei als die Bodennahrung, die eine Umzäunung braucht, ganz abgesehen von den oben angedeuteten Fehlschlüssen. Ich kenne Dörfer, die mir früher durch ihren reichen Hecken- schmuck aufgefallen waren. Wenn man in den stillen, grünen Gassen, hinter denen die Obstgärten mit ihren weißen Häusern lagen, daherschritt, war man vollkommen befangen von dem Zauber des Ortes. Es hieße die Kultur der Bauern von ehemals gering einschätzen, wenn man annehme, daß sie in vollkommener Unempfindlichkeit gegen diese geschaffene Ortstimmung gewesen seien und es bleibt keine Erklärung dafür, welche Triebkräfte ihnen diese Orte schaffen hieß, wenn man nicht die Freude daran als die Veranlassung zur Entstehung annimmt.

*) Die Abbildungen sind zum Teil dem Band II (Gärten) eines mehrbändigen Werkes des Verfassers unseres Aufsatzes entnommen, das unter dem Titel „Kulturarbeiten“ bei Georg D. W. Callwey in München erscheint, in dem Eingehenderes über das Thema zu finden ist.

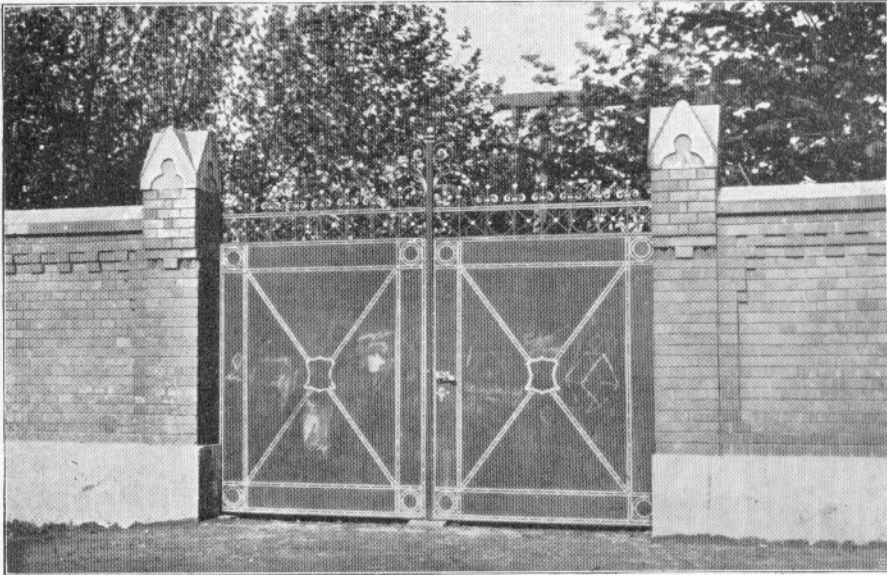
Gegen-
beispiel

Abb. 5. Schlechte Gestaltung einer Gartenmauer mit Einfahrtstor.

Heute hat sich dieses Bild gänzlich verändert. Ein paar der „fortgeschrittenen“ Bauern haben in ihrer Superklugheit die Hecke ausgerodet und durch das dünne Drahtgespinnst ersetzt. Da die andern doch nicht nachstehen können, haben alle Bewohner es ihnen nachgemacht. Nun liegt alles kahl und öde da, und die einst so strotzenden Gärten scheinen ihre Üppigkeit vollkommen verloren zu haben. Der ganze Ort hat sein Gepräge durchaus verändert und sich eines Besitztums beraubt, ohne nur den allermindesten Vorteil dafür einzutauschen.

Auch innerhalb des Gartens besaß man früher zur Abteilung der verschiedenen Gebiete Grenzmarkierungen, die die anmutigsten Formen annahmen. Weißdorn- oder Ligusterhecken trennten größere Reviere ab, während der Buchsbaum als die geeignetste Eingrenzung von Wegen und Beeten überall selbstverständliche Verwendung fand. Auch weiß- oder grün gestrichenes Holzspalierwerk wurde viel verwendet. Ganz besonderen Wert legte man auf die anmutige Gestaltung des Eingangs. Abb. 2 zeigt eine Tür zu einem ländlichen Garten, neben einem Eingang, wie ihn Gärten von heute meist haben (Abb. 3). Es fällt hier zunächst auf, und die Erinnerung an ähnliche Beispiele wird es sofort bestätigen, daß man früher viel allgemeiner Holz zu Umwehrungen und Türen verwendete, während dort heute das Eisen zur Alleinherrschaft gelangt ist. Auch hier kommt man durch das bloße vergleichende Betrachten bald zu dem Ergebnis, daß den breiteren, weicheren Formen des Holzes für diese einfachen Aufgaben weit mehr Behagen und Freundlichkeit eigen ist, als den dünnen Formen des Eisens, wie es sich auch für Tastsinn und Gehör angenehmer verhält. Man darf das natürlich nicht dahin verallgemeinern wollen, als ob überhaupt Eisen sich nicht für Garteneinfassungen eignete; ein Betrachten der fürstlichen Gärten des achtzehnten Jahrhunderts würde dann sofort eines Besseren belehren können. Nur wohnt eben offenbar dem Eisen etwas mehr Monumentales inne, während dem Holz das Traute, Behagliche eigen ist. Und es ist ein Allgemeinfehler unserer Zeit, überall monumentale Lösungen den Aufgaben aufzudrängen, die nach schlichten verlangen.

Die schönste Einfriedigung des Gartens ist die Mauer. Denn sie allein vermag die vollendete Abgeschlossenheit von der Außenwelt zu bringen, vermöge der der Besitzer sich wie in seinem kleinen Paradiese bewegen kann. Aber nicht allein für den, der

drinnen ist, ist die Mauer der schönste Gartenabschluß, sondern auch für den draußen Vorübergehenden, denn es ist etwas Köstliches um den heimlichen, verschwiegenen Zauber einer hohen Mauer, über welche die Bäume sich neigen. In Anlagen, die ganz billig sein müssen, wird man auf sie verzichten müssen. Daß man aber in Fällen, wo man sie errichtet, es nicht in der plumpen, ungeschickten Weise zu tun braucht, wie es heut zumeist geschieht, wird man leicht einsehen müssen. Ich führe auch hier zwei durchaus im Rahmen des Charakteristischen gehaltene Beispiele vor: Abb. 4 und 5. An der

Beispiel



Abb. 6. Unter Aufgang zu einer Villa.

Sparfamkeit liegt es hier nicht, wenn Abb. 5 einen trostlosen, öden Eindruck macht, während man sich gegenüber Abb. 4 wohliger gestimmt fühlt.

Abb. 6 zeigt den Gartenaufgang einer allerdings sehr repräsentablen, aber doch auch ländlichen älteren Villa, Abb. 7 ein ähnliches Motiv modernen Datums. Bei 6 ist alles von ausgejuchtem feinem Geschmack und mit Verstand angeordnet. Dicht vor das Haus selbst ist noch eine zweite kleinere, aber hohe Terrasse gelagert, die den Übergang zum Haus vermittelt und einen angenehmen Ort zum Sitzen bietet. Die untere Terrasse zeigt in der Mitte ein rundes Wasserbecken, das sein Wasser von einer Figur, die seltsam ist, aber doch Stil hat, empfängt. Runde Bäume geben der Balustrade überschaubare Verhältnisse und leiten zur Architektur über. Niedrige Basen, aus denen Blätter

empornachsen, sind regelmäßig verteilt. Auf Abb. 7 sieht man noch das abscheuliche eiserne Gitter, das vorn den Garten abschließt. Auch hier führen Stufen herauf, auch hier stehen Basen mit Pflanzen, auch hier erhebt sich die Villa unmittelbar hinter der Terrasse. Aber alles ist ausdruckslos, unnützlich, nirgends empfindet man die Logik des Aufbaues, nirgends das notwendigerweise Gewordene. Die schreckliche Vase auf der Säule mit der dürftigen Palme drin ist so eine Art Gradmesser für das Ganze, das auch bloß wieder einmal recht angeschaut zu werden braucht, um in seiner ganzen Nichtigkeit erkannt zu werden.

Gegen-
beispiel

Abb. 7. Schlechter Ausgang zu einer Villa.

Es gibt kaum eine andere menschliche Anlage, bei der Reichtum und Prunk die Schönheit des Ganzen weniger steigert, als beim Garten. Ja, vielleicht kommt der eigentümliche Reiz des Gartenlebens bei den einfacheren Gärten viel stärker zum Ausdruck als bei den Luxusgärten. Der einfachste Weg, über den die Blumen wuchern, die bescheidenste Laube in der Mauerecke können da das Reichste geben. Man könnte heut analog dem Wort von den Leuten, die den Wald vor Bäumen nicht sehen, ein Wort prägen von Leuten, die den Garten vor Blumen und Wegen nicht sehen und den „Schmuck“ des Gartens nicht in seinen natürlichen Bestandteilen, sondern nur in einem willkürlich eingefügten „Gartenschmuck“ zu sehen vermögen.

Eine der logischsten Gestaltungen des Gartens ist die Terrasse. Es ist ohne weiteres zu verstehen, daß eine schiefe Ebene weder zu Anpflanzungen und rationeller Kultur,

noch zum Bewohnen des Gartens recht benutzbar ist. Die schiefe Ebene läßt sich nun in zwei horizontale Ebenen umwandeln, die durch eine steile Böschung oder eine Futtermauer getrennt werden. Aus falscher Sparsamkeit und Mangel an Gestaltungssinn macht man heute von dieser Art der Anlage immer weniger Gebrauch. Ein Bild mag kurz darauf hinweisen, Abb. 8, das die kleine Terrasse eines Bauerngärtchens darstellt. Es ist selbstverständlich, daß jede Futtermauer eine gewisse Bausumme erfordert. Doch das erfordert schließlich jede vernünftige und rentable Anlage, und zudem sind die Kosten meist nicht so hoch, wie die Mauervandalen sie meist hinstellen. Es wird heut in Stadt und Land so unendlich viel gebaut — stände alles an seinem rechten Platze, so würde es nirgends an etwas fehlen im Vergleich zu früheren Zeiten, in denen man das Bauen weit schwerer nahm.

In allen anderen Teilen des Gartens könnte uns die erfahrene Kunst der Alten



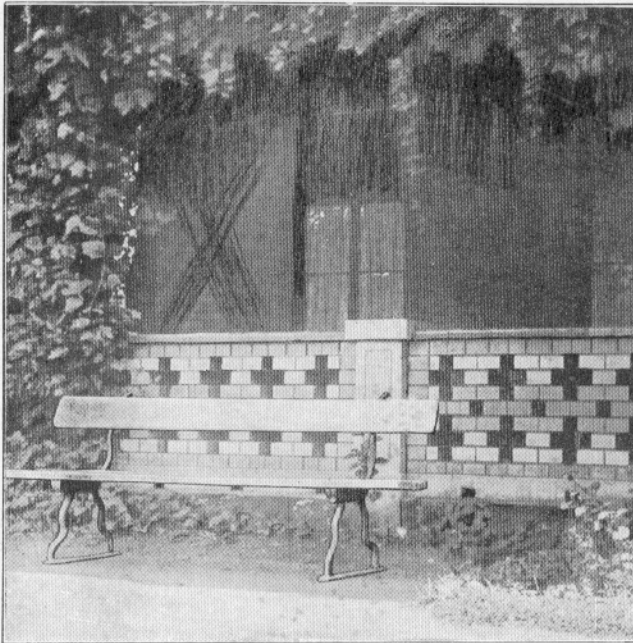
Abb. 8. Vernünftige Zerlegung der schiefen Ebene in zwei benutzbare Terrassen.

Lehrer sein, denn es gibt kaum eine Gestaltung, die sie nicht schöner, praktischer und bequemer ausgedacht hätten als die Form, die sich heut als ein nüchternes Schema überall aufdrängt. Man betrachte die beiden Bänke auf Abb. 9 und 10, die dem einigermaßen Kundigen sofort als eine alte und eine neue Schöpfung erkennbar sein werden. Oder man betrachte die kleinen Bauwerke, die man unter dem Namen „Gartenhäuschen“ genugsam kannte, die aber heute nun schon seit vielen Jahrzehnten auf dem Austerbeet stehen (Abb. 11). Denn das, was heute noch unter dem Namen „Gartenhäuschen“ hier und da gebaut wird, kann keinen Anspruch darauf machen, das sind so gut wie durchweg Mißgestaltungen. Dort, wo es nur Nutzzwecken dienen soll, verzichtet man freiwillig auf jeden Hauch von Anmut und baut trostlose, formlose Backsteinkästen. Die Fälle, in denen etwas „Schönes“ geschaffen werden soll, betrachtet man als eine Ausnahme, weil man die Schönheit als ein Anhängsel betrachtet, nicht als einen integrierenden Bestandteil einer jeden vollkommenen Anlage. Und da man in diesem falschen Begriff von Schönheit



Beispiel

Abb. 9. Gut angelegte Bank.



Gegen-
beispiel

Abb. 10. Hässliche Bank.



Abb. 11. Gut angelegtes Gartenhäuschen.

lebt, sucht man sie in angeklebten Verzierungen zu erreichen. Derjelbe Trugschluß wird auch begangen, wenn man die Schönheit des Gartens immer in „parkähnlichen“ Anlagen sucht, anstatt zu erkennen, daß in der Nutzanlage — dem Gemüse- oder Obstgarten — gleiche hohe Schönheitswerte verborgen sein können.

Es ist nicht möglich, auf wenig Seiten das Wesen und die Schönheit des Gartens allseitig zu umschreiben. Aber es gibt gute Lehrmeister, wenigstens für den, der offene Augen hat: die wenigen alten Gärten, die noch in ihrer ursprünglichen Anlage erhalten sind. Noch ist unsere allgemeine Menschheit nicht so weit, sie begreifen zu können. Wenn sie aber erst einmal auf allen Gebieten des Gestaltens eingesehen hat, daß unsere Tradition die notwendige Vorarbeit bedeutet, die wir nicht übersehen dürfen, ohne ganz von vorn anfangen zu müssen, dann wird man zu jenen Lehrmeistern zurückkehren und eine Epoche neuer Gartenheiterkeit und Gartenschönheit kann erstehen.





☞ Bäuerlicher Hausfleiß. ☞

Von

O. Schwindrazheim.

Mit sechs Abbildungen.



Das bäuerliche Gerät, das Haus selbst mit inbegriffen, zerfällt seiner Herkunft nach in drei Gruppen: es ist Erzeugnis der Stadt oder des Dorfhandwerkers oder des eigenen bäuerlichen Hausfleißes.

Letztere Gruppe war anfänglich weitaus die größte. Man zimmerte das Haus und die paar Möbel, man schnitzte oder formte oder flocht Gefäße und anderes Gerät, man stellte sich seine Kleidung aus selbstgewebten Stoffen oder Fellen selbst her, man schmiedete sich wohl gar auch selbst, was man an Eisensachen brauchte. Grobdrähtig, ungefüge war's wohl meistens, aber charaktervoll und auch nicht ohne Schmuck. Allerlei Schmucktechniken gab's — Kerben, Schnitzen, Ritzen, Punzen, Flechten, Malen u. dgl., die's ermöglichten, Punkt- und Linienmuster, Schach-, Zickzack-, Bogenmuster, Spiralen u. dgl. sowie Farben auf das Hergestellte zu bringen.

Die allmähliche Herausbildung einzelner Dorfhandwerker, des Schmiedes, des Töpfers, des Zimmermanns machte im Mittelalter zunächst einige Gruppen des bäuerlichen Hausfleißes gegenstandslos, dazu kam allmählich das städtische Gerät, das auf Märkten den Bauern sich darbot.

Die Dorfhandwerker mehrten sich seit dem Mittelalter, Rademacher, Weber, Schneider, Maurer, Schreiner, Korbflechter und andere entstanden; auch das städtische Angebot wurde immer größer. Wer immer noch blieb bis ins neunzehnte Jahrhundert eine Menge von Gegenständen für den bäuerlichen Hausfleiß übrig. Da gab's Ausbesserungen am Hause oder Gerät, da waren neue Gegenstände infolge des gesteigerten Bedürfnisses nötig geworden und mehrten sich immer mehr, und zudem gab's im Winter (oder bei Schiffern und Fischern auf der See) oft überflüssige Zeit genug, soviel, daß man auch sogar an rein ihrer Schönheit wegen hergestellte Prunkgeräte denken konnte, insbesondere die jungen Leute an Geschenke für den Schatz.

Die Techniken des bäuerlichen Hausfleißes hatten sich um solche vermehrt, die man dem Dorfhandwerker oder der Stadt abgeguckt, aber immer noch spielten die uralten die Hauptrolle. Ebenso stand's mit den Gesamtformen des Hauses und Geräts. Neben neuen Errungenschaften waren die alten, sofern sie brauchbar waren, ruhig beibehalten, in weit-entlegenen Orten finden sich heute noch Hausarten, Herde, Geräte, z. B. Möbel, Gefäße, die mittelalterlichen oder noch älteren Formen gleichen. Der ornamentale Motivenschatz hatte sich zwar bedeutend vermehrt, aber auch in ihm lebten die uralte hergebrachten weiter, ja selbst symbolische Motive, die dem heidnischen Glauben ihr Dasein verdankten, wurden trotz Christentum und zeitlicher Entfernung besonders im Hausfleiß stets beibehalten. Was man von der städtischen Kunst dazu nahm, wurde ohne viel Kritik so gut es ging nachgebildet. Kamem schon im Dorfhandwerk allerlei Umgestaltungen der

städtischen Anregungen zuwege, so natürlich noch mehr im bäuerlichen Hausfleiß, aber ebenso wie bei jenem schadete das dem Reiz des Hergestellten durchaus nicht, im Gegenteil, das Hergestellte gewann dadurch den hohen Reiz individueller, charaktervoller Schönheit mehr, wurde dadurch stilvoller, als wenn es die getreueste Kopie des städtischen Vorbildes gewesen wäre.

Natürlich war der Stand des Bauernhausfleißes von Gegend zu Gegend außerordentlich verschieden. Bodenbeschaffenheit und Lebensweise und damit Zeit und Anreiz zum Hausfleiß waren überall verschieden, größere oder geringere Veranlagung der Bewohner, Armut oder Reichtum, Stadtnähe oder die Weltferne einer Hallig oder eines Einödhofs, Vorhandensein von Dorfhandwerkern oder nicht u. a. m. — all das wirkte natürlich auf den Hausfleiß ganz verschieden ein. In der einen Gegend war er stets umfangreicher, als in einer anderen, wo er früher überflüssig wurde. In der einen Gegend war er stets höher entwickelt, als in der anderen. In der einen hing er mit der ganzen Beschäftigungsweise der Bewohner (Schnitzerdörfer, Fischerdörfer) eng zusammen, in der anderen war keine Zeit dazu. In der einen blieb wie alles, so auch der Hausrat primitiv, und der Hausfleiß genügte dem Bedürfnis, in der anderen waren städtische Anschauungen herrschend geworden und hatten der dem Geschmack nicht mehr genügenden Hausfleißübung früh Balet gesagt und so fort. Je weniger Stadteinfluß, je mehr Hausfleiß — daß ein steirischer Waldbauer, wie Rosegger ihn schildert, dem Hausfleiß heut noch anders gegenübersteht, als ein reicher Marschbauer aus Hamburgs Umgegend ihm schon vor hundert Jahren gegenüberstand, ist klar.

Den größten Schlag versetzte dem Hausfleiß das neunzehnte Jahrhundert, indem es überall in kurzer Zeit eine außerordentlich große Annäherung des Dorfes an die Stadt vollzog und den schon immer kräftigen Stadteinfluß plötzlich ungeheuer steigerte, übermächtig machte. Überall, wo wir dem Erlöschen des Hausfleißes nachspüren, stoßen wir auf die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts als Scheidegrenze — da erlischt plötzlich die Dorfkunst, sowohl das Dorfhandwerk, als auch der bäuerliche Hausfleiß. Die Burschen, die Männer schnitzen und basteln nicht mehr, die Frauen spinnen und weben und sticken nicht mehr — statt des Zauns hält der Drahtzaun Einzug, Mobiliar und Gerät liefert der zu einem Agenten des großstädtischen Fabrikanten herabgesunkene Dorfhandwerker oder der Krämer, Stoffe, Wäsche, ja Kleider liefert das städtische Modemagazin.

Das Dorf verlor seinen einstigen traulichen Charakter völlig und wurde zu einem charakterlosen, häßlichen Gemisch städtischer Scheinkultur. Scheinkultur!, denn neben den unbestreitbaren Errungenschaften des städtischen Lebens kam insbesondere auf dem Gebiete der Kunst in Hausbau, Mobiliar u. dgl. just das Geschmackloseste, Schlechteste aufs Dorf. Früher hatte man gern dies und das genommen, aber das Dorfhandwerk hatte es in eigenen Geschmack übersetzt, und der durch den eigenen Hausfleiß gebildete Geschmack hatte stets Kritik geübt und Auslese gehalten (zudem war das städtische Mobiliar u. dgl.

Abbildung 1: Ältere und heutzeitige Hausfleißarbeiten.

1. Altertümler aus Eichenästen geklodener Zaun (Lüneburger Heide).
2. Alter Bretterschuppen. Lüneburger Heide (nach älterer Zeichnung).
3. Geschnitzte Fensterrahmen in Eschelbach (Wetterwald) 1729.
4. Steinpflaster vor der Tür eines Sülter Hauses.
5. Brunnen in Oberbayern (nach Zeichnung von M. Gensler, Kunsthalle Hamburg).
6. Laube in Ost-Steinbek bei Hamburg (modern).
7. Blumenbrett, weiß mit schwarzen Blumen mit roter Mitte (Hessen-Nassau).
8. Kragmuster im Bewurf eines Stalles. Wetterau (modern).
9. Hausstür (Rahmen rot, Füllungen gelb, Leisten grün). Arbeit eines Tischlergesellen vom Lande für das Haus seines Bruders. Rhön (modern).
10. Oberlichtgitter (Hessen-Nassau).
11. Puppen mit vom Winde beweglichen Armen auf dem Dach eines Schuppens in Gätjensort. Insel Wilhelmsburg bei Hamburg.
12. Küchenstuhl, zugleich Haubloß (Wetterau).
13. Lehne eines elsässischen Bauernstuhls (Museum deutscher Volksstrachten, Berlin, 18. Jahrhundert [?]).
14. Stuhl von der Insel Röm. 17.—18. Jahrhundert (Museum in Flensburg).
15. Truhe mit Kerbschnitzerei. Bierlande. 17.—18. Jahrhundert.

Wo nicht anders bemerkt, eigene Aufnahmen des Verfassers.



Abb. 1. Ältere und heutige Hausfleißarbeiten.
(Erläuterungen s. Nebenseite.)

ehemals selbst weit entfernt von der Geschmacklosigkeit, Unsolidität usw. der heutigen Durchschnittsfabrikware!) — heute ist's, scheint's, aus mit jeglicher Selbstbetätigung eigenen Geschmacks; kritiklos staunt der Dorfbewohner alles an, was aus der Stadt kommt!

Es ist in der Stadt selbst ja auch nicht besser, unsere Arbeiterkreise, ja auch unser Mittelstand mit wenigen Ausnahmen stehen auf keiner höheren Geschmacksstufe. Nur mit dem Unterschiede, daß man in der Stadt planmäßig durch allerlei wohlervogene Maßnahmen, Erziehung der Handwerker, gesunden Zeichen- und Handfertigkeitsunterricht der Jugend, Museen, Vorträge für die Erwachsenen u. dgl. m. von unten herauf wieder ein selbständiges, gesundes, lebendiges Kunstgefühl zu erwecken strebt, während das auf dem Dorfe heute noch so gut wie ganz fehlt. Wollen wir auf dem Dorfe gleiches, so müssen wir auch ebenso verfahren.

Und da ist eins der besten Mittel — ein Mittel, das in der Stadt in weiten Kreisen ausgeschlossen ist — die Wiedererweckung des bäuerlichen Hausfleißes, besonders im künstlerischen Sinne. Er ist die Grundlage der ehemaligen Bauernkunst gewesen, er kann auch die der neuen werden, er kann die Beurteilungskraft üben, indem er gute und schlechte Arbeit erkennen lehrt, er kann den Geschmack selbständig machen, kann den Standpunkt dem Dorfhandwerker gegenüber ändern, er kann an Haus und Gerät sich üben, kann ihnen wenn auch noch so bescheidenen eigenkünstlerischen Stempel aufprägen — er kann endlich der Schlüssel werden für die Erweckung des Kunstinteresses selbst in allerlei anderer Hinsicht.

Wie gesagt, scheint der bäuerliche Hausfleiß heute ganz erloschen zu sein — aber es scheint doch nur auf den ersten Blick so, denn sehen wir genau zu, so finden wir doch noch allerlei Reste in Übung, verschieden je nach Art und Lage des Dorfes und seiner Bewohner. Wenn es auch meistens den Anschein hat, als sei dabei von Kunst keine Rede, so rührt diese Anschauung bei vielen Gegenständen doch nur davon her, daß wir immer die verkehrte Ansicht mitbringen, als sei nur das ein Kunstgegenstand, was reichen Schmuck aufweist und was wir in der Stadt unter einem Kunstgegenstand gemeinhin verstehen. Fassen wir aber auf der heute sich Bahn brechenden Erkenntnis, daß das ein Irrtum war, so begegnen wir auch heute noch vielfach erfreulichen Erscheinungen.

Zimmer noch gibt es im Leben der Bauern, Hirten, Fischer, Köhler, Holzfäller u. dgl. eine ganze Reihe selbstverfertigter Gegenstände: Semhütten, Köhler-, Holzfällerhütten, Mittagshütten, Schaffschuppen und -hürden, Zäune u. dgl., Feldbrunnen, Quelleinsassungen, Stege und Brücken, Hof- und Garteneinsassungen, Stallanbauten, Tauben-, Bienen-, Bachhaus, Heuberge, allerlei Schuppen, Geschirrtrockenständer, Laube, Gartenmöbel, die Bemalung des Hauses und die Gartenanlage selbst nicht zu vergessen! Im Hause einfache Möbel u. dgl. als Geschirrbänke, Melkstühle, Küchensühle und -tische, Bänke, Haubloch, Uhrkasten, Löffelbrett, Salzfaß, Tellerbord, Flachschwinge, Körbe und anderes — in der Stube besonders noch Kindergerät, als Laufgerüst, Stühlchen, Setze, Spielzeug wie Wagen,

Abbildung 2: Ältere und heutzeitige Hausfleißarbeiten.

1. Geschirrbank, dahinter Wandbemalung, auf der Diele eines Hauses in Orel, Lüneburger Heide (nach Aufnahme von H. Amberg, Hamburg).
2. Bantlehne. Suhl.
3. Wandflapptisch. Oberbayern.
4. Achteckiges Tischchen. Suhl.
5. Wandkästchen von den Halligen (nach Mitteilung von Geh. Raurat Mühlte, Schleswig).
6. Schiebelade (Museum deutscher Volkstrachten, Berlin).
7. Löffelkästchen aus der Schwalm mit farbig ausgelegtem Kernschnitt. 1836 (Museum deutscher Volkstrachten, Berlin).
8. Uhrhalter. Nordschleswig (Museum in Flensburg).
9. Kienpanständer. Lüneburger Heide (Museum in Celle).
10. Mangelbrett von der Insel Röm (Griff in Seitenansicht gezeichnet).
11. Bierstück eines litauischen Spinnrades (Museum deutscher Volkstrachten, Berlin).
12. Blau-schwarz gestrickter Strumpf. Schwalm (nach Prof. S. Thon, Weimar).
13. Nidertissen aus der Kirche zu Allermöhe bei Hamburg.
14. Eisen in Plattstich. Kirche zu Curstat. Vierlande, 1696.
15. Wagentissen in Knäpffarbeit. Probstei, 1788.

Wo nicht anders bemerkt, eigene Aufnahmen des Verfassers.



Abb. 2. Ältere und heutzutage Hausfleißarbeiten.
(Erläuterungen s. Nebenseite.)

Schlitten u. dgl. Bei Fischern u. dgl. dazu Bootschuppen, Fischkästen und Körbe, Reusen, allerlei Werkzeug, Schiffsteile, Schiffsmodelle (Stubenschmuck) u. dgl. Die Arbeiten der Frauen haben zwar ebenfalls abgenommen, aber man findet doch noch allerlei. Auch die spielend hergestellten Arbeiten der Jugend darf man heranziehen; von den geschnitzten Peitschenstielen, Armbrüsten, Flöten der Hirtenjungen bis zu den Ketten aus Kernen u. dgl. von den Kleinsten.

All das sind Anknüpfungspunkte für die Bestrebungen, den bäuerlichen Hausfleiß neu anzuregen — die einfachen dabei geübten Techniken sind es, mit denen man in erster Linie rechnen muß. Es sind nicht wenige: da ist das Ausfägen, das Schreinern, da sind allerlei Messertechniken, wie das Schnitzen, das Kerben und das Ritzen, das Nageln, das Pinzen, das Flechten, das Malen, Farbigausfüllen u. s. f., Linien- und Kreuzstich, Plattstich und Aufnäharbeit, Hie und da Knüpfen, Weben, Wändchenstickerei und anderes.

Wer sich um die Wiederauffrischung des bäuerlichen Hausfleißes verdient machen will, muß zunächst genau das Können seiner Leute kennen, muß wissen, welche Techniken sie, wenn auch noch so bescheiden, noch üben und an welchen Gegenständen. Er muß sodann erforschen, was vor wenigen Jahrzehnten noch hergestellt wurde, wie es aussah, und weshalb es aufgegeben ist. Nichts ist dabei als Lappalie zu behandeln!

Gerade in der Bauernkunst zeigt sich die Verkehrtheit unseres gewohnheitsmäßigen Unterschiedes zwischen bloßem Gebrauchsgegenstand und Kunstgegenstand — ein Versenken in die alte Bauernkunst lehrt uns, daß ein zweckmäßig, solide und sauber gearbeiteter Gegenstand, und sei's nur ein Zaun, ein Bienenstand, schon ein Kunstgegenstand ist; weder einfacher Zweck, noch primitives Material, noch die Verzierungslosigkeit entkleiden sie ihres Wertes. Sie verdienen dieselbe Berücksichtigung bei Verfolg unserer Pläne, wie etwa Stuhl, Stickerei u. dgl., ja sie sind vielleicht, wo es sich um Neubelebung handelt, vorläufig weit wichtiger: sie muß der Bauer sich selbst herstellen, weil sie ihm sonst zu teuer würden, Anregungen, sie sich praktischer, netter, billiger herzustellen, wird er zugänglicher sein, als Aufforderungen zur Herstellung von Gegenständen, die er stets gewohnt war zu kaufen.

Die Leute, um die es sich handelt, sind Ackerbauer, Vieh-, Obstzüchter, Weinbauer, Fischer, Schiffer, Köhler, Holzfäller u. a. m., teils unabhängige Leute, teils abhängige, teils ältere und jüngere Leute, Männer oder Frauen. Was ihrer Hände Arbeit erzeugt, ist in dem einen Falle, freiwillig erzeugt, ihr Eigentum und bleibt es auch, in einem zweiten Fall ist es im Dienste eines anderen, im dritten von vornherein für Verkauf gefertigt. — Das eine Mal hat es vorwiegend praktischen, das anderemal ideelleren, Schmuck- oder Geschenkswert, das drittemal Verkaufswert.

Das ergibt drei verschiedene Arten des Hausfleißes, die man fördern könnte, verschieden in Absicht und Arbeitsart, und damit auch verschiedene Behandlung seitens des Anregenden erforderlich.

Da ist zunächst der fürs Haus geübte, den man den praktischen Hausfleiß nennen könnte — vom Hausherrn und den Seinen freiwillig, vom Gesinde auf Forderung geübt: hier eine Ausbesserung oder Verbesserung oder Verschönerung an Haus oder Gerät, da eine Neuerstellung. Das schließt schon eine ganze Menge von Hausfleißübungen (Haus- und Gerätpflege, Herstellung einfachen Mobiliars, Geräts und dergleichen in Küche, Stall, Scheune, Garten und Feld) und von Techniken ein (Flechten, Zimmern, Schreinern, Ausfägen, Schnitzen allerlei Art, Bemalen des Hauses, des Mobiliars, Herstellung von Feldmauern, Steinfußböden, Spinnen und Weben, Nähen, Stricken, Häkeln, Nannesticken oder sonstwie Verzieren der Wäsche, Herstellung von Rissen und anderes). Es werden größtenteils rein praktische Gegenstände hergestellt werden, aber sind sie nur wirklich praktisch, so ist damit doch schon ein gut Stück Kunstpflege geleistet. Bei vielen Gegen-

Abbildung 3: Entwürfe für selbstherstellbare Möbel.

1. Stuhl aus Haselruten.

2. u. 3. Bretztühle.

4. Gartentisch aus Naturholz.

5. Geschirrtrockenständer in vierländischer Form.

6. Bretterstisch.

7. Wandbord in holsteinischer Form.

8. Gartenbank aus Naturholz.

9. Kinderstuhl in holländischer Art.

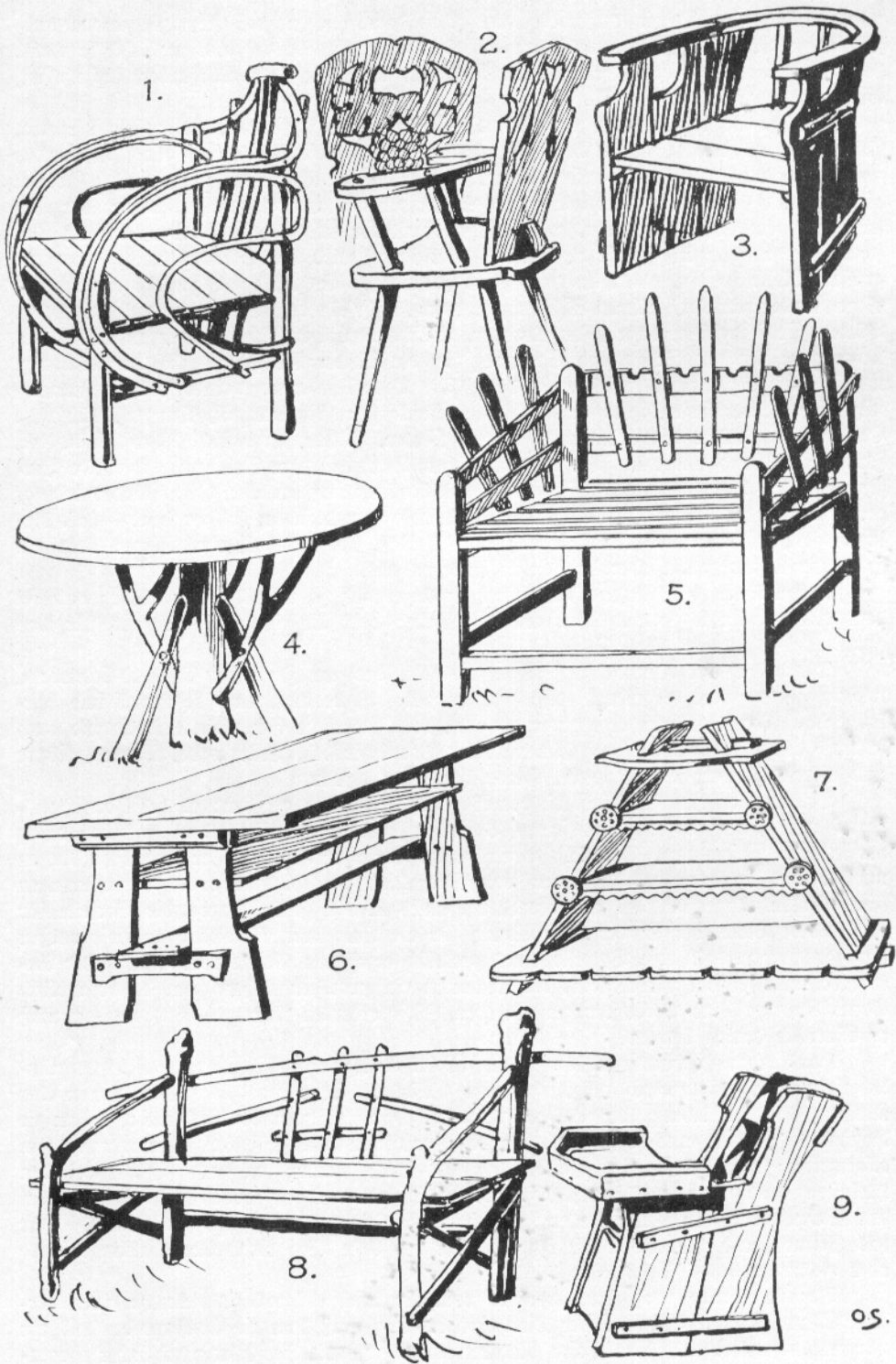


Abb. 3. Entwürfe für selbstherstellbare Möbel.
(Erläuterungen s. Nebenseite.)

ständen wird der Bauer außerdem von selbst darauf sehen, daß sie auch schmuck aussehau (z. B. Laube, Gartenmobiliar) — bei anderen wird der angeborene Schönheitstrieb den Verfertiger ganz von selbst antreiben, ihn nicht bloß als Mußarbeit aufzufassen, sondern sein Bestes zu geben.

Die zweite Art könnte man den Liebhaberhausfleiß nennen, er umfaßt die nach Feierabend als herstellbar zu denkenden freiwilligen Hausfleißarbeiten. Auch sie werden zum Teil rein praktischer Natur sein, immerhin aber dürften die meisten mehr ideellen Zwecken dienen: teils rein dem Tätigkeits- und Schönheitstrieb entspringend, teils mit der Bestimmung, ein Stück Eigentum, auf das der Hersteller stolz ist, zu bilden, teils als Geschenk von vornherein gedacht u. dgl. m. Bei ihnen wird der Schönheitstrieb eine weit größere Rolle spielen, als beim praktischen Hausfleiß. Es wird sich zumeist um kleinere Gegenstände handeln, allerlei Kästen, Rahmen, Uhrtänder, Pfeifen und Pfeifenbrett, Börter, Peitschenstiele, dazu Mangelbretter, Wäscheflopfhölzer, Flachschwingen u. dgl. als Minnegabe für den Schatz und Spielzeug für die Kinder des Hauses, bei den Mädchen um allerlei Stickerien, Häfelein u. dgl. Die Techniken werden insbesondere Ziertechniken sein: Kerbschnitt, Flachschnitt, Ritzen, Laubsägen, Nageltechnik, Punzen, künstliche Verschränken kleiner Holzstückchen, Flechten, Malen, Häkeln, Kreuzstich, Plattstich u. dgl., Flickentechnik und anderes. Die bei praktischem Hausfleiß eine Nebenrolle spielende Verzierung wird hier eine Hauptrolle spielen, die Bestimmung manchen Gegenstandes bedingt geradezu für das bäuerliche Gefühl: so schön, wie nur denkbar, soll er sein! — als Geschenk soll er dazu noch etwas sagen: ein Spruch, ein Symbol, eine Blume oder ein Herz mit Monogramm oder dergleichen besorgen das.

Beide Arten bäuerlichen Hausfleißes ergänzen sich so in glücklicher Weise; das bei dem einen Gelernte kommt dem andern zugute: dort Erziehung des Sinnes für das Zweckmäßige, hier für das Schöne.

Die dritte Art bäuerlichen Hausfleißes bildet der zum Zweck des Erwerbs betriebene, wichtig für ärmere Gegenden. Was er herstellt, ist bedingt durch Material und bestlohnenden Absatz. Meist erzeugt er einfache, rein praktische Gegenstände, doch sind auch schmuck ausgestattete denkbar: Gartenstühle, Vorplatzmöbel, Tellerborde, Matten, Körbe und andere Flechtereien, Teppiche, Glasbläsereien u. dgl. m.

Beim praktischen Hausfleiß ist der Weg der Förderung gegeben: es heißt den Hausherrn oder die Hausfrau von seinen Vorteilen überzeugen. Das kann geschehen durch persönliches Besprechen, Beispiel, Vorträge in Versammlungen. Der praktische Nutzen muß betont werden, das Ersparen von Ausgaben, der Gewinn durch Verbesserungen (auch Schönheitsgewinn des neu bemalten Hauses u. dgl. gehört dazu), die Vorteile für das spätere Leben der Kinder (Vorbildung für ein Handwerk, Anleitung zu Ersparnissen im Haushalt u. dgl.), die Vorteile eines praktisch erzogenen Gesindes u. a. m. Der Anregende muß selbst praktisch sein, die Techniken einigermaßen beherrschen, das bäuerliche Gerät kennen, kleine Verbesserungen angeben, selbst erdenken können, — insbesondere muß er bäuerlich denken können!

Hausherr und Hausfrau können auch beim Anregen des Liebhaberhausfleißes nützlich sein durch Einwirken auf Kinder und Gesinde. Sehr wohl kann man ihnen klar machen, daß die Übung des Liebhaberhausfleißes auch ihnen praktisch nützt, indem sie die Hand geschickter und so zugleich für den praktischen Hausfleiß geeigneter macht. Im allgemeinen wird man sich an die Jugend selbst wenden müssen. Schon bei den Kleinsten kann man in Spielstunden den Tätigkeitstrieb anspornen und bilden, bei den Schulkindern in Zeichenunterricht, Handfertigkeitsunterricht und Nähstunde. Für das Gesinde und die erwachsene Jugend geht der beste Weg durch Unterhaltungsabende oder -sonntage.

Der Anregende muß hier weniger vom Praktischen sprechen, vielmehr einen vergnüglicheren Ton anschlagen: der Liebhaberhausfleiß muß dem zu Gewinnenden als ein Vergnügen erscheinen. Praktischen Naturen wird auch die Herstellung nützlicher Gegenstände von selbst ein Vergnügen sein, den anderen wird das beim Vergnügen Gelernte von selbst bei sich einstellenden praktischen Notwendigkeiten einfallen. Fröhlichen Sinn



Abb. 4. Entwürfe für allerlei auf dem Hofe.

1.—5. Zäune und Gartengitter nach Schweizer, Harzer u. a. Motiven. 6. Tür mit Dach, Türbank und Blumenbord
7. Ziegenstall. 8. Taubenhaus.

muß der Anregende haben, jung muß sein Herz sein. Zeichengehick, technische Geschicklichkeit, insbesondere noch technischen Witz, Sinn für die Natur, einige ornamentale Erfindungsgabe muß er besitzen. Mit festen Strichen oder in einfacher Technik muß er insbesondere Pflanzen, Tiere und aus dem Leben gegriffene Figuren primitiv, aber sicher wiedergeben können. Die Denkweise, die Liebhabereien, die Symbolik, die Gebräuche seiner Gegend muß er kennen.

Beim Erwerbshausfleiß muß der Anregende vor allem der Verkäuflichkeit des Herzustellenden sicher sein, einerseits dürfen technische Schwierigkeit, Materialkosten und dadurch der Endpreis nicht zu hoch sein, anderseits müssen die Verhältnisse in Stadt oder Land den Absatz sichern. Die Verkäuflichkeit bestimmt Art, Technik, wie Schmuck des Gegenstandes. Der Anregende muß also in erster Linie ein guter Rechner und Kaufmann sein. Hat er selbst keine Handgeschicklichkeit, so kann er sich einer Lehrkraft bedienen, um ein paar Leute anzulernen. Erfindungsgabe in Verbesserungen und Verschönerungen muß auch er haben. Auf Erfolg versprechende Einfälle seiner Leute muß er genau so achten, wie der Gärtner auf Zufälligkeiten bei seinen Blumen, und muß sie ebenso auszunutzen verstehen. Bei Gegenständen, die ihres Schönheitswertes wegen gekauft werden sollen, ist auf einfache Schönheit und kraftvolle Eigenart zu sehen — gern können sie ausgesprochen ländlich aussehen, das schadet gar nichts, im Gegenteil, je typischer sie den Stempel ihrer Entstehungsgegend zur Schau tragen, um so besser!

Der Weg zur Anbahnung dieses Erwerbshausfleißes wird verschieden sein. Hier kann man die ganze Gemeinde mit einem Schlage gewinnen, da muß man an einem Einzelnen beweisen, daß das, was man will, vorteilhaft ist. Hier kann man bestimmte Läden der Stadt zu Abnehmern gewinnen, da muß man den Hausierhandel oder andere Wege zu Hilfe nehmen.

In der Praxis werden die drei Hausfleißarten natürlich in vielerlei Verbindung stehen. Die eine Art stützt die andere und regt die andere an.

Bei jeder Art des Hausfleißes darf man nur langsame Erfolge erwarten und erstreben, Sensationserfolge sind ausgeschlossen, auch nicht dauerhaft. Ist beim Erwerbshausfleiß natürlich eine Ausstellung in einer Stadt vorteilhaft, so ist sie bei den beiden anderen Arten meist zwecklos — es sei denn, daß sie einmal eine wissenschaftliche Illustration dieser Bestrebungen sein soll. Auf die Stadt ist überhaupt nur im Erwerbshausfleiß Rücksicht zu nehmen, sonst muß das gesunde Bedürfnis des Landes, das Bauerntum den Ton angeben. Ganz insbesondere ist das bei allem der Fall, wo sich's um Schönheit und Schmuck handelt. Immer sei man eingedenk: Einfache Armut ist besser, als prunkende Überfülle, ein praktischer, solider, netter Stuhl ist tausendmal schöner, als ein reich beschnitzter unpraktischer! Städtische Vorbilder sind meist unbrauchbar. Insbesondere vermeide man alles reich geschmückte Stadtgerät, historische Ornamentfloskeln, sowie den modernen Linienwahnsinn. Einfach geometrisches Ornament, die Formen der Natur, Blätter und Blumen des Gartens und Feldes, die Tiere des Hofes und Waldes, vielleicht die Tätigkeiten der Bewohner selbst seien die Fundgrube für die Ornamentik des bäuerlichen Hausfleißes. Dazu das Alterhaltene im Dorf, in Haus, Mobiliar und Gerät, Stickerien usw. — das lehrt alles: einfache Technik, einfache, praktische Konstruktion, eigenartige Formen, lustige Ornamentik, fröhliche Farbengebung usw. usw.

Das pietätvolle Erhalten des Alten, das Aufmerksammachen auf seinen Wert, ist somit eine Grundforderung, wenn man den Hausfleiß fördern will. Der Anregende muß wie ein Museumsvorstand jedes alte Gerät seines Ortes kennen und schützen, er würde sich sonst der besten Vorbilder selbst berauben, vielleicht bringt er gar ein kleines Dorfmuseum fertig.

Abbildung 5: Entwürfe für allerlei Kleingerät.

1. Löffelbord, Kerbschnitt.
2. Hutbrett, graviert, zu bemalen.
3. u. 3 a. Blumenbord mit Konsole.
4. Löffelkörbchen, Schwämmer Art.
5. Körbchen.

6. Fadenlästchen, Holzspan.
7. Kästchen, Nagelverzierung.
8. u. 9. Löffel und Peife geschnitzt.
10. Pfannentrecht.
11. Salzfaß.

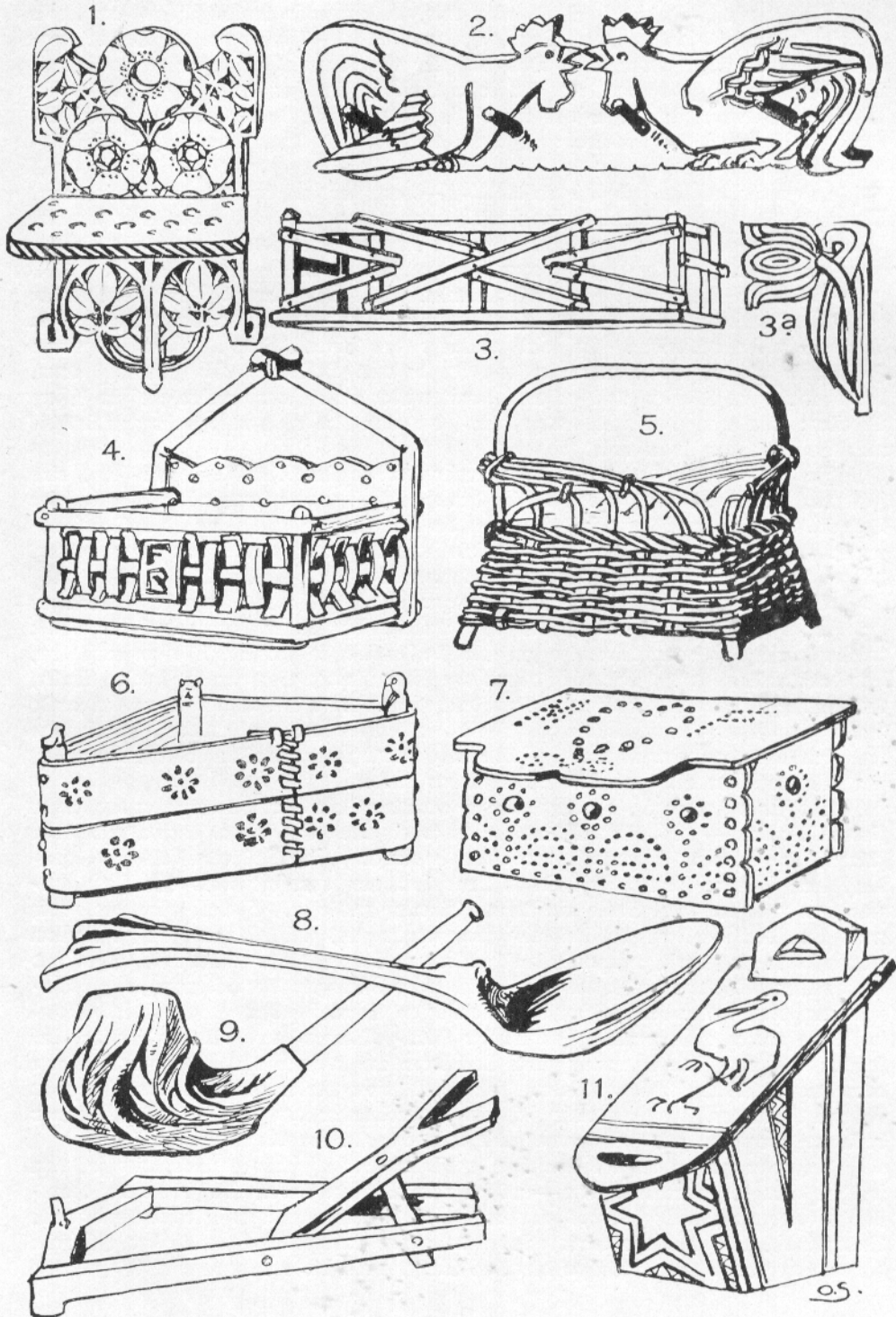


Abb. 5. Entwürfe für allerlei Kleingerät.
(Erläuterungen s. Nebenseite.)

Man berücksichtige jedes Gerät, nicht nur, was man so landläufig als zur Kunst gehörig betrachtet, sondern auch Zaun, Brunnen u. dgl. Einfach sei die Technik, jegliche Künstelei ist zu vermeiden. Das nächstliegende Material ist zu nehmen, kein mit Mühe und Kosten zu beziehendes. In erster Linie sei das Herzustellende so, daß es für seinen Zweck brauchbar ist, daß es solide ist. Jeder eigene wertvolle Gedanke der Arbeitenden ist sorgfältigst zu wahren, jeder technische oder schmuckliche Zufallswitz insbesondere.

Öftere Mißerfolge sind selbstverständlich — man lasse sich nicht dadurch abschrecken. Wenn im Dorf nur ein paar Leute wirklich gewonnen sind, ist's schon hocherfreulich! Man erwarte nicht sofort großartige Kunstleistungen! Langsam, Schritt für Schritt, heißt's vorgehen! Fehlgriffe mühe man für die Zukunft aus!

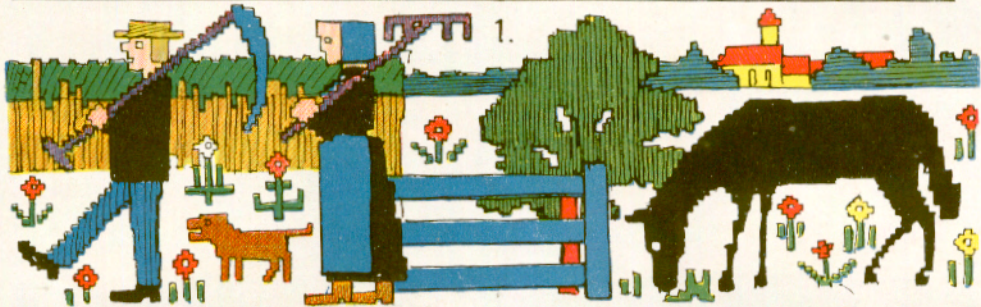
Ein Wort noch über die Dorfhandwerker. Es ist denkbar, daß insbesondere der praktische Hausfleiß ihnen etwas Verdienst nimmt, aber es wird noch eine Menge dem Dorfhandwerker verbleiben. Er wird vielmehr den Vorteil haben, daß er aus einem Flickschuster wieder ein Handwerker werden, besseren Leistungen sich zuwenden kann, damit wird sein Können wachsen und damit wieder seine Inanspruchnahme für bessere Arbeiten: man wird ihm Arbeiten zutrauen, die man ihm heut nicht mehr zutraut, die man heut aus der Stadt holt!

In vielen Fällen wird der Handwerker der gegebene Hausfleißlehrer sein, eine Förderung seines Könnens wird zugleich dem Hausfleiß zugute kommen! Je besser seine Technik, sein Geschmac, um so besser auch der des Dorfes! Also auch den Dorfhandwerker heben, soviel man kann, durch Beispiel und Aufgaben, aber immer daran denken, daß es sich ums Dorf, nicht um die Stadt handelt!

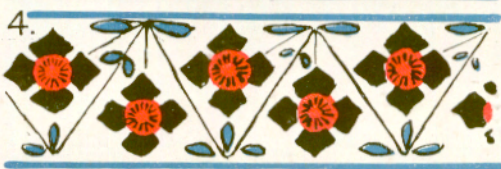
Die gegebenen Personen für die Anregung einer größeren Übung des bäuerlichen Hausfleißes sind Pfarrer und Lehrer und ihre Frauen, Unterlehrer und Lehrerinnen; in Gutsdörfern in erster Linie die gutherrliche Familie, in größeren Dörfern auch Arzt, Apotheker und andere. Eine nicht unwichtige Rolle könnten Sommergäste spielen, Maler, kunstbegabte Dilettanten, Kunstfreunde, mit denen sich Pfarrer und Lehrer in nutzbringende Verbindung setzen können. Sehr wichtig ist die Anteilnahme der Behörden, insbesondere kann durch sie dem Erwerbshausfleiß allerlei Unterstützung pekuniärer oder anderer Art, z. B. Wanderlehrer und -lehrerinnen, erreichbar werden.

Die Frage liegt nahe, ob die Behörden etwa durch ein Vorlagenwerk oder dergleichen fördern könnten — doch liegt es damit nicht so einfach. Ein solches könnte leicht dazu führen, eine schönste Eigenschaft der alten Bauernkunst, die Individualität in Gestaltung und Schmuck von Landschaft zu Landschaft von vornherein im Hausfleiß auszulöschen und an ihre Stelle ein kaltes Einerlei zu setzen. Indes wäre doch auch wohl ein Werk denkbar, das lediglich Anregungen gibt, z. B. Skizzen, die zu eigenem Übersehen in die Praxis zwingen, technische Notizen, Skizzen, die zeigen, wie ein Gegenstand in der älteren Bauernkunst verschieden gelöst wurde, Skizzen, die Andeutungen zur Verwendung dieser oder jener Technik für einfachen Schmuck geben, Skizzen, die die einfache, naheliegende Verwendung natürlicher Blatt-, Blumen- und anderer Motive illustrieren u. a. m. Eine Sammlung von Vorbildern aus unserer alten Bauernkunst könnte auch wirken, völlig kopiert würden diese wohl nicht werden, aber zu allerlei eigenen Gedanken anregen. Endlich ließe sich ein Nebeneinander von Werken denken, die nur bestimmte Gegenden mit bestimmtem alten Kunstcharakter im Auge hätten.

An einer ganzen Anzahl von Stellen ist der Versuch schon geglückt, hier so, dort so, hier glänzend, dort bescheiden — mögen neue Versuche andere Pflegstätten des Hausfleißes ergeben und möge daraus eine andere, modernere, aber ebenso kräftige und schöne Bauernkunst, wie die alte hervorgehen, ein ebenso ruhmvolles Blatt in der Geschichte der wiedererneuerten volkstümlichen deutschen Kunst, wie's die alte gewesen ist!



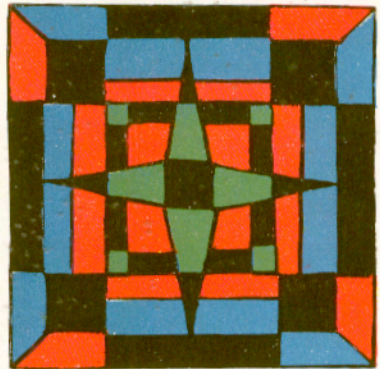
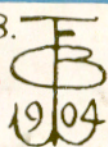
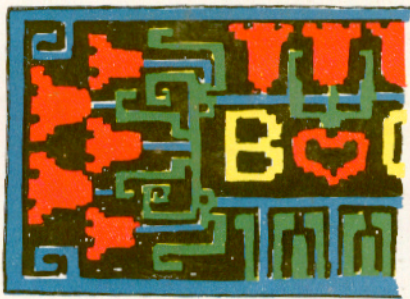
2.



5.



6.



12.

95.

Abb. 6. Entwürfe für weibliche Handarbeiten.

1. Kreuzstichmotive. 2 Kissen, grober Plattstich. 3. u. 4. Borden, Linien- und Plattstich. 5. Nadelkissen, Aufnäharbeit. 6. Kissen, Krüpfarbeit. 7.—9. Monogramme. 10. Ecke in Bändchentechnik. 11. Ecke in Litzentechnik. 12. Zickzackkissen.



Tracht und Schmuck.

Von

O. Schwindra z heim = Hamburg.

Mit fünfundzwanzig Abbildungen.



Die von der städtischen Tracht abweichenden besonderen Trachten unserer bäuerlichen Bevölkerung, wie sie bis Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wohl noch überall, von Gegend zu Gegend verschieden, dem Auge des Wanderers sich darboten, wie sie auch heute noch vielfach, mehr oder weniger vollständig, zu beobachten sind, die wir gemeinhin gewohnt sind „deutsche Volkstrachten“ zu nennen (meines Erachtens nicht ganz glücklich, denn die charakteristischen Trachten unserer Handwerker, Arbeiter, Seeleute u. a. sind gewiß ebenjogut Volkstrachten), sind ein Stück der bäuerlichen deutschen Kunst, mit der sie so gut wie alle Eigenschaften, Merkmale und auch Schicksale teilen. Wie dieser Zweig der deutschen Kunst erst heute, da er im Aussterben begriffen zu sein scheint, die Aufmerksamkeit im höchsten Grade auf sich gelenkt hat, so erregen auch die eigentümlichen alten Bauerntrachten erst jetzt, da sie gleichfalls mit völligem Erlöschen drohen, allgemeine Aufmerksamkeit und Teilnahme. Wohl haben insbesondere Künstler sie auch früher, im achtzehnten Jahrhundert schon, beobachtet und dargestellt, — wie es scheint aus dem Grunde, weil damals die vordem auch von Ort zu Ort größere Verschiedenheiten zeigende städtische Tracht überall formenähnlicher wurde, der Gegensatz der noch ältere Formen fortpflanzenden Bauerntrachten zur städtischen also größer und auffälliger wurde, — aber ihre Darstellungen sind mehr Berichte über Kuriositäten. Es liegt in ihnen zumeist (es gibt Ausnahmen, z. B. gibt es einen Suhrschen Stich, der ein Hamburger Dienstmädchen in alter bäuerlicher Tracht lobend einem in gräzifizierende französische Tracht gekleideten gegenüberstellt) noch nicht der Gedanke, der heute meistens die immer mehr sich mehrenden Trachtendarstellungen beherrscht: Wie schade, wie bitter schade, daß diese Trachten aussterben! Und nun gar erst die Bauerntrachtendarstellungen der Renaissancezeit haben den Bauern zu allermeist nur als komische Person im Auge.

Ist die alte Bauerntracht ein Stück ländlicher Kunst, so gehört zur Kunstpflege auf dem Lande auch ihre Pflege.

Zweierlei Standpunkte sind es, die die Beschreiber und Kritiker der alten Bauerntrachten in dieser Hinsicht heute einnehmen — genau wie bei der Bauernkunst! Die einen sagen: es ist absolut undenkbar, daß diese Bauerntrachten zu halten sind, es ist vielmehr naturgemäß, daß sie aussterben. Die andern aber sagen: die schönen alten Bauerntrachten müssen erhalten bleiben! In der Wertschätzung der alten Trachten an sich sind sich beide Richtungen scheint's einig.

Was ist es, das unsere Wertschätzung, unsere Teilnahme an unsern alten Bauerntrachten erregt?

Einmal ist es gewiß die unabhängige Eigenart von Gegend zu Gegend, die uns unwillkürlich imponiert. Wir Städter sind gewöhnt, so im Banne der Mode zu stehen, daß jede

Abweichung, die eine kräftige Natur aus diesem oder jenem vernünftigen Grunde sich erlaubt, uns unwillkürlich Respekt einflößt, so die aus praktischen Gründen entstandenen Turner-, Radler- u. a. Kostüme, so die Versuche, wieder mehr Farbe in unsere bislang schwarz-weiße Männertracht zu bringen, so die Reformtrachtbewegung unserer Damen. Mehr und mehr tritt in der Stadt eine Neigung zutage, die Tyrannie Mode abzuschütteln und an ihre Stelle das Recht der eigenen Meinung zu setzen, das Recht, nach eigenem Nachdenken und Wohlgefallen über Praktischsein und Kleidsamkeit zu entscheiden. Unsere alten Bauertrachten zeigen uns dieses Recht in Wirksamkeit. Ist das Verhältnis auch nicht so, daß jedermann nach seinem Sondergeschmack ein ganz besonderes Kostüm sich erdacht hat, so geht die Individualität doch viel, viel weiter, als wir's in der Stadt gewöhnt sind, wir finden doch, daß eine einzelne kleine Landschaft ihren besonderen Eigengeschmack fast zur Schau trägt, wie das beispielsweise in den Elbmarschen der Fall ist, wo die einzelnen Gegenden in Frauentracht und Schmuck sich von A bis Z unterscheiden.

Zum zweiten ist es die charaktervolle Schönheit, die uns alle anzieht. Selbst die in bezug auf die Fortbestehungsmöglichkeit überzeugtesten Pessimisten geben zu, daß — abgesehen von einigen bizarren Beispielen — die meisten Trachten unseres Landvolkes von Geschmack zeugen, ja daß einzelne in Form und Farbe zu den schönsten Trachten gehören, die es überhaupt gibt. Alles ist sich darin einig, daß alle diese Trachten Bauern und Bäuerinnen besser kleiden, als die dem städtischen Modejournal nachgeäfften, alle unterschreiben wir die Worte Pfarrer Hansjakobs in seinem schönen Büchlein: Unsere Volkstrachten, daß der eleganteste Modehut sich nicht vergleichen kann mit der Zierlichkeit und Kleidsamkeit der Schwarzwälder Haube und dem „Heilig-Geist-Flügel“



Abb. 1. Kirchweihanz in Tegernsee (Anfang des 19. Jahrhunderts). Beispiel für die malerischen Reize der Volkstracht im Volksleben — man vergleiche damit einen Tanz in städtisch sein sollender Tracht!

(Aus F. Zells ausgezeichneter Zusammenstellung: Bauertrachten aus dem bayerischen Hochland. Verlag d. Verein. Kunstankalten A.-G., München.)

der Markgräflerinnen, daß ein Landmädchen in der Volkstracht aussieht wie eine Blume des Feldes, in der Modetracht wie eine Strohblume aus dem Laden einer Putzmacherin!

Zum dritten fällt uns die ausgesprochene Heimatlichkeit angenehm auf, die merkwürdige Harmonie, in welcher die alten Trachten zu der ganzen Art der Heimat stehen, zur Art der Bewohner in Abstammung, Charakter, Gestalt, Lebensart, Sitte, Sprache, Kunst, Haus, Wohnung, Hausfleiß, wie zur Art der heimatischen Natur in Klima, Landschaftsart, Bodenart, Stimmung, Pflanzenwuchs u. dgl. Das alles bildet ein harmonisches Bild, das wie ein wunderbar vollendetes Naturgebilde anmutet. Die alte Tracht hat Klasse! Sie ist deutsch und dabei wieder ausgesprochen niederländisch oder fränkisch oder bayerisch oder sie ist slawisch — und ebenso ausgesprochen Bauern-, Fischer-, Bergmannstracht, wie Ebenen-, oder Gebirgs- oder Meeresufertracht. Sowie wir aus einer solchen Gegend in eine andere kommen, wo die alte Tracht

erloschen ist (und damit ist immer auch die alte Hausbauweise und Kunst dahin), fühlen wir uns merkwürdig abgestoßen von der dort bestehenden Spaltung zwischen der Natur und den Menschen, die in Tracht, Hausbau usw. sich den Gegensatz dieser Natur, die Stadt, zum Muster genommen haben: wir fühlen, daß da etwas Kostliches verloren gegangen ist.

Zum vierten gefällt uns Städtern offenbar die meistens bei unsern alten Bauerntrachten zutage tretende, offen gezeigte Neigung zur Farbe. Das höhnisch gegen dieselbe gemünzte Sprichwort: „Rot und Blau ist Bauerntracht“ hat längst seinen höhnischen Charakter verloren — im Gegenteil, angesichts unserer eigenen Neigung zur Farbigeit klingt's daraus fast wie Reid.

Zum fünften spielt gewiß auch die Romantik etwas mit, das Historische zieht uns an, hier wie auch anderswo. Unsere alten, eigenartigen Bauerntrachten sind, wie alle Bauernkunst, wie alle Trachten, wie alle Kunst — abgesehen von der primitiven, ursprünglichsten Kunst alleinlebender Völker — ein Gemisch von Eigenem und Fremdem. Man hat wegworfend gesagt, sie seien nichts als stehengebliebene städtische Moden. Das mag bei einzelnen ganzen Trachten, wie bei einzelnen Kleidungsstücken eintreffen — für die Gesamtheit trifft es aber nicht zu. In welcher Stadt sollte z. B. das Vorbild der altstylten Frauentrachten zu finden gewesen sein? Die ponchoartige Koze der Tiroler Hirten, die Wettermäntel der Harzerin und anderer Gebirgsbewohner, die Holzschuhe Nordwestdeutschlands, die Beintracht der Gebirgler mit ihren fußlosen Wadenstrümpfen, dem bloßen Knie und den nagelbeschlagenen Schuhen, die Pappschuhe der Litauer, gehalten durch um den Unterschenkel geschnürte Riemen, ihre Kapuze — das sind offenbar eigene



Abb. 2. Trachten aus Peggries (Nartal). Beispiel für praktische Gebirgstracht.

(Aus F. Zell: Bauerntrachten aus dem bayerischen Hochland. Verlag der Verein. Kunstanstalten A.-G., München.)



Abb. 3. Alt-Sülter Mädchentracht (nach Originalskizzen im Flensburger Museum.) Beispiel für fast völliges Fehlen städtischer Einflüsse, insbesondere eigenartig und typisch die aus weißem Schafleder hergestellten Teile, z. B. die Ärmel, der Rock u. a.

Material nahe legte, wie die schafledernen Röcke der Alt-Sülterinnen, die Lodenstoffe der Tiroler, die gestrickten Häuben, Mützen, Westen überall, die Baßschuh der Litauer u. a.

Diese natürlichen Verhältnisse haben außerdem das aus der städtischen Mode Entnommene gezwungen, sich ihnen anzupassen, sei's in Stoffart, sei's in der Form, haben ferner die Bauern bestimmt, einzelne ältere Trachtenstücke, die besonders praktisch waren, beizubehalten, neuen Moden, die im Original diese Stücke verwarfen, zum Trotz. So haben sich die für die Feldarbeit sehr praktischen kurzen Röcke der Frauen in vielen Gegenden Deutschlands gehalten (Schwalm, Biedenkopf, Bierlande u. a.), ebenso die hohen Stiefel, die breitkrempigen Hüte der Männer überall, die kurzen und weiten, fürs Bergsteigen bequemen Hosen der Tiroler, die weiten Überhosen, die gestrickten Mützen der Rügener, alte bequeme Wamsformen, z. B. in Ridesbach in Baden, im Braunschweigischen, die praktischen blauen Kittel am Rhein, in Hessen, in Schwaben u. a.

Eigenes finden wir sodann in dem Sondergeschmack, der die eine Gegend zum Festhalten an dieser Modeart im ganzen oder einzelnen, die andere zum Festhalten an einer anderen bewog, oder der hier diese, dort jene Abänderung hervorrief. Hier ist dieses Kleidungsstück, dort jenes Hunderte

von der Notwendigkeit eingegebene Erfindungen. Und selbst wenn alles Stehengebliebene städtische Mode wäre — genaue Kopien städtischer Mode sind's sicherlich nicht, sondern deren Fortentwicklungen in eigenem Geschmack und damit genau so gut etwas Eigenes, wie z. B. unsere Stadtracht des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, die auf spanischem und französischem Vorbild beruht, oder wie die verschiedenen europäischen Renaissancestile, die auf italienischen Anregungen (wie diese wieder auf antiken) beruhen. So gut sie alle, die deutsche, die französische, die englische, die spanische Renaissance aus dieser Anregung durch Einschluß eigener Gedanken, durch Übersetzen in ihren Volkscharakter etwas Eigenes gemacht haben, so gut haben auch unsere deutschen Bauern aus den städtischen Anregungen etwas durchaus Eigenes gemacht. Auch sie haben Ureigenes, haben ältere Formen, die ihnen paßten, mit neuen städtischen Anregungen vereinigt, haben diese Anregungen in ihren Dialekt übersetzt, nach ihrem Geschmack abgeändert und entwickelt (s. Kreisshmar, Deutsche Volkstrachten).

Wir finden Eigenes, Ureigenes, wie eigene Fortentwicklungen fremder Gedanken, in Hülle und Fülle.

Zunächst ganze Trachten oder einzelne Stücke, die die Art der Heimat in Klima und Wetter, Bodenverhältnissen u. a. einfach-natürlich erzwingen, und von denen schon einige Beispiele genannt worden sind. Dazu solche, mit jenen sich oftmals berührend, die der Beruf mit sich brachte, wie der Südwestler, die Öljacke, die Seestiefel der Küstenbewohner, der Schurz des Bergmanns, die großen Kopftücher als Sonnenschutz bei der Feldarbeit überall. Dazu Stoffe und Kleidungsstücke, die das heimatische



Abb. 4. Bornehmes Mädchen aus der Krempfer Marich (Untereifel) in alter Tracht (nach Photographie im Museum zu Stückstadt). Beispiel für Rototoneinflüsse in der bäuerlichen Tracht.

von Jahren älter als die übrige Kleidung. Einmal finden wir mittelalterliche Reste, ein andermal Renaissance —, ein drittesmal Rokokoformen, ein viertesmal Biedermeierzeitformen festgehalten. Einmal Knappheit, ein andermal Weite des Schnittes, einmal ist Schlantheit das Ziel, ein andermal Fülle. In einer Gegend herrscht Vorliebe für Wenigfarbigkeit, in einer andern Papageienbuntheit — hier Farbenernst, ja Finsterteit, dort Lichtheit, Freudigkeit. Einmal ist aus einer und derselben offenbar zugrunde liegenden Mode diese Tracht geworden, ein andermal — vielleicht gar nicht weit vom Sitz der ersteren — eine auf den ersten Blick ganz andere.

Allerlei spielt bei diesem Sondergeschmack neben dem persönlichen Geschmack mit. Die Stammesart scheint hier und da noch mitzusprechen — wie käme es sonst zum



Abb. 5 u. 6. Mädchen von Sylt und Frau von der Insel Föhr. Ende des 18. Jahrhunderts. Beispiel für Aenderung einer Tracht unter dem Einfluß der Mode (die ältere Föhrer Tracht war der Sylter sehr ähnlich).

Beispiel, daß in Hamburgs nächster Nähe zwei kleine Völkchen, die Altländer und die Bierländer, in ihrer Tracht so völlig von der ihrer Nachbarn abweichen, wenn man nicht annähme, daß ihre andersartige Abstammung (die Altländer sind Nachkommen niederländischer Kolonisten, die Bierländer vermutlich aus holländischen Kolonisten und Niedersachsen gemischt, während ihre sämtlichen Nachbarn reine Niedersachsen sind) dabei mitspräche, — nicht etwa, daß ihre Kleidung so arg typisch holländisch wäre, ihre Einwanderung ist zu lange her! — aber ihr Stammesstolz scheint doch dem Verschmelzen mit den Nachbarn entgegengewirkt zu haben. Besonders zeigen das unter anderem die niederelbischen Schmucksachen. Sie sind in den Städten gefertigt, in Stade, Buxtehude, Bergedorf, auch wohl in Hamburg u. a. Diese Städte sind doch nicht so weit voneinander, daß in ihnen von vornherein bei den städtischen Goldschmieden ein so verschiedener Stil in den für das Land gearbeiteten Schmucksachen zu vermuten wäre, wie es der Fall ist. — Wohlverstanden! in den für die Stadt gefertigten sind keine solchen

Unterschiede vorhanden. — Aber der Geschmack des Goldschmieds war eben nicht das Ausschlaggebende, sondern der Stammesstolz der Käufer, der die verschiedenen Völkchen an ihrem bestimmten, von dem der Nachbarn abweichenden Schmuck festhalten ließ. Ja, selbst wenn, wie in Stade, ein und derselbe Goldschmied für zwei oder drei nicht stammverwandte Gegenden (für das von niederländischen Kolonisten bevölkerte Alte Land, das niederländische Rehdingen und die ebenfalls niederländische Geest) den Schmuck herstellte, war der doch verschieden; selbst wenn in einzelnen Stücken natürlich einmal Ähnlichkeit da war, waren doch auch stets deutlich unterscheidende Einzelheiten da. Am kleinsten Schmuckstück schon kann man genau bestimmen, welchem kleinen Ländchen es angehört! Es sind auch anderswo dergleichen Beobachtungen zu machen — die Wenden Sachsens und des Spreewaldes, die Litauer in Ostpreußen, auch die Altenburger, in denen slawisches Blut vorhanden sein soll, unterscheiden sich in ihrer alten Tracht recht sehr von ihren germanischen Nachbarn. Und auch unter den germanischen Stämmen sollen sich dergleichen Unterschiede finden, z. B. ist es doch auffällig, daß die niederländische Bevölkerung Niederhessens in ihrer Frauentracht der der stammverwandten Westfalen völlig ähnelt, dagegen völlig abweicht von der der benachbarten und politisch seit langem mit ihr vereinten Chatten. Ebenso steht die Frauentracht Schwäbisch-Bayerns verwandtschaftlich zu der schwäbischen Tracht Württembergs, hat aber gar keine Beziehungen zu der des übrigen Bayern. Ebenso, möchte man sagen, beweist allein die Ähnlichkeit der Kopftracht der Frauen die Stammesgleichheit der Elsäßer mit den Alemannen Badens.

Der in der Stammesart begründete Volkscharakter mit den Eindrücken, die Verhältnisse der Heimat, Geschichte, Religion u. a. ihm gegeben haben, prägt sich naturgemäß auch in der Tracht deutlich aus. Hier ernst und still, etwas melancholisch, ist er's auch in der Tracht, dort selbstbewußt, stolz, zum Trozen ein wenig neigend, sucht er auch in der Tracht seine Bedeutung zu offenbaren. Hier lebensfroh, alleweil lustig, etwas eitel, erzeugt er auch eine farbige, kokette, fröhliche, dort dagegen, phlegmatisch, stumpf, etwas grobdrähtig, eine einfache, plumpe Tracht.

Der Beruf — ob Ackerbauern, ob Gärtner, ob Bergleute, ob Fischer, Seelente, ob Handwerker, in Hausindustrie beschäftigt, den größten Teil der Bevölkerung bilden — dürfte auch nicht einflußlos geblieben sein, nicht nur in bezug auf den als Folge des Berufs vorhandenen Grad von Wohlhabenheit, sondern auch in bezug auf den Geschmack. Das Seemannische wird sich z. B. leicht ausprägen, eine Gärtnerbevölkerung wird leicht zur Farbigeit und Blumenliebhaberei in Stickerei u. a. neigen, ein armes Bergmannsvolk wird gerade nicht die reichste Tracht entwickeln.

Allerlei Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche spielen sodann auch eine Rolle, z. B. hat die Gewohnheit der Dorfschönen dieser und jener Gegenden, ihren Reichtum durch die Anzahl der übereinander gezogenen Röcke zu zeigen (Schwalm z. B.), oder die der Hefinnen der Breidenbacher Gegend, das gleiche durch die Zahl der Falten ihrer Strümpfe zu zeigen, ganz bestimmte Trachtentypen geformt (bei Männern kam so etwas ähnliches z. B. in Westfalen vor, da war die Zahl der übereinander getragenen Westen eine Art Reichtumsgradmesser). Die Gewohnheit der kurzen Röcke hat ebenda zu einer sonst nirgends vorkommenden dekorativen Ausbildung des Strumpfbandes geführt, dessen Enden, in Troddeln usw. auslaufend, ja in der Schwalm mit geschlagenen Metallplättchen behängt, weit herunterhängen. Besonders stark ist der Einfluß von Sitten u. dgl. natürlich auf allerlei Trachten für besondere Gelegenheiten, Feste, Trauer u. dgl.

Das Sichverlieben in ein bestimmtes Trachtstück hat vielfach weiter bestimmend auf die selbständige Entwicklung der Sondertracht gewirkt; es wurde, scheint's, darum aller andern Mode zum Troz beibehalten, ja bestimmte die Form neu hinzukommender Kleidungsstücke. So findet sich im Vochtal in Tirol eine merkwürdige Frauenjacke, deren Unterkante so weit oben liegt, daß z. B. auf dem Rücken die ganze Höhe nur 15 cm beträgt — sie ist so gestaltet, damit die reiche, kostbare Gold- und Silberstickerei des Nieders auf dem Rücken — die offenbar älteren Datums ist — nur ja sichtbar bleibt. Ein Beispiel aus der Männerwelt ist die Zipfelmütze einzelner süddeutscher Bauern, in die sie sozusagen so verliebt sind, daß sie dieselbe selbst unter dem Hut noch aufbehalten.

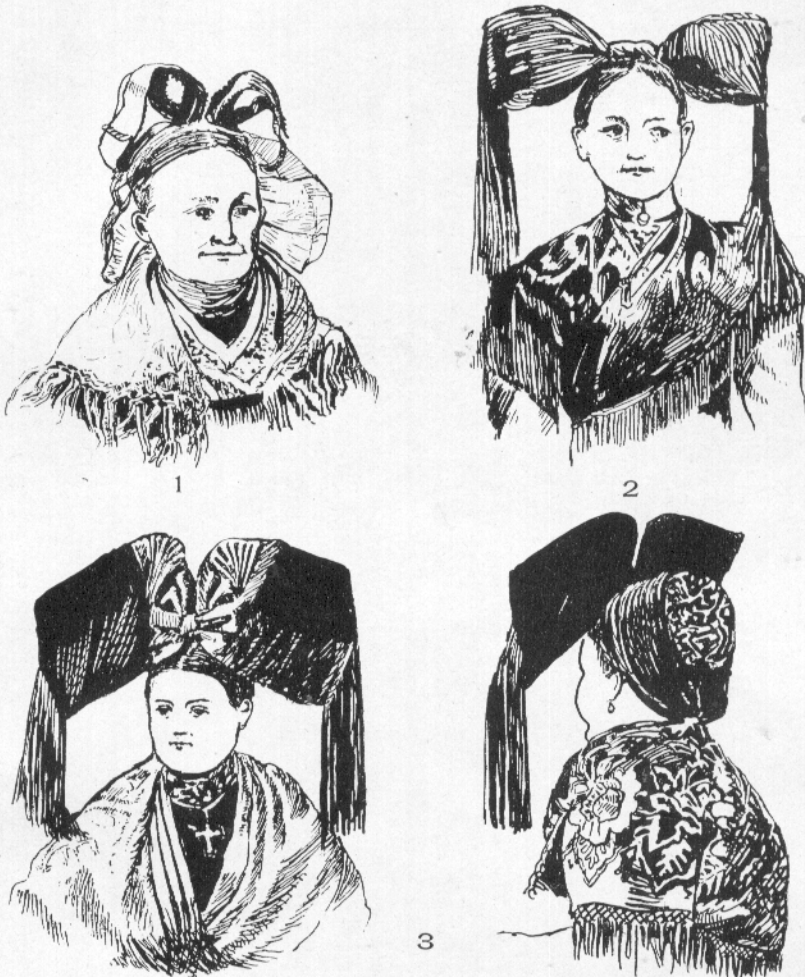


Abb. 7. Beispiel für verschiedene Ausgestaltung eines Motivs in der Tracht verschiedener Gegenden eines und desselben Landes (Baden). Kopfschleife 1. aus dem Ried; 2. aus dem Markgräflerland; 3. aus dem Kinzigtal.

(Nach Photographie, mitgeteilt von Prof. W. Hasemann-Gutach.)

Die gleiche Vorliebe spielt offenbar eine Rolle in der dominierenden Vorzugsausstattung der riesigbreiten Tiroler Gürtel mit ihrem Zinnägelbeschlag oder Pfauenfederstickerei und der ebenfalls übermäßig großen und den Eindruck der Tracht zum guten Teil mitbestimmenden ledernen, buntverzierten oder kräftig buntfarbig vom Hemd oder Wams abstechenden Hosenträger Tirols oder anderer süddeutschen Gegenden. Auch Vorliebe für bestimmte Stoffe bestimmt die Tracht, ein Beispiel ist die Verwendung leichter Mullstoffe seitens der Lothringerin in Haube und Schultertuch; Vorliebe für stark geblünte, karierte oder andere Stoffe findet sich ebenfalls.

Eine bestimmte Liebhaberei für eine Farbe, die man als Nationalfarbe bezeichnen kann, scheint auch bisweilen mit beigetragen zu haben, Sondergeschmack zu entwickeln. In einer Gegend finden wir z. B. eine stark ausgesprochene Vorliebe für Rot, z. B. in der Schaumburger Frauentracht und in Westfalen (die rote Erde!), in anderen für Schwarz, z. B. in Gutach (Schwarzwald), in Schwenningen (Württemberg) oder für Grün (in der Männertracht Steiermarks); auch bestimmte Zweifarbigkeit, z. B. weiß-rot in Westfalen und anderen niederländischen Männertrachten (vgl. das weiße Sachsenroß auf rotem Grunde im hannoverschen Wappen!), und Dreifarbigkeit lassen sich beobachten.

Sohnrey, Kunst auf dem Lande.



Abb. 8. Mädchentracht aus Ebersgöns bei Wehlar.
Nach Photographie von Rich. Jörn in Hofheim am Taunus.

Die Konfession spricht ebenfalls im Geschmack mit. Protestanten und Katholiken ein und derselben Gegend unterscheiden sich in der alten Bauerntracht. Meist tragen sich die letzteren farbiger, auch altertümlicher in der Form.

Daß die in der Natur der Heimat begründete wirtschaftliche Lage einer Bauernbevölkerung nicht ohne Einfluß ist, liegt auf der Hand. Eine reiche Gegend mit Bewohnern, die stolz auf ihren Stand sind, wird in der Mehrzahl der Fälle eine üppigere Tracht entwickeln als eine arme. Es kann freilich auch der Fall stattfinden, daß gerade eine solche stolze Bevölkerung danach strebt, es der Stadt gleich zu tun, und infolgedessen gerade im Gegenteil ihre eigene Tracht völlig aufgibt. Andererseits kann auch eine ärmere Bevölkerung mit leichtblütigem, lebenslustigem Charakter, mit regem Kunstsinne, sehr wohl einmal eine recht reiche Tracht entwickeln.

Es ist klar, daß auch die Lage einer Gegend dazu beitrug, die Art und Weise sowohl der städtischen Einflüsse selbst, als auch die ihrer Fortbildung verschieden zu gestalten. Ob diese oder jene Stadt, eine reiche und große, Moden bestimmende, wie Nürnberg, Augsburg oder Hamburg in der Nähe lag (eine Augsburger, eine Nürnberger, eine Hamburger, eine Baseler Patrizierin waren in früherer Zeit, bis ins Rokoko hinein sehr wohl voneinander in der Tracht verschieden), oder nur eine unbedeutende Landstadt, das mußte offenbar verschieden starken Einfluß ergeben. Ob eine Gegend weltabgelegen lag oder an einer großen Heerstraße, dergleichen. Auch die politischen Ver-



Abb. 9. Gutacherin (Schwarzwald).
Studie von Prof. W. Hasemann (Gutach).



Abb. 10. Mädchen aus Lehengericht (Schwarzwald). (Nach Aquarell von Prof. Hasemann-Gutach.)

hältnisse haben eingewirkt; gehörte ein Dorf politisch zu einer großen Stadt, kam es also häufiger in Verkehr mit ihr, so war es ihrem Modeeinfluß offenbar weit mehr ausgesetzt, als es anders der Fall gewesen sein würde. Geht es doch so weit, daß bisweilen die Bewohner eines bestimmten kleinen politischen Gebildes, z. B. der Grafschaft Battenberg in Hessen, sich bestimmt von ihren Nachbarn trachtlich unterscheiden — möglicherweise infolge Einwirkens der Herrschaft durch Kleiderverordnungen u. dgl. Auch der Umstand, ob sich's um freie Bauern oder Hörige handelt, Bauern mit eigener stolzer Geschichte oder nicht, mag Einfluß ausgeübt haben. Ebenso der verschiedene Zeitpunkt, in welchem verschiedene Gegenden zu besonderer Wohlhabenheit während längerer Friedenszeit gelangten, das eine Mal sehen wir ältere, das andere Mal jüngere Formen tonbeherrschend.

Einigen Einfluß meint man auch dem ästhetischen Charakter der heimatischen Natur, den Linien, der Stimmung ihrer Landschaft zuschreiben zu können, aber er wird schwer festzustellen sein. Ist es auch denkbar, daß eine reiche, sozusagen farbige Gegend in den Bewohnern Lust zur Farbe erzieht, so ist es andererseits aber wenigstens doch denkbar, daß gerade der Gegensatz in kahler Gegend zur Farbenfreude in der Tracht anreizt — meistens wird ersteres allerdings wohl der

Fall sein, weil in solchen Gegenden auch Wohlhabenheit, Genußfreude eher zu Hause sein werden.

Wir haben uns vorzustellen versucht, wie, unter welchen Einwirkungen unsere Bauerntrachten entstanden, sehen wir sie nun daraufhin an, wie sie sind.

Wie schon gesagt, im großen und ganzen können wir stolz sein auf unsere Bauerntrachten, sie stehen in Schönheit wie in bestimmter Rationalität keiner anderen Volkstracht, sei sie slawisch oder italienisch oder nordisch, nach. Die paar slawischen Trachten der Spreewälder, Litauer u. a. ausgenommen, tragen sie ihr Deutschtum deutlich an der Stirn geschrieben. Schon ihre so außerordentlich große Verschiedenheit ist eins der besten Beispiele für den deutschen Individualismus — deutsches Gemüt, deutsche Biederkeit, deutscher Herzenshumor lugen überall daraus hervor, einerlei welche der verschiedenen Typen wir ins Auge fassen.

Schönheit aller Art finden wir.

Ernste Schönheit in eigenartig monumentaler Aussprache zeigt zum Beispiel, um Frauen- und Mädchentrachten, wie sich's gebührt, voranzustellen, die Dannstädter (Provinz Sachsen) Tracht in ihrer tiefsten Farbe; besonders geschmackvoll und charaktergebend ist die höchst wirksame schwarze, langgebänderte Bänderhaube. In eigenartiger Weise vereint



Abb. 11. Thüringerin aus der Gegend des Inielbergs. (Nach Skizze von Prof. Hasemann-Gutach.)

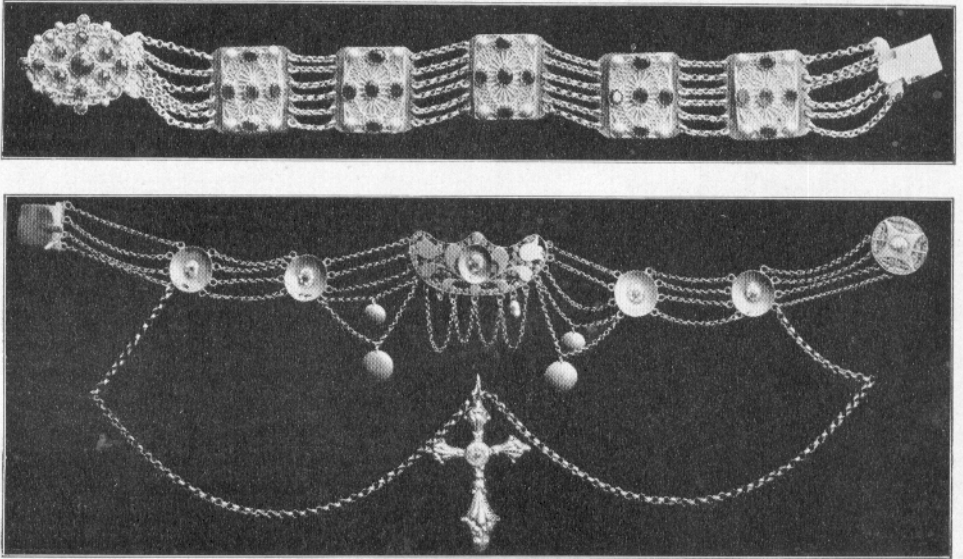


Abb. 12. Bauernschmuck aus Westfalen.
(Aus dem Westfälischen Trachtenbuch von Prof. Dr. Jostes.)

anmutige Zierlichkeit mit Farbenernst die Schwemninger Mädchentracht, Schwarz die Hauptfarbe mit fein dagegegensetztem Weiß in Ärmeln und Nieder; auch die Borarlberger Tracht zeigt einen durch ein wenig Farbe gemilderten Ernst. Vornehm ernst ist auch die Propsteier Tracht — außerordentlich wirkungsvoll macht sich im Schwarz-Weiß des Ganzen die rote obere Sammethälfte des züchtig langen, großfaltigen Rockes. Stillfreundlichen Ernst zeigt die Wykerin, in deren dunkle Farbenstimmung das buntblumige Busentuch und die eigenartige, einem Turban ähnliche Kopfbedeckung etwas Farbe bringen. Ähnlich ist auch die Wirkung der Mönchguter Tracht.

Die meisten Frauentrachten sind wohl als freundlich-anmutig zu bezeichnen, so die altrageburgische mit dem reizvollen Gegensatz eines goldigleuchtenden Nidders, ebensolchen Mützchens u. a., sowie langer weißer Ärmel u. a. gegen den dunklen Ernst der übrigen — so die Altländer Tracht, besonders charakteristisch durch reiches Nieder, den zu den allerschönsten Typen zu zählenden Silberfiligranschmuck und eigenartige, langbebänderte Mützenform. Bei beiden ist noch eine Hinnneigung zum Ernst vorhanden, bei andern neigt die Anmut aber mehr zur Fröhlichkeit, so in der lustig buntfarbenen Tracht der fränkischen Schweiz, in der Elsäßer Tracht mit ihrer Liebe zu groß- und buntgeblühten Halstüchern, Schürzen und mit der lustigen riesigen Schleifenhaube, so in Schwarzwälder Trachten, in der Schapbacher z. B. mit den fröhlichen Farbengegenständen, worin Rot eine große Rolle spielt, in der von St. Georgen und Gutach, die trotz des Vorwiegens dunkler Farben durch Schnitt, rote Niederverschmürung und den originellen Strohhut mit den roten oder schwarzen Rosetten etwas Fröhliches erhält. Recht fröhlich-anmutig sind auch die Trachten der Spreewälderinnen mit der mächtigen Haube, sowie der Litauerinnen u. a. m.

Als geradezu lustig kann man mehrere heffische Trachten bezeichnen, so die Breidenbacher mit ihrem drolligen Häubchen, der lustigen Verschmürung über der Brust, den kurzen Röcken und lustigen Strumpfbändern, sowie insbesondere noch die Schwälmer, die trotz dunkler Farbe durch Schnitt, Besatz, Mützchen etwas Drolliges bekommt.

Bei einzelnen Frauen- und Mädchentrachten steigert sich die Anmut aufs höchste, so in der Besinger Tracht (Württemberg), wo reizvollster Schnitt, zierliche Einzelheiten und liebliche Farbenfeinheit glücklichst vereint sind, so in der Schliersee (Bayern)

mit ihrem lustigen Hut, dem prächtigen silbernen Busenschmuck, in der Sarntaler (Tirol) u. a.

In Norddeutschland finden wir statt Anmut bisweilen einen etwas schwerfälligen, aber trotzdem höchst reizvollen Pomp, so im Bückeburgischen, wo die feuerroten Röcke mit der lustig mit Plitter und Goldperlen besetzten Schürze, die eigenartige Duze mit den Niesenschleifen, die kurzärmeligen Jacken, die merkwürdigen perlenbesetzten Ärmel, die die Unterärmel bekleiden u. a. sich zu eigenartigem Gesamteindruck vereinen. Auch im Braunschweigischen und in Westfalen finden wir ähnliche schwere Wirkung. In der alten Ostfeldler (Schleswig) Tracht ist der Eindruck weniger pomphaft, als vielmehr altertümlich-monumental, der schwerfällige Schnitt des Kostüms, das merkwürdige Kopftuch, die weiten, schweren Ärmel mit ihren dekorativ höchst wirksamen Aufschlägen, die Brustverschmürung mit den großen Agraffen u. a. m. lassen kaum eine andere Bezeichnung zu. Auch die Bierländer Tracht hat etwas Schwerfälliges in Schnitt, Kopfbedeckung u. a., das allerdings durch zierliche Einzelheiten, insbesondere schönen Schmuck und sanfte Farben völlig ins Anmutige gehoben wird.

Einige Frauentrachten haben wir allerdings auch, die wir nicht gerade als übermäßig schön bezeichnen können, sei's, daß sie einen uns merkwürdig abstoßenden Schnitt haben, sei's, daß sie in häßlicher Weise Polsterungen anwenden, sei's, daß eine unschöne Kopfbedeckung sie verunziert. Dazu gehören die Altenburger mit ihrem merkwürdig überturgen engen Rock und der häßlichen Verunstaltung des Oberkörpers vorn durch den steifen, unnatürlich hohen, die Trägerin sogar am Sprechen etwas hindernenden Laß, hinten durch die gesteiften und so hart vom Körper abstehenden langen Enden der Kopfbedeckung u. a., ebenso die Dachauer mit ihrer unschönen hohen Taille und den unförmlichen Glockenröcken, alles dazu noch überbunt, ebenso die Weizacker (Pommern), der Dachauer gewissermaßen im „Schönheitsideal“ ähnlich, barock zugeschnitten und überladen. Die Pechtalerinnen (Schwarzwald) entstellt der häßliche gelbe, zylinderförmige Strohhut.

Bei den Männertrachten finden wir ebenfalls alle Abstufungen zwischen



Abb. 13. Allgäuer Bauer.

(Aus F. Zell, Volkstanz in Allgäu. Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G., München. Ausgezeichnete Monographie über die gesamte volkstümliche Kunst einer Gegend, die deutlich den inneren Zusammenhang der Tracht und der anderen Kunstzweige zeigt.)

Ernst, Freundlichkeit und Schönheit, aber auch ebenso vereinzelt barocke Wirkung. Schön sind ohne Frage viele deutsche Gebirgsstrachten, z. B. die steirische, die oberbayerische, Zillertaler u. a. mit dem schmucken Hut, der kurzen Zoppe, dem breiten dekorativen Hosenträger und Gürtel und der ihr Praktischsein auf den ersten Blick verrathenden Beintracht. Farblich anmutend ist die Staatstracht des Sarntalers mit der roten Jacke und dem riesigen grünen Hut. Anmutig ist auch die Tracht der Schwälmer Burschen, weiße Kniehosen, rote Weste, blaue bestickte Überweste und Jacke, Pelzmütze, lustiges Halstuch; auch die Bezinger Burschentracht mit der bestickten weißen Hose, der nachlässig offenen roten Weste, dem langen weißen Rock u. a. ist da zu nennen. Ernst sind unter anderem die altertümliche Riebsbacher (Baden) Tracht, schwäbische, Tiroler, die Rügener, Altenburger. Besonders unter den Trachten der älteren Männer finden wir oft eine gewisse ernstfeierliche Monumentalität, so in der der Schwälmer mit dem langschößigen Rock, dem riesigen Hut, ähnlich in Franken u. a. Im Bückeburgischen ist die Tracht der Männer durch Weiß-Rotfarbigkeit bei einfach-ernstem Schnitt monumental und farbenschön zugleich.

Barocke Gestalten sehen wir bei den Männern durch zu hohe Taille, wie bei den Dachauerinnen, erzeugt, so in Deutsch-Böhmen und Altenburg, wo die Pumphosen, um die hohe Taille extra zu betonen, dazu noch sehr weit geschnitten sind. Oder wir werden abgestoßen durch Überladenheit, wie im Weiskader, oder komisch wirkenden Schnitt z. B. der Röcke, deren Rückenstück dem Hals bedenklich nahe gerückt ist, oder der Überweste, die, um die darunter getragenen Westen sehen zu lassen, so schmal zugeschnitten ist, daß sie wie eingeschrumpft erscheint (Weißfalten).

Gehen wir ins einzelne, so finden wir auch da viel Schönheit, in der Gesamtform der Kopfbedeckungen, des Nieders, des Kollers, der Schuhe u. a., wie in der Auszierung der einzelnen Kleidungsstücke mit Stickereien in Seide, Metall, Perlen u. a.

Besonders Kopfbedeckungen und Brustbekleidung mit Nieder, Verschnürung usw. sind Prunkstücke, in denen der Geschmack reizvolle Typen gefunden hat. Es seien die reizvolle, weiße, zierliche Mütze der Schlesierin mit ihren Bändern oder Kragen, die der Lothringerin aus leichtem Mull, die schwarze Haube der Schwarzwälderin, die vielerlei netten Mützenformen der Hessinnen, die stattliche Haube der Dannstädterin mit den schweren, breiten und langen schwarzen Bändern, die Hütchen der Gutacherinnen, die koketten Kopfschleifen der Markgräflerinnen (Baden), die Kopftücher der Mädchen in der fränkischen Schweiz hervorgehoben. Ebenso die Nieder der Vierländerinnen mit ihren köstlichen Stickereien, die der Brechtalerin, Schlierseerin, die der Schwarzwälderinnen u. a. m.

Schmucke Armtracht mit verschiedenster Benutzung des weißen Hemdärmels, schöne Röcke, bisweilen anmutig durch einen einfachen breiten oder schmalen Randbesatz oder einen etwas unter der Mitte um den Rock herumlaufenden dünnen Streifen (Vorarlberg) verziert, schön gezierte Strümpfe mit feinen Stickereien oder Stridereien, schöne Schürzen mit köstlicher Stickerei, schöne Schuhformen usw. finden wir auch vielfach. Auch in der Männertracht ist's so, da finden wir schöne Hut- und Mützenformen, schöne Stickereien an einzelnen Teilen der Tracht, schöne Gürtel, Prunkhosenträger u. a.



Abb. 14. Brautjungfer aus dem Brechtal (Baden). (Nach Photographie, mitgeteilt von Prof. Safemann.)

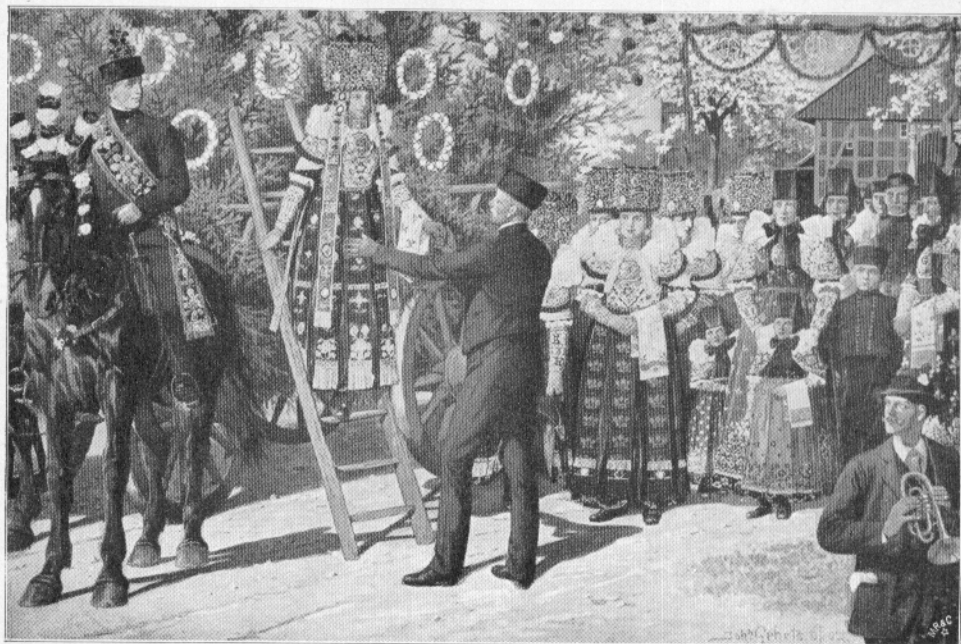


Abb. 15. Ein Freienhäger Hochzeitstag.
(Aquarell von Johannes Gehrts aus dem „Westfälischen Trachtenbuch“ von Prof. Dr. Jostes.)

Manche Einzelheiten sind an sich nicht just besonders schön geformt oder geziert, aber im Zusammenhang mit der übrigen Kleidung wirken sie doch recht gut. Es kommt aber auch vor, daß eine einzelne barocke Sache das sonst nicht üble Kostüm vollständig entstellt, wie die gelben Strohzylinderhüte der Brechtalerinnen, die dicken Strümpfe der Pustertalerinnen u. a.

Ausgezeichnete Formen finden wir insbesondere noch im Schmuck, der auch bei den Männern in silbernen Jacken- und Westenknöpfen, Hut-, Schuhschnallen u. a. reichlich vorhanden war. In verschiedener Technik, Filigran insbesondere, sind da von kleinstädtischen Goldschmieden in Unterordnung unter Geschmack und Sitte des Landes Ringe, Spangen, Schließen, Schnallen, Knöpfe, Halsketten, Brustketten, Brustgehänge, Nadeln, Rockhalter, Kämme, Ohrringe, Kopzierden, Hut schmuck, Riechbüchsen u. a. m. geschaffen worden, die zu den reizvollsten Erzeugnissen nicht nur der deutschen Goldschmiedekunst zählen. Köstliche Formen, reizende Details, geschmackvollste Verwendungsart, einerlei ob sich's um einfache oder reiche, ja überreiche Gestaltungen handelt, interessante Verschiedenheiten und Ähnlichkeiten von Gegend zu Gegend, machen ihr Studium zu einem außerordentlich anziehenden. Zu den allertöftlichsten Gebilden gehören der Altländer Schmuck, insbesondere die herzförmige Brustspange, die Halskette aus Filigrankugeln u. a., einzelne Schmuckstücke der Wiltstermarsch, der Bierlande, der prächtige Brustschmuck der Föhreinnen, verschiedene ostfriesische Schmuckstücke, Ohrringe, Gehänge u. dgl., dann aber auch jüddeutsche, schwäbische, bayerische, ganz insbesondere auch Schweizer Schmuckstücke, z. B. das wunderschöne Brustgehänge der Untervalsnerin. Meist ist Zierlichkeit das erstrebte Ziel, aber auch Monumentalität kommt vor, so in den mächtigen silbernen Döppfen, eierförmigen Aufsätzen auf dem Huiß, der alten Kopfbedeckung der Sytlerinnen, in den verschiedentlich unter anderem als Trauerschmuck vorkommenden Halsketten aus mächtigen Bernsteinkugeln, den dicken Halsschließen der Dachauerinnen, auch die oft überreiche Verwendung dicht gesetzter silberner Knöpfe in der Männertracht hat etwas Monumentales. (S. H. Mielke, Bauernschmuck i. d. Mitt. d. Mus. deutscher Volks-trachten, Berlin.)



Abb. 16 u. 17. Frau und Mädchen aus Ostenfeld bei Husum (Schleswig) in alter Feiertagstracht. Beispiel für das Aussprechen des Standes in der Tracht.

Zwischen der Arbeitstracht und der Festtracht finden meistens ziemliche Unterschiede statt, erstere ist dem Körper und der Arbeitsart natürlich stets weit mehr angepaßt, als die Festtracht. Barocke Formen, aus sozusagen schief geleitetem Schönheitsdrang, der beim Bauern vielfach sich berührt mit dem Streben, seinen Reichtum den armen Schludern seines Dorfes oder dieser oder jener Gegend, mit der er seit unvordenklichen Zeiten verfeindet ist, zu zeigen, finden wir fast stets nur in der Festtracht.

Eine der reizvollsten Eigenheiten der alten deutschen Bauerntracht ist die Art und Weise, wie sie die verschiedenen Zeiten, Feste und Ereignisse des Jahres begleitet. Da ist neben der gewöhnlichen Arbeits- und Hausstracht zunächst die wochentägliche Ausgehtracht, manchmal noch wieder verschieden, je nachdem man nur einen Gang in die nächste Nachbarschaft macht, oder ob man ein wenig weiter, etwa in ein Nachbardorf geht; in letzterem Falle heißt's schon ein bißel auf sich halten! Es kommt die gewöhnliche Sonntagstracht, die aber auch nicht alle Sonntage gleich ist, schon aus Abwechslungslust wird hier und da an zwei aufeinander folgenden Sonntagen wenigstens das Mieder gewechselt, wie mir einmal eine alte Vierländerin, der gegenüber ich die absolute Notwendigkeit ihrer etwa 53 verschiedenen Brustläge bezweifelte, klar machte. Die Sonntags-Kirchtracht ist wiederum etwas anderes, als die Sonntags-Haus- oder -Ausgehtracht. Insbesondere wieder verschieden ist die Sonntags-Kirchtracht zu gewissen Zeiten des kirchlichen Jahres, z. B. zur Adventszeit. Es folgen die kirchlichen Feste, für die je nach der Stimmung desselben — ob Trauer-, ob Freudentag — auch die Stimmung der Tracht wechselt. Es folgen die bürgerlichen Feste, insbesondere Hochzeit und Kindtaufe. Da bestehen für Brautpaar, wie für Brautjungfern und -Führer, wie für Hochzeitsgäste wieder allerlei Vorschriften. Die Brauttracht ist zwar stets gedacht als Höhepunkt der trachtlichen Schönheit, sie ist es indes nicht immer tatsächlich. Es gibt der Brautkrönen oder anderer

Hinzufügungen zwar schöne genug, es gibt aber auch andere, die einem ein Kopfschütteln erregen. Beispiele der ersteren Art finden wir in Borsarlberg, im Schwarzwald u. a., für die letztere gibt die Schwalm mit ihren „gebretterten“ Bräuten ein drastisches Beispiel. Die Tracht der Braut vor der Hochzeit, beim Gang zum Abendmahl, die Tracht während der kirchlichen Trauung, die im Hochzeitshause bei Schmaus und Tanz sind verschieden. Die Brautjungfern und -Führer haben besondere Trachten; die andern Hochzeitsbesucher tragen die farbenfreudigste Tracht, die sie haben. Wieder andere Trachtenstimmung erfordert die Trauer. Tiefe Trauer, Halbtrauer und ausklingende Trauer haben ihre besonderen Ausdrucksformen, ja sogar der Umstand, ob es sich um eine sehr nahe stehende Person oder um eine fernerstehende handelt, ist von Bedeutung. Selbst schwierigen Fällen, z. B. wenn es sich um Teilnahme an einer Hochzeit in einer Zeit handelt, wo man eigentlich noch in Halbtrauer oder Vierteltrauer um diese oder jene Persönlichkeit handelt, weiß das bäuerliche Taktgefühl gerecht zu werden.

Nicht überall ist man gleich feinfühlig darin, hat man so viel Ausdrucksmittel gefunden oder für nötig gehalten. Nicht überall ist man auch gleichartig in der Trauerfarbenwahl. Wohl sind Schwarz, Violett, Dunkelblau bevorzugte Trauerfarben, aber auch Weiß kommt bei den Wendinnen als solche vor, weiß-blau bei den Mädchen des Breidenbacher Grundes in Kurhessen.

Auch die verschiedenen Altersstufen und Ständestufen prägen sich überall in der Tracht aus. Ob ledig, ob verheiratet, ob jung, ob im kräftigsten Alter, ob Greis oder Matrone — meistens entsprechen bestimmte Unterschiede der Tracht diesen Verschiedenheiten, sowohl in der Farbigkeit (Verheiratete tragen sich gewöhnlich dunkler), als auch im Verwenden bestimmter Kleidungsstücke. Die Kindertracht ist vielfach eine lustige Kopie der Tracht der Erwachsenen, und steht den drallen, kleinen Mädeln und den kräftigen Jungen meistens vortrefflich.

Unsere alte Bauertracht ist natürlich nicht immer so gewesen, wie wir sie zuletzt kennen gelernt haben, sie hat sich ebenso wie die städtische Tracht von Zeit zu Zeit ver-



Abb. 18 u. 19. Gefäßliche Kinder- und Frauentracht. Beispiel für Wiederholung der letzteren in der ersteren.

ändert, bisweilen sogar stark verändert, bis in die letzten Zeiten hinein. Durchaus nicht immer parallel zur Entwicklung der städtischen Tracht — das ist auch ein bemerkenswertes Zeugnis für die Eigenart der Bauentracht —, auch Trachtenänderungen, die der städtischen gerade entgegengesetzt sind, sind bisweilen noch zu guter Letzt geschehen. Meist sind es Formen des achtzehnten Jahrhunderts, die in unserer Bauentracht auf uns gekommen sind, aber auch solche früherer Zeitalter kommen bei einzelnen Stücken verschiedentlich vor, z. B. im Huiß der Sylterinnen, in dem Wams vieler Gegenden und anderem, dazu gesellen sich altertümliche Stoffe oder Stoffbearbeitungen, z. B. in den ledernen Kleidungsstücken.

In vielen Gegenden, wo man seine eigene Tracht aufgegeben hat, hat man — meistens die Frauenwelt — doch dies oder das Lieblingsstück daraus beibehalten; meistens ist es die Kopfbedeckung, sei es, daß sie für die Feldarbeit besonders praktisch ist, sei es, daß mit ihr allerlei Verhältnisse und Stimmungen ausgedrückt werden konnten, die die rein städtische Tracht nicht auszudrücken vermochte. Eine arme Bäuerin kann heute im Schnitt und oberflächlichen Aussehen genau dasselbe Gewand von der Stadt beziehen, wie die reichste ihres Dorfes — sie kann aber nicht die prunkvolle, teure, aus kostbarem Stoff gemachte Haube mit den langen Bändern bezahlen, die also als Standesmerkmal weiter nützliche Dienste leisten kann! Den verschiedenen feststehenden Stimmungen der bürgerlichen und kirchlichen Feste, sowie der Trauer, kann die städtische Mode auch



Abb. 20. Kinder aus dem Kreis Biedenkopf, Kurhessen.
Nach Photographie von Rich. Jörn in Gosheim am Taunus.

nicht so gerecht werden, wie die alte Tracht — behält man das charakteristische Hauptstück aber bei, so geht es doch noch zu ermöglichen. Für Gegenden, die in der Nähe einer Großstadt liegen und deren Gemüselieferanten sind, mag bisweilen auch die geschäftlich praktische Seite der Beibehaltung eines charakteristischen Teils der alten Tracht das Wort reden, sie garantiert die Echtheit der gelieferten Ware wie eine Schutzmarke.

Es ist heute überall die höchste Zeit geworden, die alte Tracht wenigstens in Sammlungen oder in Schrift und Bild festzuhalten. Es geschieht ja auch gottlob, und der Erfolg ist ein recht großer. Die Teilnahme des Publikums für unsere Bauernhausmuseen, unsere Bauernstuben und Trachten darin ist erfreulich groß und steigt immer mehr, und ebenso steigt

das Interesse an Vereinen und Werken, welche sich mit diesem Thema befassen.

Aber immer und immer wieder muß man es jedem, der es kann, zur Pflicht machen, über die alte Tracht so viel Notizen zu sammeln, wie nur möglich, zu photographieren, zu zeichnen oder eventuell für Aufbewahrung in einem Museum, am liebsten im Dorfmuseum oder dem einer benachbarten Stadt Sorge zu tragen. Alle Nachrichten darüber sind wertvoll, Einzelheiten über Herstellungsart, über Material, über Veränderungen, über Symbolik, über Sitten und Gebräuche, die bestimmte Trachten forderten, über Benennungen, alle sind willkommen, sie mögen noch so bedeutungslos erscheinen.

Das wäre schon ein Stück Kunstpflege auf dem Lande, wie steht's nun aber mit der alten Tracht selbst, mit der Möglichkeit ihrer Pflege, ihrer Erhaltung?

Was heißt: Erhaltung unserer typischen alten Bauerntracht? Offenbar doch nur: Entwicklung der guten Eigenschaften der alten oder doch gleich guter in der lebendigen Zeittracht — wie das die alte Tracht ja gegenüber ihren Vorgängern auch getan hat — nicht etwa aber eine Versteinering der auf uns gekommenen letzten Form der alten Tracht von A bis B. Nur was lebt, ist zu erhalten, nur was sich entwickelt, lebt!

Sprechen wir gar nicht von der Unmöglichkeit, alte unschöne oder unpraktische alte Trachten zu konservieren, von der Unmöglichkeit, diesen oder jenen Stoff, diesen Schmuck zu beschaffen, die Frauen wieder zum Weben und Sticken in solchem Grade wie früher anzuregen, von der Teuerkeit der alten Tracht — stellen wir uns auf ganz vorurteilsfreien Standpunkt.

Was steht der Entwicklung einer schönen, eigenartigen, der alten gleichwertigen und geistverwandten Bauerntracht heute entgegen — erstens einer schönen, zweitens einer eigenartigen, drittens einer der alten verwandten, denn das sind dreierlei Sachen.

Gesetzt den schlimmsten Fall: der Bauer gibt alle Erinnerung an die alte Tracht auf und kleidet sich ganz städtisch. Nun, unsere städtische Tracht bringt zwar allerlei Börrichtes, aber sie hat namentlich in letzter Zeit auch allerlei Gutes gebracht, denken wir nur an unsere Handwerker-, Reise-, an einige Sporttrachten, an einzelne Standes-trachten, wie den Talar der Richter, an einzelne Uniformen, z. B. die der südafrikanischen Schutztruppe, denken wir an die Reformtracht unserer Damen, ihre Reisetracht, Strandtracht, ja auch unter den Haus- und Gesellschaftstrachten, die nicht völlig „Reform“ sind, finden sich gute Gedanken. Überall zeigt sich ein Bestreben, eine individuelle, natürliche, praktische, einfache, dabei farbige Tracht zu entwickeln. Nun braucht man doch nicht anzunehmen, daß der Bauer just die schlechteren Stadttrachten zum Vorbild nimmt — nimmt er die tatsächlich guten, nun, so kann er doch eine ansehbare, vielleicht gar eine schöne Tracht haben, auch wenn er sich ganz städtisch kleidet.



Abb. 21. Frierländerin im Kostüm des beginnenden 19. Jahrhunderts, heut sind die Kopfschleifen weit größer, die Röcke weiter und glockenförmiger.

Aber damit haben wir noch keine eigenartige Tracht, wie die alte eine war.

Der Bauer will als ein Städter erscheinen. Wir Städter haben die Hauptschuld, wir haben ihn lange genug über die Achsel angesehen, ihn und seine Tracht verlacht — wir haben also gar kein Recht, ihm übel zu nehmen, daß er uns als Vorbild nimmt. Das hat er aber, wenn die Bauertrachten, wie man behauptet, nur Kopien alter städtischer sind, ja früher auch getan, und doch ist seine Tracht eigenartig gewesen. Warum kann sie das heute nicht sein?

Er kennt die städtische Tracht heute genauer, er kommt mehr in die Stadt, und die Städter kommen mehr zu ihm. Aha! — merken wir's uns, also früher hat er sie nicht so genau gekannt, folglich ist seine Tracht doch wohl nicht immer so bloße Kopie gewesen, sondern hat, und wenn auch ohne es zu wollen, etwas Eigenes aus den städtischen Anregungen gemacht!

Ferner aber: er bezieht seine Tracht heute völlig aus der Stadt und wenn er sie auch im Dorfe Schneidern läßt, so sind die Schneider doch städtisch „gebildet“. So? und doch sprechen wir von schlechtem bäuerlichen Schnitt der Dorfschneider? Das ist doch dann offenbar etwas Eigenart! Und selbst wenn er sie ganz aus der Stadt nimmt, erkennen wir an der Wahl der Stoffe und anderen Einzelheiten doch noch immer den Bauern — also auch da ist Eigenart! Ja, selbst wenn ein Städter ihm genau den gleichen Anzug, den er selbst als typischen Stadttanzug trägt, verschafft hat — in der Art, wie er infolge der Arbeitsweise, der Haltung, des Ganges dem Bauern sitzt, wird es doch etwas anderes, indem wir auf den ersten Blick doch den Bauern erkennen — also wieder Eigenart.

Freilich, das ist nicht die starke, die wir wünschen, wenn wir ihm eine eigenartige Tracht wünschen, sie soll bewußt, gewollt sein!

Nicht jede alte Tracht ist das gewesen, ich bin überzeugt, manchen Bauer, der sich vor hundert Jahren zum ersten Male einen langen Rock, Zylinder u. dgl. kaufte, ist überzeugt gewesen, ein völliger Stadtmensch zu sein!

Aber gehen wir darauf gar nicht weiter ein. Ist gar keine Möglichkeit da, daß wir gewollte Eigenart finden?

Scheiden wir einmal Arbeitstracht und Staatstracht. Da ergibt sich sofort, daß der Bauer in der ersteren sicherlich nur eine solche wählen wird, die bequem und praktisch ist. Da sind Mütze mit großem Schirm, breitkempige Hüte gegen die Sonne, wärmende Kopfbedeckung für den Winter, bequeme Hausmütze. Da sind derbe Schuhe, langschäftige Stiefel, die etwas aushalten können, beschlagene Bergschuhe im Gebirge, Holzschuhe in feuchten Gegenden. Da sind bequeme, teils leichte, teils dicke Kleidungsstücke für den Körper, Lederhosen, Staubfittel, Wettermäntel, wärmende, dicke Handschuhe — ganz abgesehen von Fischern, Bergleuten u. dgl. ländlichen Sonderberufen. All das sind Kleidungseigentümlichkeiten, die wir in der Stadt,



Abb. 22. Frau im Mantel aus der Umgegend von Weimar.
(Nach Aquarell von Prof. W. Hasemann.)
Beispiel eines praktischen und daher von der Stadtmode nicht zu verdrängenden Kleidungsstückes.

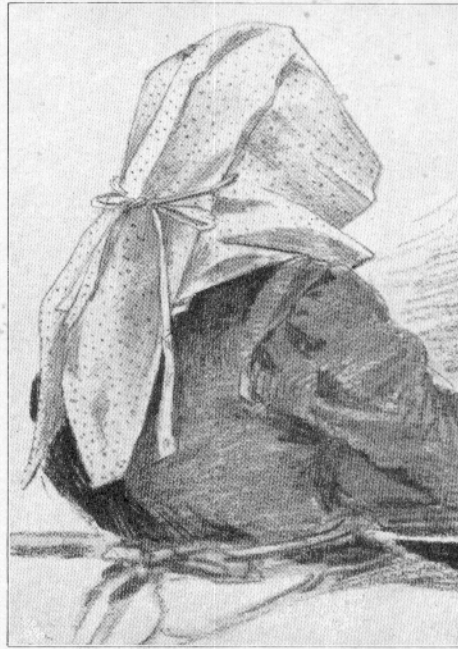


Abb. 23. Sog. „Burfier Kappe“ von der Insel Neuwerk u. a. Nordseeinseln. Beispiel für eine praktische ländliche Kopfbedeckung, die nicht nur nie verschwinden, sondern sogar von städtischen Badegästen angenommen wird.

wenigstens in dem Maße, in der Besonderheit nicht brauchen. Das sind aber nicht die die schöne Bauerntracht, die wir im Auge haben, bedingenden Trachten? Nun, zum Teil doch wohl. Alles was mit Wetter und Klima zu tun hat, ist absolut notwendig, auch in der Staatstracht. — Lackschuhe und Frack wird kein Bauer, und sei er noch so sehr Stadtfreund und Gigerl, anziehen, wenn er an einem regnerischen Sonntag auf kotiger Landstraße über Land geht! Vieles ihm Liebe und Bequeme in der Arbeitstracht wird der Bauer in der Staatstracht beibehalten können, wie wir's ja auch tun — die Tendenz, alles Unbequeme in unserer Gesellschaftstracht hinaus zu werfen, ist in unserer städtischen Mode deutlich sichtbar.

Man könnte einwenden: Ja, aber die einfachen Kleidungsstücke der Arbeitstracht wird er für die Staatstracht verschönert wünschen — und so etwas gibt's eben nicht; Schneider, Hutmacher u. a. liefern ihm diese nicht in einer Ausstattung, die ihm für seinen höchsten Staat genügen würde, da muß der Bauer doch zu städtischer Tracht greifen! Ich weiß nicht, ob es so ist, aber mit der Zeit werden sie ihm vielleicht doch geliefert. So gut dem Radfahrer u. a. auch Prunkkostüme, die die Eigentümlichkeiten der Tracht bewahren, geschaffen werden, kann es für den Bauern doch auch geschehen, wenn der sie will. Übrigens hat unsere städtische Tracht ja doch auch schon selbst allerlei aus der Bauerntracht genommen oder ähnliches erzeugt, die männliche Wettermantel, Lodenhut, breitkremigen Hut, Schirmmütze, Bergsteigschuhe, farbige Schnürschuhe, Hemden, Westen, große Schlipschleife, Pumphose, farbige Strümpfe, den weichen und weitumgelegten modernsten Klapptragen u. a. — die der Damen Strandhauben, Reisehüte, Sommerhüte, Umlegefragen, Pelserinen, Wettermäntel, und was weiß ich sonst noch, ja sogar Pumphosen und Schirmmütze! — die der Kinder allerlei Häubchen, Hüte, Mäntelchen u. a. Vielleicht geschieht das in Zukunft noch mehr, insbesondere wenn unsere Damentwelt unsere alten Bäuerinnentrachten noch besser kennt, vielleicht nimmt man sich auch unseren Bauernschmuck wieder zum Muster, wie man norwegischen, tiroler, italienischen in jenen Ländern wieder oder noch anfertigt und auch bei uns verkauft — der unsere ist reichlich ebenso schön, wo nicht gar schöner! Es ist allerlei da, was



Abb. 24. Tracht aus Brotterode (Harz).
(Nach Aquarell von Prof. W. Hasemann.)
Beispiel einer Tracht, die in Einzelheiten (z. B. Ärmel)
Ähnlichkeiten mit modernen Stadtformen zeigt.

wir brauchen könnten, nicht allein Praktisches, sondern selbst dem modernsten Geschmack Zugewandtes.

Ausgeschlossen ist es jedenfalls nicht, daß aus dem besonderen Bedürfnis heraus sich ebensogut eine eigenartige Bauertracht erhält oder entwickelt, wie sich eine Radler-, Touristen- u. a. Tracht entwickelt hat.

Aber wird sie so fein, wie die alte, so von Gegend zu Gegend verschieden? Wird sie Ähnlichkeit mit der alten haben? Kann sie das?

Die Gegenden sind in Klima, Bodenart u. dgl. für die Arbeitstracht grundlegenden Bedingungen heute so verschieden, wie einst, die rein praktischen Teile der Tracht werden also ebenso verschieden bleiben. Aber die lediglich vom Geschmack abhängigen? In dem Maße wie einst wohl nicht, nicht so, daß ein einzelnes Dorf von der Umgegend total abweicht, aber zwischen Gegend und Gegend wären vielleicht doch Geschmacksunterschiede denkbar.

Wie, wenn die Bewegung für Erkenntnis und Wahrung intimer heimatlicher Eigenart, die in der Stadt heute erkennbar ist, die uns die verschiedene alte Eigenart unserer Stadtarchitektur wertschätzen und bei Neubauten betonen läßt, die uns in der Literatur Dialekt und heimatliche Eigenart wertvoll erscheinen läßt, einerseits auf die Tracht, andererseits auf das Land übergreift? Wir haben so eine Bewegung, die nicht romantisch ist, wie das Zurückgreifen aufs germanische

Mittelalter der vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts, sondern die bei aller Herzlichkeit so kühl verständig und so von unten aufbauend, das Kleinste berücksichtigend vorgeht, ja noch gar nicht gehabt, können also auch noch gar nicht wissen, wie's ausgeht. Wir haben eine Bewegung, die die ländliche Heimat: das Bauernhaus, die Bauernkunst, die Bauertracht, die Bauernsitten, die Bauernsprache schätzt, studiert und schützt, die des Bauern mit Herzensinteresse sich annimmt, ihm gute Zeitschriften, gute Unterhaltung, Dorfbibliotheken, Dorfmuseen u. a. bringt, ja auch noch gar nicht gehabt, im Gegenteil, wir haben bis heut genau das Gegenteil von dem getan, haben die Landschaft rücksichtslos ruiniert, Bauernhaus, Bauernkunst, Bauertracht usw. ignoriert oder verlacht, haben das Land zugunsten der Stadt vernachlässigt, haben seine Bauhandwerker u. a. direkt zu Feinden der bäuerlichen Eigenart erzogen usw. — Wer weiß also, was für Ergebnisse die heutige Bewegung zeitigt! Ob das Land nicht doch wieder auf seine Eigenart sich besinnt — in seinem Leben, wie in seinem Hausbau, wie in seiner Tracht u. a. m.?

Vielleicht sind Standesstolz, Gewohnheit und Sitte, Farbengeschmack, Formgeschmack, wie sie heute schon in einzelnen Gegenden neben vielen neustädtischen Trachtteilen doch Einzelheiten der alten Tracht beibehalten lassen, auch anderswo stark genug, da sie heute solche Unterstützung finden, um dies und das aus Sittenrücksichten oder anderswie Praktische oder Schöne der alten Tracht auch in Zukunft neben dem Neuen festzuhalten, oder gar das Neue dem Alten unterzuordnen, wenn die Art der alten Tracht, wie das bei manchen zutrifft, der modernen Geschmacksrichtung entspricht.

Dem das ist bei manchen Trachten doch der Fall: dies und das ein wenig geändert — und es ist das alte Kostüm und doch ein völlig modernes. Sind die der modernen Mode allzu widersprechenden Trachten tatsächlich dem Aussterben geweiht, so

brauchen es darum die, die ihr so oder so ähneln, darum doch noch nicht auch zu sein, zumal wenn, wie gesagt, die städtische Tracht aus der alten ländlichen noch mehr heranzieht. Ist diese Bevölkerung, diese Gegend nicht mehr imstande, der völligen Unterwerfung unter alles, selbst das Törichte, Schlechte der Stadtmode zu widerstreben, nun so kann's bei andern doch der Fall sein, wo die Verhältnisse anders liegen. Ist ein Erhalten der alten Tracht im Sinne Entwickeln der neuen in Anlehnung an ihr Gutes nicht überall zu ermöglichen, nun, so ist's vielleicht hier und da möglich. Es gibt so viel verschiedene Verhältnisse, Charaktere, Gebräuche, Lebensweisen, so viel verschiedene Möglichkeiten von Änderungen in ihnen, so viel Möglichkeiten von verschiedenen zukünftigen Verhältnissen, daß wir eigentlich weder pessimistisch noch optimistisch über „die“ alte Bauertracht, sondern vorsichtig nur über die Bauertracht von da oder dort sprechen sollten.

Schön wär's, das bestreitet niemand, wenn wir schöne eigenartige Bauertrachten auch in Zukunft in Deutschland blühen sähen, schön wär's, wenn in ihnen das Gutte der alten Tracht weiterlebte! — nun, da es schön und wünschenswert ist, versuchen wir das Unsere dazu zu tun! Es ist einfach unsere Pflicht!

Und was also tun?

Lernen wir erst einmal unsere alte Bauertracht gründlich kennen. Studieren wir sie als einen der köstlichsten Zweige unserer alten Kunst in ihrer Geschichte, ihrer Eigenart, in ihrer Schönheit, in ihrer Brauchbarkeit, ihrer Poesie, ihrer Sinnigkeit von A bis Z. Arbeitstracht wie Festtracht, Männertracht wie Frauen-, wie Kindertracht.

Studieren wir sodann unser Landvolk in seinen Neigungen, seinen Sitten, seinen Wünschen, studieren wir alle Bedingungen, von denen die Tracht der Zukunft abhängig sein wird.

Und dann fördern und entwickeln wir, oder helfen wir entwickeln!

Teilen und dadurch herrschen! ist ein alter praktischer Grundsatz der Leute, die etwas erreichen wollten. Gut! teilen auch wir, um unsern Wunsch zu erreichen, teilen wir das Problem der Entwicklung des Neuen im Sinne des Alten, und teilen wir die Feinde!

Teilen wir zunächst einmal die alte Tracht in das, was praktisch und was tatsächlich unpraktisch ist, und lassen wir letzteres rücksichtslos fallen — wir halten's doch nicht! Teilen wir sie auch in das was wirklich schön und was wirklich unschön ist — und lassen wir auch dies fallen — auch das können wir doch nicht halten, nicht weil die Menschheit nicht töricht genug ist, um es festzuhalten, sondern weil die Stadtmode, mit der wir ja als Hauptfeindin zu rechnen haben, es Gott sei Dank auch nicht will! Teilen wir die alte Tracht ferner in charakteristische, besonders schöne Stücke und Einzelheiten, die eventuell, ohne viel zu schaden, durch anderes, Städtisches ersetzt werden könnten — wir tun da nichts anderes, als was die alte Bauertracht und ihre noch lebendigen, sich entwickelnden Nester, die altes und neues Städtisches vereint haben (es sind noch recht hübsche Trachten darunter!) auch getan haben — wir lassen



Abb. 25. Gisäßer Männertracht. Beispiel einer zwar städtisch stark beeinflussten, aber doch eigenartig und ländlich geliebten Tracht.

da der Entwicklung Spielraum und wahren doch Wichtiges! Teilen wir die alte Tracht auch insofern, als wir Teile, die noch hergestellt werden können, trennen von solchen, die absolut nicht mehr zu kaufen oder herzustellen sind; wir können ja versuchen, die Fabrikation anzuregen, dem ähnliches zu schaffen, gelingt's nicht, so ersetzen wir's durch anderes. Teilen wir endlich die alte Tracht auch insofern, als wir in ihren Zier-einzelheiten das mit der heutigen gesamten Kunstrichtung parallel Laufende trennen von dem ihr nicht Entsprechenden. Altertümeln wir nicht! Künsteln wir nicht! Romantifizieren wir nicht!

Teilen wir auch die Feinde, um sie unschädlich zu machen. Bekämpfen wir nicht die gesamte Stadtmode, sondern nur das, was schlecht in ihr ist! Bekämpfen wir nicht alles Bewundern der Stadt seitens des Bauern, sondern sorgen wir, daß er in der Stadt wirklich Vorbildliches zu sehen bekommt! Bekämpfen wir nicht die Schneider, die Händler der Stadt, die ihm keine Tracht jetzt liefern, veranlassen wir sie, ihm Gutes zu liefern, wie sie dem Sportsman, dem Reisenden Gutes liefern. Bekämpfen wir nicht den unaufhaltbaren Fortschritt, lenken wir ihn zum Guten! Befehden wir nicht unnötig die Kritiker, die zwar die alte Bauertracht loben, aber ihre Fortexistenz bezweifeln, lernen wir von dem, was sie loben, wie von dem, was sie warnend hervorheben — sie hindern aufs beste die sehr gefährliche Überstürzung, die überkünstlichen Wege!

Und nun, was kann auf dem Lande selbst geschehen?

Zunächst: Feststellung der alten Tracht in ihrer Schönheit, Symbolik, Technik, Geschichte. Sammeln, Erhalten des nicht mehr Getragenen, aber noch Vorhandenen.

Alsdann: Versuche, ihre unbefangene, gerechte Wertschätzung zu erzielen durch Vergleich mit guten und schlechten (in Stoff, Farbe, Form) Stadtrachten, Erhaltung der Kenntnis der Technik und des Schnittes der alten Tracht. Ermunterung derjenigen, die bei alter Tracht bleiben wollen. Versuche, bei den andern zu retten, was zu retten ist, indem man Fortentwicklungswege weist, die das wertvolle Alte in Form, Farbe, Einzelheiten möglichst beibehalten oder weiterbilden. Stärkung des Sinnes für das Praktische, Solide, für das tatsächlich Geschmackvolle, für die Empfindung des Unschönen. Stärkung des Feingefühls, das die alte Tracht in bezug auf ihre Anpassung an Feste, Trauer, Stimmungen aufwies. Erhaltung oder Erweckung der Freude der Frauen an eigener Mitarbeit in der Ausschmückung der Tracht unter Pflege der alten guten Techniken, unter Beibehaltung des Guten und zugleich noch Zeitgemäßen in den alten Mustern, gegebenenfalls selbständiger Ersatz unter Heranziehung der Natur als Formenvorbild, nicht der Jugendstilmuster der Stadt.

Im allgemeinen Hebung des geistigen und seelischen Lebens auf dem Lande. Erhaltung von Heimatsliebe, Vaterlandsliebe (deutsche und Ortsgeschichte, Heimatskunde, Sagen und Märchen, Pietät gegen das Altheimische u. dgl.), von Standesgefühl und Selbstständigkeitsgefühl. Förderung der Naturliebe, der Beschäftigung mit der Natur. Förderung des Schönheitssinnes und Kunstsinnes in Hausbau, Mobiliar, Hausfleiß. Pflege alter, volkstümlicher Sitten und Gebräuche, Spiele und Feste. Pflege des Volksdialekts. Pflege des Gesanges und der Musik überhaupt. Sorge für gute Unterhaltung: Dorfbibliotheken, Unterhaltungsabende, Liebhabertheater, gute Zeitungen u. s. f.

Und den Erfolg befehlen wir Gott und unserer gesunden Volksseele! Ist sie, wie wir glauben, in unseren Bestrebungen, so werden sie so oder so gelingen! Ist sie's nicht — der Fall ist aber nicht denkbar, denn die große Bewegung, von der das wiedererwachte Interesse auch für die alte deutsche Bauertracht ein Teil ist, ist zu groß, als daß sie etwas der Volksseele Widersprechendes sein sollte! — aber ist sie wenigstens nicht so ganz identisch mit unsern Wünschen, unserm Vorgehen, nun, dann ist doch das gewiß: ein Stück Volksseele ist darin, und das birgt dafür, daß unsere Bewegung zur Zukunft unserer Volkstrachten — ich sage diesmal absichtlich Volkstrachten, weil ich nicht allein an die Bauertracht denke — Positives beitragen wird!



Das Bild im Bauernhause.

Don

Robert Mielke.

Mit sechs Abbildungen.



Für ländliche, d. h. im weiteren Sinne für die Kunstanschauung von ehemals gibt das Verhältnis des Bildes zur Wohnung einen vortrefflichen Gradmesser ab. Eigentlich müßte man sagen — das Fehlen des Bildes; denn dieses als Kunstwerk hat sein Bürgerrecht in der Wohnung erst recht spät erworben, viel später als alle die Träger einer vollklichen Kunst, die in dem vorliegenden Bande behandelt worden sind. Auf dem Lande ist dieses Recht sogar noch heute erst zu gewinnen. Wo es sich dennoch bereits einen Platz an der Wand erobert hat, ist es meistens auf dem Wege der Unkunst, der geschmacklosen Fabrikware eingedrungen und damit der künstlerische Wert der denkbar niedrigste geblieben. Lassen sich also auf der einen Seite für die Auswahl und die Technik des Bilderschmuckes nur wenig Anhaltspunkte aus der Überlieferung gewinnen, so zeigt sich auf der anderen gerade durch das Fehlen eine kulturgeschichtliche Tatsache, die nicht für sich allein dasteht, sondern nur im Zusammenhange mit der Kunst auf dem Lande ihre Erklärung findet. Denn daß der Bildschmuck der alten Wohnung fern blieb, liegt im besonderen Sinne an der Entwicklung des Wohnungsgedankens, im weiteren Sinne aber an der Kunstanschauung unseres Volkes in früherer Zeit. Mit anderen Worten: die Frage hängt unmittelbar zusammen mit dem Verhältnis von Volk und Einzelnen zur Kunst.

Das deutsche Zimmer, wenn wir zunächst einmal diesen Begriff festhalten, ist erst eine Errungenschaft der Renaissance, und auch hier nur für gewisse Gegenden oder Volkskreise. Was vor der Renaissance als Wohnraum angesprochen werden kann und von der Kunstgeschichte als ein solcher anerkannt wird, ist eigentlich nur ein Schutzraum gegen die Unbilden unseres nordischen Klimas. Die Lostrennung eines gesonderten Raumes als Wohnraum mit der ausgesprochenen Neigung, von diesem die Ausführung wirtschaftlicher Arbeiten fern zu halten, bedeutet zunächst eine Abkehr von der alten deutschen Sinnesrichtung, die bei uns wie in den Frühstagen eines jeden anderen Kulturvolkes auf einen innigen und unmittelbaren Verkehr mit der Natur drang. Sie wird eingeleitet durch das Entstehen städtischer Wohnformen im elften und zwölften Jahrhundert; aber sie hält als Nachklang des alten Naturverhältnisses in all den künstlerischen Wandlungen an dem Gebrauchsgegenstand, dem Möbel und Werkzeug fest. Diese allein werden geschmückt, mit bildlichen Darstellungen versehen; das Bild kommt bis in das siebzehnte Jahrhundert, ja noch bis in das nachfolgende nur als Ausnahme in den Wohnraum. In den Staatszimmern, die sich in den Tiroler und den Schweizer Bergen, in Westfalen, Friesland und andern Gegenden schon sehr frühzeitig als prunkende Wohnräume herausbilden, gibt es wohl eine reich verzierte Tafelung, aber kein Bild. Einen Vorläufer des

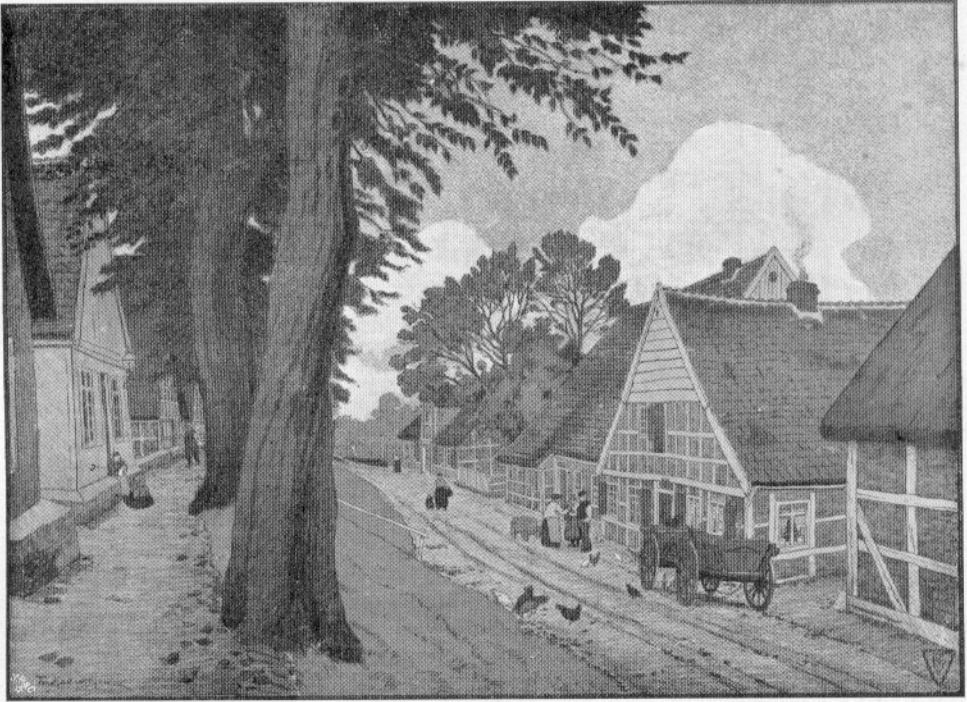


Abb. 1. Niederdeutsche Dorfstraße. Von Friedrich Kallmorgen.
(R. Voigtländers Verlag in Leipzig.)

Bildes — mehr allerdings noch der Tapete — können wir allenfalls in den altnordischen Teppichwebereien erblicken, die in einfacher Technik von der Hand der Familienangehörigen gewebt, im Bauernhause vielleicht hier und da vorkommen, aber auf Bildcharakter keinen Anspruch machen können. Erst in fürstlichen Häusern, in Kirchen usw. entwickeln sie sich zu eigentlichen Bildwebereien von größter künstlerischer Bedeutung, die indessen für das Bauernhaus keinen Einfluß haben.

Die Bauernwohnung bewahrte also den urväterlichen Charakter des Bedürfnislosen noch bis in die Neuzeit, stellenweis bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hinein. Der Herd, aus dem sich nach Abtrennung der Küche ein Ofen entwickelte und wenige Gebrauchsmöbel bildeten die ganze Einrichtung. Der Maler Beham (1500 bis 1550), einer der fruchtbarsten Kleinmeister, hat einen Stich geschaffen, der eine Spinnstube darstellt. Decke und Wände sind mit Holz bekleidet; Bänke, ein viereckiger Tisch und ein mächtiger Kachelofen vollenden die Ausstattung. Weder Bilder noch andere Ausschmückungsgegenstände sind vorhanden, nur hauswirtschaftliche Geräte und aufgespannte Laten lassen die noch nicht überwundene Gewöhnung häuslicher Arbeit erkennen. Das ist das typische Bild der Bauernwohnung, welches durch viele hundert andere Abbildungen — unter ihnen die häufigen Darstellungen der Verkündigung und anderer heiligen Vorgänge — bestätigt wird. Selbst Kreuzfixe und Heiligenbilder. — heute in katholischen Gegenden ein unumgänglicher Zimmer schmuck — suchen wir vergebens; auch sie sind erst spät, meistens im siebzehnten Jahrhundert und nach der sogenannten Gegenreformation in das deutsche Zimmer gelangt.

Selbst in die kleineren bürgerlichen Wohnungen dringt das Bild recht spät ein; noch im siebzehnten Jahrhundert fehlt es fast ganz und gewinnt erst mit der wohlfeileren Herstellung von Tafel- und Spiegelglas — also mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts — eine allgemeinere Verbreitung. Das ist ein äußerer Umstand, der lose an

die große bilderreiche Flugblätterliteratur der Spätrenaissance anknüpft, die, als ein einseitiger Ausdruck der öffentlichen Meinung, bei vielen des Lesens Unkundigen die Zeitgedanken verdeutlichte und wohl auch in die entlegensten Bauerndörfer vereinzelt Zugang fand. Ein anderer rein äußerlicher Umstand war, daß das ölgemalte Tafelbild, welches wegen seiner kirchlichen und aristokratischen Herkunft nicht in die Bauernhäuser dringen konnte, sicher in kleinen Exemplaren von räubernden Söldnerscharen des Dreißigjährigen Krieges in einzelnen Dörfern zurückgelassen wurde. Beide sind Einzelfälle und ohne weitere Bedeutung für die Wertschätzung des Bildes, das sich nach wie vor nur als Fremdling in den Zimmern halten konnte.

Diese äußeren Umstände erklären aber nicht vollständig den Umstand, daß das Bild selbst in den Wohnungen der reichen und selbständigen Bauernlandschaften fehlte, die sich stellenweise an innerem Stolz und äußeren Prunkbedürfnissen städtischen, ja selbst adeligen Genossenschaften gleichberechtigt dünkten, die in Westfalen sogar ihre Reichsunmittelbarkeit behaupteten. Die Gründe liegen tiefer; sie erklären sich aus der Stimmung unserer volkstümlichen Kunstauffassung, die dem Verständnis selbständiger, bildlicher Flächenkunst geradezu entgegen stand. Das bewegliche Wandbild als solches ist seinem Ursprung nach gar nicht Träger eines künstlerischen Gedankens, sondern hat als Urahn eine ganz andere Vorstellung, als wir sie heute damit verbinden. Das Mittelalter und die frühe Renaissancezeit kennen eigentlich nur das große Demonstrationbild, das als ein Erzeugnis künstlerischer Hochkultur gewiß einen weitreichenden sittlichen Einfluß ausgeübt hat, das aber für die private Wohnung ohne Bedeutung blieb. Es ist nur in den großen Hallenbauten der Zeit heimisch, in den Kirchen, Kapellen, Rathhäusern, Burgen und Fürstenthäusern, in denen es zudem noch als Freskobildder oder als Wandteppich unmittelbar an das Konstruktionsgerüst des Gebäudes gebunden war oder als Teppich bei besonderen Gelegenheiten entfaltet wurde. Nur zögernd entwickelt sich in Deutschland die Tafelmalerei, die in ihrer Tendenz jenen ursprünglich verwandt war, ja als kirchliches Altargemälde mit dem architektonisch entwickelten Altar verbunden blieb. Erst im Anschluß an die, mehr Wohllichkeit hervorkkehrenden Häuser der reichen Handelsstädte zweigt sich

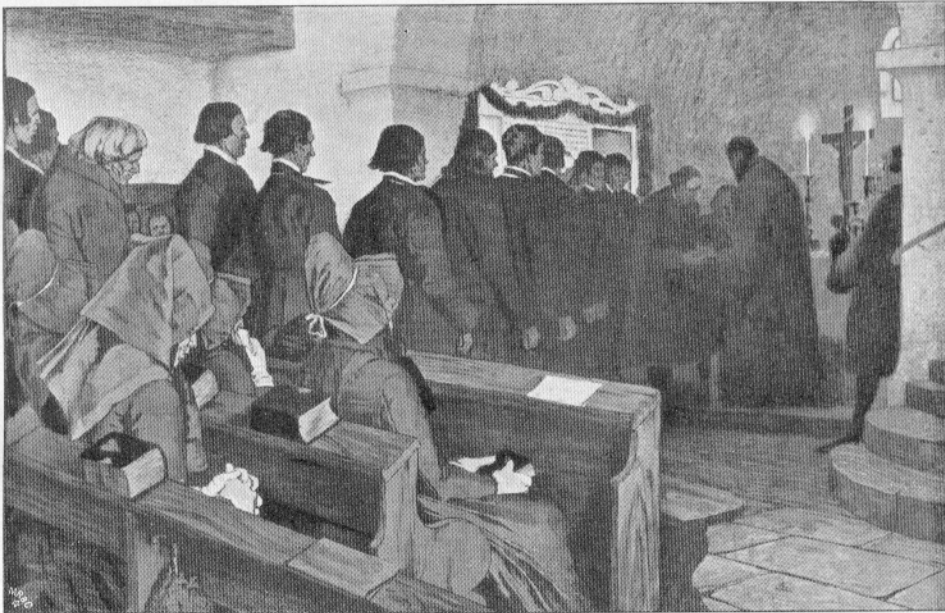


Abb. 2. Abendmahl in einer heftigen Dorfkirche. Von Karl Banzer.
(R. Voigtländers Verlag in Leipzig.)

jener Strom mit Darstellungen aus dem bürgerlichen und bäuerlichen Leben ab, der unsere Museen mit so großen Schätzen gefüllt hat. Auch die kraftvoll-fernen Holzschnitt-Flugblätter, die später von dem Kupferstich verdrängt wurden, blieben ihrer ursprünglichen Aufgabe, als Ergänzung des Buches zu dienen, treu und konnten sich — abgesehen von der Hinfälligkeit des Stoffes — als Zimmerschmuck erst behaupten, als die Wohnung wohllicher und das Tafelglas billiger geworden war.

Dagegen umspann das Kulturleben unserer Vorfahren einen anderen Kern volkstümlicher Kunst mit blütenreichen Ranken. Das Leben drängte sich in demselben Maße aus dem Hause heraus, in dem es sich heute wieder dahin zurückzieht. Der größte Teil des Jahres begünstigte einen unmittelbaren Verkehr mit der Natur und verlegte dadurch den Schwerpunkt des künstlerischen Strebens in das Freie. Feste, die auch als Familienfeiern zur Angelegenheit des ganzen Dorfes wurden, und Arbeiten, freies Tun und sinnendes Lassen standen außerhalb der vier Winkel des Hauses, und wenn wir den Darstellungen unserer künstlerischen Kleinmeister, den Schilderungen der Dürer, Altdorfer, Beham, der holländischen und anderer Schulen folgen, dann bildeten die Kirche und der Dorfsanger Mittelpunkte lauten und stillen künstlerischen Treibens. Der Bauer alter Zeit suchte das Haus nur zur Ruhe auf oder in den langen Winterabenden, wenn ihn die unwirkliche Natur in das vom Kienspan notdürftig erhellte Dunkel des Hauses zurückscheuchte. Aber auf der anderen Seite bot ihm der Verkehr mit und in der Natur durch den Landbau selbst genug Gelegenheit zu künstlerischer Betätigung, um ihn zu einem Verzicht auf das zu drängen, was den Städter — und auch nur den reicheren — zu einer künstlerischen Ergänzung, zu einer mehr literarisch beeinflussten Denkart veranlaßte. Auch abgesehen von den politisch-gewerblichen Neigungen, die in der Stadt der Zunftstube, der Werkstatt und zuletzt auch dem Wohnraum zustrebten, entfalteten die gewerbliche Regsamkeit selbst und die größere Beweglichkeit des Besitzes genügend Kräfte, um die kleinbürgerliche Stube zu einem Mittelpunkt künstlerischer Bestrebungen zu machen, die nur durch die oben erwähnten äußeren Gründe zu einem Verzicht auf das Wandbild führten. Dieser Sachlage gegenüber besaß der Landmann allein seine Dorfkirche, in der er Raum zu und Verlangen nach einer bilderreichen Flächenkunst fand. Es kann darum auch gar nicht überraschen, daß viele Dorfkirchen Spuren von großen Wandbildern zeigen, die zunächst nur den religiösen Vorgang verdeutlichen sollten, die also eine künstlerische Bilderschrift darstellen wie die von Hand zu Hand gehenden Flugblätter.

Der stillen und beschaulichen Entfaltung des winterlichen Lebens entsprang jene sinnende und philosophische Betrachtungsweise, die der religiösen Empfindung stets neue Stärkung gab, die aber für ein künstlerisches Kleinwerk, wie es das Bild nun einmal ist, nicht so aufnahmefähig ist wie für die raunende Sage der Vorzeit und für die eindrucksvolle Macht der christlichen Legende. Daneben gab die Ruhe der Wintermonate, verstärkt durch die lange Gepflogenheit handwerklicher Hauskunst, Gelegenheit genug, Hans und Garten, Werkzeuge und Hausgeräte bildnerisch und farbenreich zu schmücken. Dabei werden wohl auch plastische Darstellungen beliebt; aber es einte sich nicht mit der klaren Begrifflichkeit des bäuerlichen Lebens, die Unmittelbarkeit der Naturbetrachtung durch ein Surrogat oder durch eine abstrakte Darstellung zu verweisen, die der Landmann in vielen Fällen weder verstehen noch als Bild in seinen rauchdurchzogenen Häusern anbringen konnte. Trat er aus dem Dunkel des Hauses heraus in die Natur mit ihrem ewigen Wechsel und Werden, dann konnte er die künstlerische Stimmung in ihrer vollen Einheitlichkeit und Größe empfinden, ohne sie erst aus der Darstellung in die Wirklichkeit überlegen zu müssen. Da marmelte die Quelle von der unerlöschlichen Reichhaltigkeit der Natur, da raunte der Wald uralte, wunderjamie Geschichten, da keimte, wuchs und reifte die Frucht unter dem Auge des Bestellers heran, da wechselten Sonnenschein und Regen, Wärme und Kälte, Tag und Nacht, und aus all diesen stets und stetig sich aufdrängenden Betrachtungen erwuchs jene tiefe, religiöse Demut, die den Landmann begleitete von der Wiege bis zur Bahre. Die Geschlossenheit des Lebens steht in all ihren Beziehungen untereinander im Zusammenhange: Nahrung und Kleidung, Wohnung und Geräte wurden zumeist aus der Umgebung gewonnen und mit eigenen



Abb. 3. Gänsewiese. Von Hans von Volkmann.
 Aus: „Deutsche Künstler-Steinzeichnungen“, H. Voigtländers Verlag in Leipzig.

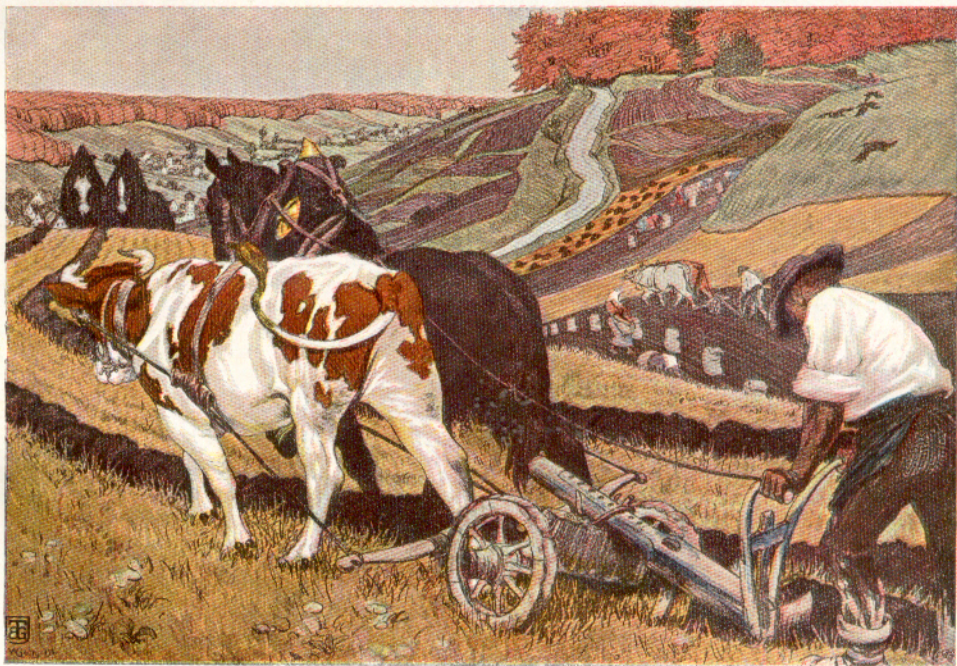


Abb. 4. Pflügender Bauer. Von Walter Georgi. (Kunstbruderei Künstlerbund, Karlsruhe.)
 Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Kräften hergestellt. Die Bestellung des Ackers, Geburt, Heirat und Sterben, Pflanzen und Tiere, das Landschaftsbild im engeren, religiöse und mythische Vorstellungen im weiteren Sinne umgrenzten den Horizont mit Erscheinungen, die jeder verstand, und die durch bildliche Darstellung ihren poetischen Reiz verloren hätten. Erst mußte diese schöne Unmittelbarkeit durch die Verkehrs- und Zeitungsverhältnisse literarisch überhüllt werden, ehe das Bild für den Landmann Wert gewinnen konnte. Zwar wächst die Wiesen- und Gartenblume in das Haus hinein, wo sie den Schränken, Trühen und Wandverkleidungen aufgemalt, den Kleidern und Stoffen eingestickt wurde; ihr aber einen selbständigen Bildwert zuzusprechen, die eigene Arbeit durch die Überzeugung eines Malers auf ein winziges Stückchen Fläche projiziert zu sehen oder den besonderen Schutzheiligen in einen Rahmen zu sperren, wäre bei den klaren Vorstellungen nicht verstanden, höchstens als Kuriosität oder Verpötlung gedeutet worden. Das bezeugen noch die wohnlichen Zimmer unserer stolzeiten und freien Bauernschaften in Westfalen, im Schwarzwald, in Tirol, Friesland und anderen Gebieten, wo die Wohnung schon städtische Behaglichkeit kennt, das Bild aber noch keine Beachtung findet.

Zu dieser Bedürfnislosigkeit wirkte es zunächst wie eine mit Mißtrauen empfangene Gabe, als durch die Erschütterungen nach dem Dreißigjährigen Kriege, mehr aber noch durch die entstehenden Manufakturen des achtzehnten Jahrhunderts, so manches Kunstwerk altererbten Hausfleißes in den Adels- und Bürgerhäusern entwertet wurde und nun als unmodisch in die Bauernhäuser abfloß. Damit stellen sich hier nicht nur die ersten Boten einer auf Wohnlichkeit zielenden Umwälzung ein, sondern der Bauer entdeckte dabei auch die Verwandtschaft zwischen seiner überkommenen gewerblichen Hauskunst und der Kunst städtischer Herkunft. Zunächst natürlich nur in den Möbeln, Stoffen und ähnlichem, bald aber lernt er auch das Bild als Zimmerschmuck schätzen, das dabei zugleich als Träger patriotisch-politischer Zeitgedanken auftritt. Wie sehr gerade diese Unterlage das ganze Gebiet vor 1740—1800 beherrschte, bezeugen die vielen Gebrauchsgegenstände und Schmuckstücke dekorativer Absicht, die demselben Gedanken dienstbar wurden: die Wivatbänder mit den Schilderungen fridericianischer Siege, die sogenannten Rubelbecher, Email- und Messingdosen, Erinnerungstücher und andere Darstellungen, die sich in den bedruckten Taschentüchern bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein fortsetzten. Das Neue, das diese vertraten, ist nicht allein die Übermittlung eines bestimmten Bilderstoffes, der nebenbei gesagt auch durch die bekannten Ruppiner Bilderbogen und andere Druckwerke in ihrer Art verbreitet wurde, sondern auch darin, daß sie die Grenzen des Hausfleißes durchbrachen und andere, von beruflichen Herstellern gewonnene Ausstattungstücke in das Haus führten.

Diese ganze industrielle Kunst — denn so muß man sie wohl nennen — ist insofern für das Bild bedeutend, als sie die Vorliebe des Landmannes für gewisse Darstellungen beförderte und festhielt. Es ist ein durchaus patriotischer Grundzug, der durch diese Bilder geht, der sich bald auch auf die Porträts nationaler Helden wie Friedrichs des Großen, Kaiser Josefs I., des Königs Ludwig I. von Bayern, der großen Heerführer des Freiheitskrieges und zuletzt auch der geistigen Spitzen des Volkes erstreckte. Daneben hatte die Zeit noch andere Stoffe als Bilder eingeführt. Zuerst sind es süßliche Darstellungen aus dem zeitgenössischen Literaturstrom: Goethes Hermann und Dorothea, Werthers Leiden, die phantastischen Schilderungen aus St. Pierres Paul und Virginia, die im Urtext natürlich kaum im Bauernhause zu finden waren, die aber durch diese bildlichen Träger allgemein bekannt wurden. Durch den Einfluß der germanischen Renaissancebewegung der Gebrüder Grimm erweiterte sich das Gebiet nach der Volksage hin — in der Schweiz steht Wilhelm Tell an der Spitze — und schließlich erobern sich von der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts an nüchterne Darstellungen gewerblicher Vorgänge aus dem Förster-, Acker- und Soldatenleben oder satirische Szenen aus dem Trinker- und Wirtshausleben — selbst eine gewisse sentimentale Lehrweisheit in Bildern — Raum in den Wohnungen. Die großen Zeitfragen werfen ihren Schatten ebenfalls in dieses Kunstgebiet, aber auch dabei zeigt sich der kriegerisch-politische Hintergrund durch den massenhaften Vertrieb von Darstellungen aus dem Krimkriege, aus dem amerikanischen



Abb. 5. Dachauerin. Von Karl H. Hoff.
(Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.)

Freiheitskämpfe, der von 1830—1850 an populär wurde, den italienisch-österreichischen Kämpfen und zuletzt noch der drei großen preußisch-deutschen Einigungskriege, die auch außerhalb der jetzigen Reichsgrenze Anklang fanden.

Übersieht man indessen alles, was bis vor kurzer Zeit in das Bauernhaus als Bildschmuck gekommen ist, so stehen wir vor den Zeugnissen eines gänzlichen Niederganges aller Kunst. Selten nur — auch das katholische Deutschland, wo die biblische Welt vorherrscht, nicht ausgenommen — macht sich das Bestreben geltend, etwas mehr als nur Bilder zu geben. Am sichersten fühlen sich die Künstler der Wandbilder, und dadurch bekommen diese Werke wenigstens einigermaßen Anrecht auf Kunst, wenn sie die Landschaft der engeren Heimat schildern. Es sind meist Stahlstiche, welche Städtebilder — aber auch andere Gegenden in meist stark angedeuteten Stimmungen, häufig durch ländliche Figurengruppen belebt, darstellen. Dabei kann man durch Fragen noch heute die überraschende Entdeckung machen,

daß die Stimmung am wenigsten, aber die bekannte Einzelheit von den meisten bemerkt wird.

So schlecht und unkünstlerisch diese Bilder nun auch sind, so geben sie doch eine sichere Klarheit über das, was künstlerisch am leichtesten bei dem Landmann Eingang finden kann. Wie der Bauer inmitten einer aus der natürlichen, heimatlichen Umgebung gewonnenen Vorstellungswelt steht, die ihm die Schätzung für das Stimmungswerte im Bilde erschwert, die ihm aber auch das rein Abstrakte irgendeines Vorgangs verschließt, so steht er um so empfänglicher der Schilderung bekannter Ereignisse und örtlicher Umgebung gegenüber. Daß auch die Photographie bei dem intensiven Familiensinn des Landmannes geschätzt wird, ist um so verständlicher, als mit ihr erst das Sehen von Leben innerhalb der Fläche für ihn anhebt. Die Photographie würde wahrscheinlich als Wandschmuck kaum Beachtung gefunden haben, wenn sie sich nicht zur Trägerin familiengeschichtlicher Kleinzüge gemacht hätte. So aber steht sie mitten in dem Strom, der von der Wirklichkeit ausgeht, um zur Kunst zu gelangen.

Das Bild im Bauernhause, für das ja die Empfänglichkeit vorhanden ist, stellt Anforderungen nach der inhaltlichen wie nach der technischen Seite. Es ist durchaus nicht erforderlich, dabei zunächst nur an die farbige Kreidezeichnung zu denken; im Gegenteil will mir scheinen, daß bei den jetzt leider so vielfach zusammengewürfelten Möbeln, die teils altes Familieneigentum sind, teils aus den similibegleiterten letzten Jahrzehnten herkommen oder auch aus den Warenhäusern der jüngsten Zeit bezogen sind, daß hier der Schwarzdruck (mit Einschluß der Photographie) nicht ganz ungeeignet zur Vermittlerrolle sich eignen könnte. Die farbige Darstellung dürfte dagegen sich recht gut einfügen, wo noch eine ältere Wohnungsform sich erhalten hat, wo die kräftigen, echten Bauernmöbel mit ihrer unverhüllten Holzkonstruktion oder der farbigen Oberschicht oberbayerischer, fränkischer oder wendischer Art sich als wirkungsvolle Ergänzung zeigen. Die Art und Weise, in der die Kunstwart-Veröffentlichungen den Bildschmuck verbreiten, kann sich darum sehr wohl neben den farbigen Steinzeichnungen, die neuerdings von den Verlegern R. Voigtländer und B. G. Teubner herausgegeben werden, sehen lassen. Sie sind in technischer Hinsicht auf dem richtigen Wege.

Mit besonderer Sorgfalt soll man sich jedoch hüten, Stoffgebiete hier gewaltsam aufzudrängen, für die in vieler Hinsicht das nötige Verständnis fehlt. Unser Volk ist — trotz aller Humanitätsduselei — ein kraftvoll, gesundes Wehrvolk geblieben und wird

diesen Charakter hoffentlich bis in eine ferne Zukunft bewahren. Allen schwächlichen Ästheteten zum Kummer, erfreut sich der Landmann noch immer an den Darstellungen des Heldentums, obwohl ein oberflächlicher Scheinpatriotismus, der gern in unwahren Gefühlen und aufdringlichen Gesten schwelgt, hier sehr bald erkannt wird und geradezu das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung erzielt. Die Bildnisse seiner Landesfürsten werden im Bauernhause noch immer gern gesehen — es ist rührend zu sehen, wie ein alter Landmann noch heute das Kreidebildnis unseres alten Heldenkaisers in seinen jungen Jahren hütet — aber man darf darin nicht zu weit gehen, sollte vor allem sehen, an Stelle der vielen schlechten Kaiserbildnisse, die häufig durch ihre Darstellung an Majestätsbeleidigung grenzen, lieber wenige, gute zu verbreiten. — Eine Bemerkung sei hier noch eingeschaltet, die auf Grund vielfacher Beobachtung gemacht, vielleicht in dieser Frage noch von Wert sein kann. Unser Landmann liebt nicht die Paradebilder, in denen der Herrscher hoch zu Kopf, womöglich mit dem Zepter in der Hand — einherstürmt, weil ihm die Vorstellung dieser Geste abgeht. Wenn bei den Darstellungen des alten Kaisers, wie in dem bekannten Camphausenschen Bilde, sich dies aus den geschichtlichen Vorgängen ergibt, so erfreuen sich dagegen bei unserem gegenwärtigen Kaiser die Darstellungen großer Beliebtheit, die ihn im Kreise seiner Familie zeigen. Den Herrscher in dieser, dem Volksempfinden so nahestehenden Situation, zu sehen, findet bei der Landbevölkerung mehr Verständnis als jene, aus einer überlebten Kunstanschauung herrührenden Bilder. — Daß natürlich auch ein Bismarckbildnis mit seinem prächtigen Kopfe, daß ferner Moltke, der große Schweiger mit seinem typischen, niederdeutschen Kopf jedem Bauernhause ein willkommener Schmuck ist, könnten die Geschäftsbücher der Kunsthandlungen wohl besser beweisen als eine persönliche Beobachtung, die mehr oder minder eingeschränkt ist.

Mit dem Bildnisse der Herrscher und der großen Führer der Nation steht im engsten Zusammenhange die Aufnahmefähigkeit für geschichtliche Darstellungen. Nur sollte man auch hier nicht zu weit gehen. Unserem Landvolke sind geschichtliche Vorgänge nur soweit begriffklar, als sie mit seinen familiengeschichtlichen Erinnerungen zusammenhängen. Der Dreißigjährige Krieg z. B. wird nur ausnahmsweise noch eine wirklich menschliche Anteilnahme in bildlicher Darstellung finden. Dagegen heben die persönlichen Beziehungen schon mit dem Zeitalter Friedrichs des Großen an. In der Rheinebene ist das verwüsthende Vorgehen Ludwigs XIV. noch nicht vergessen, in allen deutschen Gauen aber leben die Tage der Napoleonischen Kriege noch ungechwächt fort. Dazu treten die vielen örtlichen Erinnerungen, z. B. die Zeit Friedrichs des Großen in der Rheinberger Gegend, die Bülkerschlacht bei Leipzig in der gesamten Leipziger Tieflandbucht, an anderen Orten viele Kleinzüge, wenn sie auch selten eine bildliche Darstellung gefunden haben.

Ueberhaupt die örtliche Umgebung! Sie ist und bleibt noch immer der Angelpunkt im Empfinden der festhaften Bevölkerung. Soll ein Bild im Bauernhause künstlerische Wertschätzung gewinnen, so muß es hier zunächst anknüpfen, indem es sich zum Träger einer

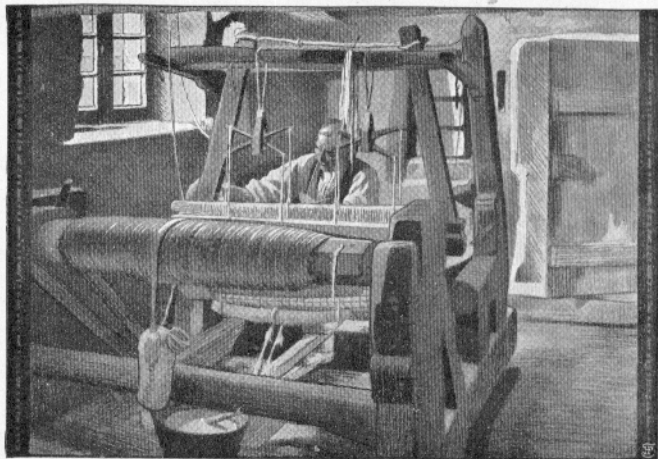
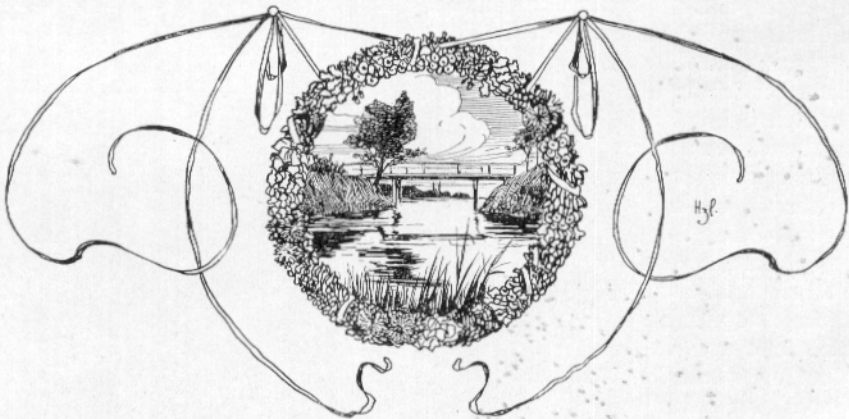


Abb. 6. Am Webstuhl. Von Franz Heine.
(Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.)

vorhandenen Vorstellung macht.*) Das schöne Bild von Kallmorgen, „Niederdeutsche Dorffstraße“ (Abb. 1), wird überall ein Verständnis finden, wo das sächsische Bauernhaus bekannt ist. Dasselbe läßt sich von dem Bilde „Heßische Dorffkirche“ von Banzer (Abb. 2) sagen, soweit ihm durch die dargestellte Tracht das Verständnis gesichert ist. Nicht so glücklich ist die Stimmungslandschaft gewählt, die von den Herstellern des modernen Wandschmucks mit Vorliebe gepflegt ist, die aber in dem Bereich des Bauernhauses sich in den meisten Fällen einen Vergleich mit der alltäglichen Farben- und Erscheinungswelt gefallen lassen muß. Es tritt also in die rein ästhetische Wirkung eine kritische Verstandestätigkeit ein, die für das Kunstwerk nicht günstig ist, die aber in ihr Gegenteil verkehrt wird, sobald die Stoffe dem Landleben entnommen sind (Abb. 3—6). Für die Stimmung fehlt noch jede Vermittlung so lange, bis in der Wohnungsausstattung eine dahinzielende Änderung eingeleitet ist.

Man gebe sich überhaupt nicht der Täuschung hin, daß das Bild allein ein wichtiger Kunstfaktor sei. Auf dem Lande vor allem müßten erst Haus und Wohnung wieder den älteren Vorstellungen angenähert werden, bevor das Bild als Wandschmuck eine tiefere Wirkung ausüben kann. Erst dann, wenn sich der Wohnraum wieder in alter Behaglichkeit zeigt, wenn an Stelle des unfünftlerisch prunkenden, furnierten Möbels sich eine echte Holzart zeigt — ganz gleich, ob sie übermalt oder in schlichter Natürlichkeit gehalten ist —, erst dann kann das Bild als stimmungsvolle Ergänzung in einem harmonisch-wohnlichen Innenraume als künstlerische Tat wirken.

*) Es verdient das Vorgehen des Sächsisch-thüringischen Ausschusses zur Erhaltung volkstümlicher Bauweise hervorgehoben zu werden, das — in richtiger Erkenntnis der Neigungen unseres Landvolkes — auf die Herstellung künstlerischer Wandbilder aus der engeren Heimat gerichtet ist. Zweifellos wird der Erfolg nicht ausbleiben, und es wäre zu wünschen, daß diesem Vorgange auch andernorts gefolgt werden würde. Ein dankbarer Stoff wäre auch die Darstellung der überkommenen Wohnungsräume, wie z. B. das Bild von dem sogenannten Königspeser der Hallig-Googe sich im nordwestlichen Deutschland großer Beliebtheit erfreut.





Nachwort des Herausgebers.

In einem Aufsätze „Zur Kunstpflege auf dem Lande“, der mir dieser Tage zu Gesicht kam, las ich unter sehr vernünftigen Ausführungen auch folgenden Satz: „Seitdem überall der Zug nach der Stadt sich bemerkbar machte, trat ein Zerfall des ursprünglichen Volkstums in ländlichen Kreisen ein“ usw. In diesem Satze liegt ein großer Denkfehler oder ein Mangel an genügender Erfahrung und Einsicht. Nicht der Zug nach der Stadt ist das erste und ursächlichste, sondern der Verfall des ursprünglichen Volkstums und die damit eingetretene Verödung der Dorfheimat ist in erster Linie schuld an dem Schwinden des Heimgefühls in unserem Landvolke.

Es ist aber immerhin schon ein Zeichen wachsender Erkenntnis, daß hier „Der Zug vom Land“ und der Verfall des Volkstums in einen ursächlichen Zusammenhang gebracht werden. Wer in den letzten Jahren die unzähligen Schriften und Reden maßgebender und unmaßgebender Kreise über die verhängnisvolle Landentvölkerung verfolgt hat, der weiß, daß nicht nur unsere Politiker und Behörden, sondern auch unsere führenden landwirtschaftlichen Kreise gar nicht daran denken, die Idealwelt des ursprünglichen Volkstums und die in ihr wirkenden unwägbaren Kräfte einzuschätzen und nach ihrer Bedeutung für Geist und Gemüt zu würdigen. Durch einseitige Verstandeschulung gewöhnt, nur auf das Augenfällige und unmittelbar Nützliche zu sehen und die Zustände nur nach den Bedingungen des schulgemäßen Denkens zu beurteilen, kommen sie über rein wirtschaftliche, politische und juristische Fragen bei der Erklärung dieser Erscheinung meistens nicht hinaus; ebenso wie auch der Masse selbst jene in ihr wirkenden Impponderabilien nicht zum Bewußtsein kommen. Für sie gibt es daher nur Wagenfragen, was dann die oberen Kreise wieder zu der argen Annahme verleitet, als hätte jene Idealwelt in der Masse gar keine Wirkungskraft mehr.

Dieser Unfähigkeit gegenüber, die Abwanderungsfrage in ihrem ganzen Wesen zu fassen, hat sich's unser Deutscher Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege nun schon seit fast zehn Jahren angelegen sein lassen, mit aller Unentwegtheit und Nachdrücklichkeit darzutun, daß und wie sehr die verhängnisvolle Erscheinung der „Landflucht“ auch durch die gewaltigen Zerstörungen und Veränderungen im ländlichen Volkstum bedingt wird. Er hat sich vor allem bemüht, unserer Zeit zum Bewußtsein zu bringen, daß wir vor einer großenteils rein willkürlichen Vernichtung einer in Jahrhunderten aufgebauten eigenartigen Kultur- und Idealwelt stehen, daß unser heutiges Landvolk sich nicht in naturgemäßer Weise aus ihr heraus entwickelt hat, sondern in höchst naturwidriger Weise, mit einer gewissen Plötzlichkeit aus ihr herausgestoßen wurde, ehe die Ansätze zu einem neuen, zeitgemäheren Volkstum sich hatten entwickeln und entfalten können.

Für diese Anschauung dürfte unser Buch, das die sinnfälligsten und wesenhaftesten Elemente unseres häuerlichen Volkstums zusammenfaßt, ein untrüglicher Zeuge sein. Wie es uns einerseits den durch aufdringliche städtische Einflüsse herbeigeführten schroffen Abbruch unserer volkskünstlerischen Eigenart offenbart, so soll es uns andererseits zu Gemüte

führen, welchen Weg eine gesunde, natur- und volksgemäße Entwicklung unseres nationalen Lebens, unseres ländlichen Volkstums hätte gehen sollen und jedenfalls in Zukunft wieder geführt werden muß. Es soll aber auch den von unkundiger Seite oft gegen uns erhobenen Vorwurf energisch aus dem Felde schlagen, als käme es uns nur darauf an, das Alte zu konservieren. Nein, nicht konservieren wollen wir, sondern — kultivieren! Wir wollen, wie ich dies schon in dem ebenfalls im Auftrage unseres Vereins herausgegebenen „*Begleiter für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege*“ (Berlin 1901, 2. Auflage, Seite 382) ausgeführt habe, eine gesunde, naturgemäße Entwicklung unseres Volkstums pflegen, wollen dafür sorgen, daß sie sich nicht überstürzt oder gar jäh unterbricht, daß die Entwicklung auch nicht von außen gewaltsam herbeigeführt, sondern durch den Takt der gesunden Volksseele geleitet wird. Kein jähes Abbrechen also durch Einführung fremder, städtischer Moden und Stile, sondern ein organisches Fortentwickeln der einzelnen Zweige des Volkstums zu einem volksgemäßen Neuen, also, daß sich z. B. auch in einem dem Fortschritte oder den Bedürfnissen der Zeit angepaßten Bauernhause immerdar der charakteristische, volkstümliche Baustil ausprägt. Die Entwicklung des Volkstums soll ausmünden in eine wahrhafte Volkskunst.

Es ist bedeutsam, daß in der Zeit des „Zuges vom Lande“ das Schlagwort „*Heimatkunst*“ aufgekomen ist. Diejenigen, die dieses Wort in gutem oder bösem Sinne gebrauchten, namentlich die letzteren, ahnen wohl nichts von dem tiefen Zusammenhange dieser beiden Zeitbewegungen. In der Tat ist aber die Heimatkunst nichts anderes als eine aus der Naturnotwendigkeit herausgeborene höchst erfreuliche und glückliche Reaktion gegen die große Bevölkerungsbewegung, die das Land immer mehr entleert und zerstört und die großen Städte in ganz naturwidriger und verhängnisvoller Weise vollpropt. Darum auch die kleine und kleinliche Auffassung der Heimatkunst, wie sie einem vor allem in der Kritik dieser Kunstrichtung begegnet; darum auch die Unfähigkeit vieler, selbst von Vertretern der Heimatkunst, diese große Aufgabe unserer Zeit aus dem engen Rahmen der Dorfgeschichte herauszubeugen und sich überhaupt etwas anderes darunter zu denken, als eine bestimmte Art unserer Erzählliteratur. So hat die Heimatkunst, d. h. die diesen Namen führende literarische Bewegung, all die großen Kunstgebiete unseres heimatlichen Volkstums, wie sie in diesem Buche behandelt sind, bisher so gut wie ganz außer acht gelassen, wie sie überhaupt ihren Zusammenhang mit den in sie hineinspielenden sozialen und wirtschaftlichen Faktoren gar nicht kennt. Das schöne bedeutende Wort ist ein reiner Literaturbegriff von fast fataler Enge geworden. Möge unser Buch, dem ja schon viele herrliche Einzelwerke aus den bäuerlichen Kunstgebieten vorausgegangen sind, dazu beitragen, daß die Heimatkunstbewegung ihre Grenzen weiter steckt und sich in dem Maße stärkt, in dem sie sich erweitert.

In dem Augenblicke, da es erscheint, wird, ebenfalls auf Anregung unseres Vereins, im Richtthofe des Kunstgewerbe-Museums zu Berlin eine Ausstellung eröffnet, die sich ebenso nennt wie dies Buch: „*Kunst auf dem Lande*“. Wir haben diese Ausstellung gerade in die Zeit verlegt, da in der Reichshauptstadt durch die „große landwirtschaftliche Woche“ viele tausende von Landwirten vereinigt und zahlreiche Versammlungen landwirtschaftlicher, agrar- und wirtschafts-politischer Vereine und Verbände abgehalten werden, um das Gedeihen der Landwirtschaft zu fördern. Auch die alljährliche Hauptversammlung unseres Vereins, in der über wichtige Fragen der ländlichen Wohlfahrts- und Heimatpflege verhandelt wird, findet stets in dieser Woche statt. Wir betätigen hier gewissermaßen das Wort „*Der Mensch lebt nicht vom Brot allein . . .*“ Wir deuten mit unserer Hand hinauf zu den idealen Gütern, die unser Leben schmücken, ihm Farbenreiz, Wärme und Gemütlichkeit geben. Wir wollen den Goldgrund unserer Eigenart wieder klar und leuchtend machen und unser Landvolk davor behüten helfen, daß es durch die „Schablonisierung der Empfindungen und der Urteile“ (auf die Paul de Lagarde einmal warnend hinweist) immer mehr in dem Schlamm der Allgemeinheit versinkt.

Wohl sind die wirtschaftlichen Sorgen und Nöte, in denen heute die deutsche Landwirtschaft steckt, so groß und schwer, daß sie der Anspannung aller Kräfte und der sorgfältigsten Haushaltung bedürfen. Aber die Sorgen und Nöte sind doch nicht der Art,

daß sie jemandem das Recht gäben, mit dem Hinweis auf sie unsere Forderung für die Pflege unserer Heimat und landschaftlichen Eigenart abzulehnen oder uns mit dem Hinweis auf die schlechte Zeit auf eine spätere bessere Zeit zu verträsten. Die das tun, werden auch für unser Werk nichts übrig haben, selbst wenn sie über Nacht Rothschildsche Reichtümer einheimsten. Die Erfahrung lehrt zur Genüge, daß die wohlhabendsten Leute auf dem Lande, oder ich will lieber sagen die am schnellsten wohlhabend gewordenen Landbewohner, gerade am ehesten und leichtesten der Väter Art preisgeben und dem städtischen Oberflächenluxus sich zuwenden. Und diese Tatsache beweist wohl auch, daß die Heimatkunst schließlich doch mehr von dem Volkscharakter als von der Volkswirtschaft abhängig ist.

Der französische Schriftsteller Pierre Loti, der vor einigen Jahren Berlin besuchte, bemerkte in seinem im „Figaro“ erschienenem Reiseberichte u. a.: „Man forderte mich auf, die Museen und Paläste aufzusuchen, aber was sollte ich in den Museen tun, die mit Gemälden von überall her gefüllt sind, in den Palästen in Stilen aller Länder ohne die kleinste Note lokaler Kunst?“ (Ich zitiere nach der „Täglichen Rundschau“ vom 22. Februar 1900.) Diese Bemerkung ist gewiß böshaft übertrieben, aber — ich kann mir nicht helfen — ihrem Kerne nach ist sie durchaus richtig.

Soll nun auch das Land, das allein noch eine lokale Kunst, d. h. einen ausgeprägten Volkscharakter in der Kunst besitzt, über Jahrhunderte hinausgetragen und treu bewahrt hat, einem so verächtlichen Feindesurteile verfallen?

Ich bin mir der hohen Aufgabe unseres gemeinsamen Werkes so voll bewußt, daß ich es für eine ganz unangebrachte Bescheidenheit halten müßte, wenn ich nicht sagen sollte, daß dies Werk nicht nur nationale Besitztümer, sondern auch unsern nationalen Stolz zu wahren hat.

Als Herausgeber habe ich noch den hochgeehrten Mitarbeitern herzlich zu danken für das bereitwillige Entgegenkommen, das ich als Schäfer der ländlichen Wohlfahrts- und Heimatpflege bei ihnen allen gefunden habe. Nachdem ich selbst in meinem Wegweiser für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege die ländliche Volkskunst bereits in gleichem Sinne behandelt hatte und mich also hier nur hätte wiederholen können, habe ich mich darauf beschränkt, unsere Mitarbeiter zu reizen und zu locken und die Verbindung zwischen ihnen herzustellen. Ich legte mir diese Zurückhaltung um so lieber auf, als hier möglichst nur Männer zu Worte kommen sollten, die auf den betreffenden Gebieten tiefer gehende Spezialstudien gemacht, mit dem praktischen Leben in Fühlung stehen und es auch durch die Tat zu beeinflussen vermögen. Ich habe mich an die Herren gewandt, die in unsern Kreisen diesen Ruf mit dem der unbedingten Zuverlässigkeit verbinden. Möge denn von ihrer Arbeit ein kräftiger Ansporn für die Betätigung der Volkskunst ausgehen!

Berlin, 20. Januar 1905.

Heinrich Sohnren.